
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



# Schildereien aus Tirol

von

Ignaz V. Zingerle.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1877.



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Dem

verehrten Herrn Collegen

# Dr. Adolf Pichler

gewidmet.

## Lieber Collega!

Das Büchlein, das ich Dir biete, enthält eine Sammlung von Schilderungen und Aufsätzen, die meist auf Ausflügen in den Ferien geschrieben worden. Zu verschiedener Zeit, ich habe die Jahre der Abfassung im „Inhalte“ bekanntgegeben, entstanden, zeigen sie auch verschiedene Stimmung und andern Ton. Eine Ueberarbeitung glaubte ich jedoch nicht vornehmen zu sollen, weil dadurch die Unmittelbarkeit und Frische gelitten haben würde. Einen Punkt berichtige ich hier. Ich nahm S. 150 Waidbruck als das römische Sublavione an. In neuester Zeit wird Subsavione gelesen und Klausen als diese Römerstation erklärt. Mit Vorliebe findest Du im Buche das Eisackthal behandelt. Ich glaubte diesem Thale besondere Aufmerksamkeit widmen zu sollen, weil dieser Landestheil, der an Schönheit und Reiz, sowie an historischen Erinnerungen anderen Gegenden unsers lieben Vaterlandes

nicht nachsteht, noch viel zu wenig gekannt und gewürdigt ist. Du kennst ja dies malerische Gebiet selbst am besten und wirst meine Beachtung der Eisackregion nur billigen. Möchten die „Schildereien“, Kinder heiterer Stunden, Dir und allen Lesern Vergnügen bereiten!

Klausen, 3 Oktober 1876.

J. V. Zingerle.

# Inhalt.

(Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Abfassung.)



*) In Folge eines Druckversehens wurde der Abschnitt „Barbian“ mit 17 statt 16 bezeichnet.

1.

# Durch's Unterland.

Die zierliche Ottokapelle, das Erinnerungszeichen eines edlen deutschen Königssohnes, der in der Fremde Krone und Treue suchte, aber nur Undank und Verrath fand, liegt hinter uns. Wir haben die Gränze überschritten und befinden uns „im heiligen Land Tirol.“ Warum sollten wir dem schönen Lande dies ehrende Attributiv vorenthalten, das J. Mosen demselben gespendet hat, da Tirol seit des seligen Andreas Hofer Tagen gewiß nicht unheiliger geworden ist, sondern, wie männiglich bekannt, an Frömmigkeit und Weisheit vor Gott und den Menschen zugenommen hat. Wir fahren durch die Klause. Rechts winkt mit seinem freundlichen Garten das Gasthaus zur Klause nieder, das beliebte Wanderziel vieler Bajuvaren, die, des täglichen Gerstensaftes müde, sich nach dem rubinrothen Naß des feurigen Etschländers sehnen. Hat ja schon Wolfram v. Eschenbach die glorreiche Erfindung des frommen Patriarchen dem Safte des heidnischen Königs Gambrinus vorgezogen![1]) Bald hält der Train im ge-

[1]) wan dâ trinket niemen bier,
si hânt wîns und spîse vil. Parz. 201, 6.

räumigen Bahnhofe von Kufstein. Die kleine freundliche Gränzstadt, am rechten Ufer des Inns gelegen, ist vom alten Schlosse Kufstein beherrscht, dessen Kaiserthurm jüngst den berühmten ungarischen Räuber Rosza Sandor beherbergte. Ehemals Geroldseck genannt, gehörte es in frühesten Zeiten den Bischöfen von Regensburg und kam im Beginne des 13. Jh. in den Besitz baierischer Grafen und Herzoge. Im Oktober 1504 wurde die Feste von Kaiser Maxmilian und Herzog Albrecht von München belagert, bis endlich sie sich dem Kaiser ergeben mußte. Der Hauptmann Pienzenauer büßte seinen Hohn mit dem Tode durch das Schwert, lebt aber noch im Volksliede fort [1]). Bei dem Hofe zu den Ainlifen, der am linken Innufer steht, fiel des stolzen Degens Haupt. In den Jahren 1703 und 1809 spielte die Festung nochmals eine bedeutende Rolle. Die Stadt selbst, deren Ursprung weit zurückreicht [2]), bietet keine Merkwürdigkeiten, als das Denkmal des Nationalökonomen Friedrich List, der hier sein früchtereiches Leben endigte. Dagegen zeichnet sich Kufstein durch seine freundliche Umgebung aus, die durch das zerrissene, wilde Kaisergebirge auch den Reiz der Großartigkeit besitzt.

Gästen, die in Kufstein verweilen können, empfehlen,

---

[1]) Uhland, Volkslieder I, 457.

[2]) Im Indiculus des salzburgischen Bischofs Arno vom Jahre 788 begegnet uns schon: Caofstein cum cellula, ubi fratres nostri manibus laborant. Die cellula klingt noch im nahen Dorfe Zell am linken Innufer nach.

wir einen Ausflug zum wildromantischen Hechtsee, der am linken Ufer auf dem waldreichen Mittelgebirge liegt, und auf den Thierberg mit seiner prächtigen Aussicht. Freunden anmuthiger Landschaftsbilder rathen wir einen Gang in das idyllische Thiersee an, von wo ein wechselreicher Weg über bairisch Zell und Schliersee nach Tegernsee führt. Ein Spaziergang in nördlicher Richtung von der Stadt führt in einer halben Stunde zu einem Wasserfalle, reich an landschaftlicher Schönheit.

Wir eilen weiter. — Zur Rechten zeigt sich bald in schönen Feldern das stattliche Dorf Langkampfen und weiter vorwärts beginnt walddunkles Mittelgebirge, der sogenannte Angetberg, ein von der Natur angelegter Park mit einem kleinen See, in dessen Fluth sich die alte Burg Mariastein spiegelt, den Frommen durch ihr vielbesuchtes Gnadenbild, den Gelehrten durch den Codex glagoliticus, den Touristen durch die herrliche Landschaft bekannt. Ein Gang über den Angetberg, reich an schönen Waldungen, lauschigen Plätzchen und lieblich gelegenen Einödhöfen gehört zu den dankbarsten Parthien im Unterinnthale. Zur Linken jenseits des Innflusses breitet sich auf dem Mittelgebirge das durch sein Kohlenbergwerk bekannte Häring aus, in der Thalsohle aber zeigt sich das Dorf Kirchbichl mit seinen wohlbestellten Feldern. Zur Rechten, beinahe dem letztgenannten Dorfe gegenüber, schmiegt sich an den vortretenden Angetberg die Gemeinde Anget mit der größten nordtirolischen Schiffswerfte. Auf der entgegengesetzten Seite erreichen wir

1*

bald die Station Wörgl, ein stattliches Dorf, der heitere Landungsplatz für jene, die ins reizende Brixenthal einfahren oder die hohe Salve besteigen wollen, diese vielbesuchte Höhe mit der herrlichen Aussicht auf die Centralalpenkette und mit einem vielbeschrieenen Wirtshause. Brixenthal rühmt sich eines der schönsten und heitersten Thäler Tirols zu sein und das freundliche Kitzbühel, die Hauptstadt desselben, hat trotz des prosaischen Namens selbst weit im Reiche draußen einen guten Klang. Touristen steigen gerne von dort hinüber nach dem durch seine malerischen Landschaften und unästhetischen Kröpfe berühmten Pinzgau. Von dem von Wörgl nur zwei Stunden entfernten Hopfgarten wandert man auch nach der wildschönen Wildschönau, einem Thale, das diesen Namen durch seine Lieblichkeit wohl verdient [1]) und in neuester Zeit als rechtsgeschichtliche Fundgrube gepriesen wurde [2]). Auf der Weiterfahrt bemerken wir am linken Ufer die freundlichen Ortschaften Klein-Söll und Breitenbach, am rechten zeigt sich bald das stattliche Pfarrdorf Kundl, ein alter Ort, der im 8. Jahrhundert

---

[1]) „Die Bezeichnung mit „wildschön" ist dem Thale angemessen, das an seiner Ausmündung felsig, waldig, von vielen kleinen und großen Bächen in Klüfte zerrissen, schaurig und wild sich darstellt, während im Innern sich sanftere und liebliche Formen enthüllen, und die schönsten Alpengebreite mit herrlichen Waldbeständen angenehm wechseln" Staffler I. 757.

[2]) Die Wildschönau von Prof. Dr. Th. v. Inama Sternegg in der süddeutschen Presse 1868 Nr. 14, 15, 16.

als ad Quantalas vorkommt und im eilften eine Basilika besaß. Letztere ist längst den Weg alles Fleisches gegangen, allein Kundl hat dafür später einen rühmlichen Ersatz erhalten. In den Feldern außer dem Dorfe taucht bald ein schlanker Spitzthurm vor uns auf. Es ist die St. Leonhardskirche, deren Bau Kaiser Heinrich II. im Jahre 1004 auf seinem Zuge nach Italien gelobt und später auch ausgeführt hat. [1]) Ursprünglich romanisch gebaut, erhielt sie später gothische Formen und ist eines der bedeutendsten Baudenkmäler des Innthales.

Bald zeigt sich am rechten Ufer die alte Festung Rattenberg, um deren Hügel die Stadt gleichen Namens sich hinzieht. Wer denkt bei seinem Anblicke nicht an den „Kanzler von Tirol", Dr. Wilhelm Biener, der hier am 17. Juli 1651 als Opfer wälscher Intriguen enthauptet wurde? Sein Gedächtniß ist jüngst durch Hermann Schmids Roman in weitesten Kreisen neu belebt worden. Wir fahren durch den Tunnel des Schloßberges und gelangen nach dem freundlichen Brixlegg, dessen Bahnhof eine prachtvolle Aussicht flußab gewährt, die das mächtige Kaisergebirge schließt. Eine Viertel-Stunde südlich von Brixlegg liegt am Ausgange des Alpachthales das Dörfchen Mehren, das als Badeort einen erfreulichen Auf-

[1]) Eine Aufschrift in der Kirche sagt: „Anno Domini 1019 praesens ecclesia sancti Leonardi a sancto Henrico exstructa et anno 1020 a summo pontifice Benedicto VIII, consecrata est." Einen Aufsatz über sie enthält Emmert's Almanach für Tirol 1836 S. 201.

schwung nimmt. Am linken Ufer lagern sich in sonniger Lage die Dörfer Voldepp und Kramsach und mündet das wälderreiche Thal Brandenberg, durch das man auf lohnenden Wegen entweder nach Tegernsee oder über Steinberg zum Achensee gelangen kann. Bald tauchen vor uns auf kleinen malerischen Hügeln die Burgen Matzen, das römische Masciacum, Lichtwer und Kropfsberg auf und bilden einen Hauptschmuck des Thales. Kropfsberg ist in der tirolischen Geschichte berühmt durch die Versöhnung Herzog Ernst des Eisernen und Friedrichs mit der leeren Tasche am Michaelistage 1416. Mahnen die altergrauen Schlösser an längstvergangene feudale Herrlichkeit, so zeigt uns der Einblick in's heitere Zillerthal, das sich am rechten Innufer öffnet, ein reizendes Bild der Gegenwart, wo der Bauer frei auf eigenem Grund und Boden sitzt. Im Vordergrunde liegt auf grünen Matten das freundliche Dorf Straß, rechts am Eingange blickt auf keck vorgeschobenem Felsen die Einsiedelei der Brettfall, links lacht einem der fruchtbare Hartberg mit seinen weichen, anmuthigen Linien entgegen. Und heiter wie dies Bild ist das ganze Thal mit seinen schönen, fleißig bebauten Höhen, mit seinen reinlichen Dörfern und malerischen Gehöften und den lebenslustigen, klugen Bewohnern, die Sang und Zitherklang nicht als diabolische Erfindungen ansehen. Bietet uns das Thal bis Mairhofen nur liebliche Bilder, so zeigt uns der hintere Theil die Wunder und Schrecken groß-

artiger Bergwelt. Touristen empfehlen wir den Uebergang über den Krimmler Tauern (8749′) in's Pinzgau, oder über Dux, das sich einer heilkräftigen warmen Quelle rühmt, und über das Duxerjoch (7346′) nach dem Thale Schmiern, das am Fuße des Brenner ausläuft.

An dem fürstbischöflichen Edelsitze Rothholz vorüber, das einen wohlgehegten Thiergarten besaß, gelangen wir nach der Station Jenbach, einem durch Lage, Gewerbsthätigkeit und preiswürdige Gasthäuser ausgezeichneten Dorfe. Die Nähe des Achenthales und des Zillerthales, die sich beide eines europäischen Rufes erfreuen, eignet es als Standort für Touristen und empfiehlt es auch zu einem längern Sommeraufenthalte. Fromme Seelen verweisen wir auf das nahe, auf freundlichem Mittelgebirge liegende Dorf Eben, wo die heilige Notburga auf dem Altare thront, die mythische Dienstmagd, deren Bild uns auf so vielen Bauernhäusern begegnet. Am rechten Ufer drüben über Rothholz ragen aus grünem Walde die Ruinen von Rottenburg, der Stammburg des stolzen Geschlechtes, das einst zu den mächtigsten in Tirol zählte und 1411 mit dem übermüthigen Heinrich von Rottenburg erlosch.

Haben wir Jenbach verlassen, blickt bald rechts vom Felsen das stattliche Tratzberg nieder, die an Antiquitäten und Kunstschätzen reichste Burg des Landes. An dem Dorfe Stans vorüber eilen wir nach der Station Schwaz. Der stadtähnliche Markt, überragt

vom Schlosse Freundsberg, rühmt sich römischen Ursprungs, einer gothischen Kirche und einer besonders klangvollen Glocke. Die zwei letztern geben noch lautes Zeugniß von des Ortes „silberner" Zeit, als reicher Bergsegen im Falkensteine blühte, der Markt 30,000 Einwohner zählte und die zahlreichen Knappen und Gewerke ein gar lustiges Leben führten. Denn wöchentlich aßen sie „ohne das Tirolisch-Landvieh" siebenzig schwere fremde Ochsen und verbrauchten mehr als hundert Mut Getreide. Aus hundert Wirtshäusern klang der Sang fröhlicher Bergweisen. Nun gibt es zwar noch viele Gasthäuser, aber dies alte laute Leben ist verschwunden und verschollen, und an die Stelle der protestantischen Gelüste der ehemaligen lustigen Schwazer Knappen ist konservative Gesinnung und fromme Beschaulichkeit getreten. Nördlich vom Bahnhof liegt mitten in fruchtbaren Feldern die Benediktinerabtei Viecht, ein imposantes Gebäude, zu dem Abt Cölestin Bemb selbst am Beginne des vorigen Jahrhunderts den Plan entworfen hat. Dieser Prälat, dessen romanhaftes Leben wir Novellisten als dankbaren Stoff bezeichnen, verlegte das Kloster, das früher auf St. Georgenberg stand, herab in's reizende Thal. Freunde großartiger einsamer Bergwildniß mit schroffen Felswänden, dunkeln Wäldern und rauschendem Bergbache empfehlen wir einen Gang nach dem 1½ Stunden entfernten Georgenberge, dem vielbesuchten Wallfahrtsorte, mit dem sich an landschaftlicher Großartigkeit nur St. Romedio im Nonsberge messen

kann. Von hier aus führt auch ein Weg über die „Lampsen“ nach der wald- und wildreichen Hinterriß, wo der Herzog von Coburg im Herbst dem fröhlichen Gejaide obliegt. Eine Viertelstunde ober der Abtei Viecht liegt an sonniger Bergbucht, in der selbst die Traube edel wird, das obstbaumumschattete Vomp, das alte Vonapo, die Heimat des bewunderten Bildschnitzers Josef Hell [1]. Drüber auf heiterem Bühl ragt das zinnenreiche Sigmundslust, erbaut vom fröhlichen Herzog Sigmund dem Münzreichen, der hier gerne weilte und dem edlen Waidwerke in den benachbarten Forsten und Bergen nachgieng. In den stürmischen Jahren 1524 und 1525 befand sich hier die Druckerei des Josef Pirnsyder, die älteste in Tirol, in der das seltene Werk „Hymnarius, durch das gantz Jahr verteutscht“ 1524 erschienen ist.[2] Nun ist dies Schlößchen aus dem Verfalle neu erstanden und gewährt einen reizenden Sommeraufenthalt. Es ist nicht nur wegen der herrlichsten Aussicht, sondern auch wegen seiner geschmackvollen Säle und Gemächer und des kunstreichen Altars in der gothischen Kapelle eines Besuches wert. Bald fahren wir über die Brücke des Vomperbaches, der aus dem wilden „Vomperloche“, einer schaurigen Thalschlucht, kommt, die sich weit in die Berge zurückzieht. Während am rechten Innufer drüben die freundlichen Dörfer Pill, Weer, Kolsaß, Wat-

---

[1]) Staffler I. 664 und neue Ferdinandeums-Zeitschrift B. I.
[2]) Archiv für Geschichte Tirols. II, 199.

tens und malerische, reichbebaute Mittelgebirge, von dem die neue romanische Kirche des Werberges niederblickt, das Auge entzücken, sausen wir am Fuße des sich drei Stunden von Osten nach Westen hinziehenden Gnadenwaldes dahin, einer Mittelebene, die den Typus eines arkadischen Parkes trägt und wo gerne Kaiser Max der letzte Ritter und Erzherzogin Claudia verweilte und wo der Salzversilberer Georg Thaler 1648 im Rufe der Heiligkeit starb und der berühmte Schützenführer Josef Speckbacher 1767 geboren wurde. Wer diese reizende Gegend, reich an Waldesschatten und stärkendem Harzdufte, besuchen will, [1]) verlasse bei der Station Fritzens die Bahn und steige direkt nach St. Martin oder nach dem alterthümlichen Jagdschlosse Thierburg empor, in dessen Nähe der Burgstall von Volandseck eine der schönsten Aussichten im Innthale gewährt. Am Fuße des „Waldes" zeigt sich bald das Baumkirchen mit seinem Frauenbade, vom jenseitigen Ufer des Flusses grüßt aber das malerische Schloß Friedberg mit mächtigem Thurme herüber, eine alte Burg, die 1295 schon urkundlich erwähnt wird, deren schönsten Schmuck der nahe Park mit riesigem Baumschlag und die pittoreske Waldschlucht mit schäumender Cascade bildet. In der Tiefe aber taucht der rothe Spitzthurm von Volders auf, dem freundlichen Dorfe, das uns als Volares schon circa 1000

---

[1]) Vergl darüber J. F. Lentners Aufsatz: „Am Walde" in dessen „Geschichten aus den Bergen S. 228—238.

begegnet. Am dunkeln Waldessaume steht das Servitenkloster, während die mit sehenswerten Fresken des Martin Knoller geschmückte, vom berühmten Arzte Dr. Hippolitus Guarinoni [1]) gegründete Klosterkirche hart am Ufer des Flusses und nahe an der in den Kriegsläuften 1809 oftgenannten Volderer Brücke liegt.

Zur rechten Hand steigt aber die Stadt Hall terassenartig hinan und mahnt nach Bau und Anlage an alte Reichsstädte, wie sie uns in Schwaben und Franken begegnen. Ja „das lustig, wol erpaut, vest Stadl Hall", wie der Chronist Schweyger [2]) diese Salinenstadt nennt, macht mit seinen alterthümlichen Häusern, stattlichen Kirchen und dem grauen runden Münzthurm, wo noch anno 9 die vielgesuchten Sandwirtszwanziger geprägt wurden, einen gemüthlichen, fröhlichen Eindruck. Allein die alte gute Zeit, in der Landesfürsten gerne in die lustige Stadt ritten, um sich mit den heitern Bürgern und schönen Frauen am Spiel, Mummenschanz und vielträchtigen Gelagen zu ergötzen, die gute alte Zeit mit den weitberühmten Messen!, auf denen Nürnberger und Venediger Kauf-

---

[1]) Vergl. über diesen berühmten Gelehrten jener Zeit Tinkhauser II. 669. und die Schrift: „Hippolyt Guarinoni. Ein kleiner Beitrag zur tirolischen Culturgeschichte von G. Obrist." Innsbruck 1867.

[2]) Franz Schweygers Chronik der Stadt Hall 1303—1572. Herausgegeben von Dr. Dav. Schönherr. Innsbruck 1867.

leute ihre Waaren feilboten, ist längst verschwunden und auf dem einst vielbesuchten Marktanger könnte ein Jeremias Klagelieder anstimmen. Nicht allein Tyrus und Sydon, auch unsere ehemals vielumworbene Stadt hat ihren Glanz verloren und trauert alter Macht und Herrlichkeit gedenkend; allein noch immer kann sie sich ihres unerschöpflichen Salzberges und der herrlichen Umgebung rühmen, die ihres Gleichen sucht. Nördlich von ihr breitet sich das liebliche Absam aus, die besuchteste Wallfahrtsstätte in ganz Nordtirol.

Eilen wir vorwärts, zeigt sich am rechten Ufer auf waldigem Mittelgebirge Ampaß mit den zwei rothkuppeligen Thürmen und weiter das Dorf Ambras mit dem ragenden Schlosse, dem Lieblingsaufenthalte der schönen Philippine Welser, der man den rothen Etschländer durch die feine Kehle gleiten sah. Darüber dehnt sich aber das reizendste Mittelgebirge mit den Dörfern Alrans, Lans, Sistrans, auf die aus dunkelm Waldesgrunde das „heilige Wasser“ weißblinkend niederschaut, und bald taucht im Hintergrunde des Stubaithales das beeiste Bergeshaupt des imposanten Habicht empor.

Zur Rechten zeigt sich aber bald hinter Absam das obstbaumreiche Dorf Thaur (Toura c. 950) am Fuße des Schloßberges, von dem das graue Gemäuer der alten Burg Thauer niederblickt, der frommen Sage nach die Wiege des legendenreichen St. Romedius, der im 5. Jahrhundert gelebt haben soll und seine Tage in einer wilden Thalschlucht des

paradiesischen Nonsberges als Einsiedler schloß. Die Gemeinden Rum, Arzl mit seiner Calvarienkirche, das freundliche Mühlau fliegen an unsern Blicken vorüber und auf dem Viadukte eilen wir nun der thurmreichen Landeshauptstadt zu, in deren Hintergrunde der waldesdunkle Berg Isel und die stolze, prachtvolle Piramide der majestätischen Serlosspitze aufragt.

2.

# Im Walde.

„Das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechthum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet.
Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder gerathen,
Verdank' ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldpfaden.
Aus schwarzem Buch erlernst Du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen:
O Tannengrün, o Sonnenlicht,
O freie Luft der Höhen!"

Frau Aventiure.

Wem erweckt der schöne Name „Wald" nicht heimliche Sehnsucht, süßes Verlangen? — Ein eigenthümlicher Zauber ruht in diesem Worte, würzige, frische Lüfte, kühler Schatten, Augen und Herzen erquickendes Grün, liebliche Einsamkeit liegen in diesem Klange. Und wem es je gegönnt war, einige Wochen fernab der Straße und der Stadt im einsamen Forste zu wohnen, der denkt gerne zurück an die lauschige Heimlichkeit, an die erfrischende Herrlichkeit des rauschenden

Waldgrundes. Wenn dies im Allgemeinen gilt, so übt diesen Zauber besonders „der Wald“, der sich am rechten Innufer von Mils bis zum Vomperloche so malerisch hinzieht. Es ist eine über drei Stunden von West nach Ost sich hinbreitende Hochfläche geschmückt mit allen Reizen eines Waldgebirges, eine der lieblichsten Landschaften des „transalpinischen Tirol“. Das Volk nennt dies wonnigliche Tafelland gewöhnlich „Gnadenwald“ — und dieser Name paßt trefflich für dies von der Natur mit Gnaden reich ausgestattete Revier. Sie scheint wirklich über diese Strecke ihre besondere Gnadenfülle ausgegossen zu haben, um des Menschen Aug und Herz zu entzücken. Die Sage aber meldet, daß der schöne Name davon herrühre, daß die Landesfürsten treuen Dienern und Knappen hier Grund und Boden anwiesen zur Urbarmachung und auf diese Weise ihre Dienste belohnten. Daher kommt es auch, daß die Gehöfte meist einsam, durch beträchtliche Zwischenräume von einander getrennt liegen. Nach einer andern Meldung seien begnadigte Verbrecher in den Urwald verwiesen worden, um ihn zu lichten und die reißenden Thiere, die hier hausten, auszurotten. Sie hatten sich hier zuerst angesiedelt, und weil sie von der Fürsten Gnade ihr Leben behielten, und hier Grund und Boden bekamen, sei der Wald „Gnadenwald“ genannt worden. Obgleich die letztere Sage verbreiteter ist, möchte ich doch die erstere als die ächtere ansehen.

Nach dieser Vorbemerkung schlagen wir den Weg

in den ersehnten Wald ein und treten aus der einst reichen, nun verblühten, aber wieder aufblühenden Stadt Hall und wandeln durch das Eichat gegen Norden. Die kahlen, zerrissenen Kalkwände des Salzberges starren vor uns empor, wettergrau während des Tages, aber abends, wenn die Sonne zur Neige geht, im feurigen Purpur glühend. Eine halbe Stunde führt der Weg in dieser Richtung zwischen Feldern hin, — dann beugt er sich plötzlich gegen Osten. Ein einsames Gehöfte steht am rauschenden Bache, der aus der Schlucht des Salzberges jugendfrisch niederspringt. Hier wirft man gerne einen Blick zurück auf den durchmessenen Weg. Vor uns liegt Hall mit seinen Thürmen und Häusern, erinnernd an alte Größe. Einst war die reiche Salzstadt voll bewegten frohen Lebens. Selbst Landesfürsten beehrten die alte Stadt mit ihrem Besuche, um sich in derselben zu erlustieren, an ihren Tafeln und Banketten Theil zu nehmen. Daß der rege Verkehr, der leichte Erwerb und die Wohlhabenheit damals in Tirol einen großen Luxus und eine unersättliche Lebenslust förderten, davon weiß manche Chronik zu erzählen. Der Salzhandel, die hier beginnende Schifffahrt auf dem Inn, die großen Märkte, besucht von den Kaufherrn aus Augsburg, Nürnberg und Venedig führten den Bürgern Gold und Silber zu. Allein eine Goldader nach der andern versiegte, und die ehemals prangende, tanzlustige Stadt ist nun zur darbenden Matrone geworden. Aber hinter den alten schwachen Häusern und grauen Thürmen zieht sich der heitere Volderer

Berg empor, grünend in frischer Jugend, ein wahres Labsal für die Augen. Wir schreiten fürder über eine Heide, nach einer Viertelstunde steigt der Weg steil empor, und ehe wir's ahnen, treten wir bei der „Walder-Kapelle“ in dunkeln Waldesschatten. Rechts und links hemmen Fichten und Föhren den Ausblick, wir scheinen der Welt entrückt. Da lichtet sich auf einmal der Wald und das stille „Wiesenkirchlein“ mit seinem Spitzthurme steht vor dem Wanderer. Rechts ziehen sich frischgrüne Matten hin und links ragt das Kalkgebirge empor, von dem der Fallbach rauschend niederstürzt. Der Sage nach gehen bei ihm Geister um, die nach dem Tode ihren Frevelmuth büßen. Wieder rücken die Waldbäume enge an den Pfad, doch bald funkelt ob den dunkeln Fichten, wie ein Stern, der vergoldete Thurmknopf von St. Martin, und nach einer Wendung liegen die zerstreuten Häuser dieser kleinen Gemeinde vor den überraschten Blicken. Es ist ein recht lachendes, strahlendes Bild, diese Wiesenidylle mit den schlichten Häusern, mit den stattlichen Linden und Eschenbäumen, umfaßt vom dunkeln Waldesrahmen. An den Fuß des kahlen, nördlichen Gebirges schmiegt sich oben das Klösterlein mit der freundlichen Kirche, die wie segnend auf die tiefer gelegenen Gründe und Höfe niederblickt.

Die stille Waldeinsamkeit mit ihrem heiligen Frieden ist wie geschaffen zur Zufluchtsstätte beschaulicher Seelen. Deßhalb stiftete hier im Jahre 1500 Maria Magdalena Getznerin von Hall ein Augustinerinnen-Kloster, aber die bald folgenden Zeitstürme drangen

zerstörend bis hieher und schon 1520 zogen die Nonnen, nachdem das Kloster größtentheils abgebrannt war, nach Hall zur St. Salvatorskirche. Im 17. Jahrhunderte ließen sich auf der Stätte Einsiedler nieder, unter denen der fromme Georg Thaler († 1648) allgemeine Verehrung genoß. Er soll die Wundmale des Erlösers an seinem Leibe getragen und den Tag und die Stunde seines Todes vorhergesagt haben. Unter der Regierung Kaiser Josefs II. wurde auch die Waldbrüderschaft in St. Martin aufgehoben. In jüngster Zeit wohnte im sonnig gelegenen „Klösterle“ ein adeliger Priester, der es mit Bildern schmückte und den Garten gar lustsam herstellte. Nun ist er aus den Anfechtungen und Streiten dieser Welt auch in das Reich der Ruhe, wo es keine Händel und Prozesse gibt, heimgegangen. Indeß lenken Trappisten ihr frommes Augenmerk auf das verwaiste Waldheiligthum, die Bauern meinen aber, des wäre nicht Noth, denn der Klöster gäbe es sonst zu viele und die Patres würden ihnen hierseits nichts nützen und den Weg in's jenseits wüßten sie ohnedies zu finden. Bei der alten Linde, die vor dem Kirchlein steht, genießt man eine schöne Aussicht auf das Waldgelände und das gegenüber liegende wechselreiche Gebirge.

Wenn „der Kamm“ in der Morgensonne glüht, wie eine riesige Erzmauer und die Nebel aus den feuchten Gründen steigen und geisterhaft auf den finstern Waldrändern hinhuschen, Wiesen und Felder aber thaunaß und morgenfrisch lachen, da bietet unsere liebliche

Oase das reizendste Bild, umzirkt von dem ersten dunkeln Waldsaum, der wie ein Zauberring auf allen Seiten die grüne Fläche umschließt. Ja „wohl kann man kein lauschigeres, lieberes Plätzchen finden, um der Friedenssehnsucht im Innern eine friedliche Heimat in der Außenwelt zu geben“ und Balde's Verse:

> O quies semper memoranda Silvae,
> O tuum vere meritura nomen,
> Da frui fessis aliquando vera, Silva, quiete!

finden auch auf unsern Wald vollste Anwendung. Aber über den dunkeln Waldbau schweift der Blick gerne weiter über das verhüllte Innthal nach den reizenden Bergen und Thälern von Volders und Wattens und höher und weiter zu den Stubaier Gletschern, die in weiter Ferne ihre schimmernden weißen Häupter zeigen. Aber auch, wenn um den „Kamm“ sich die Regenschleier spinnen, und über den Wald, wie Geisterschaaren, Nebel wirken und weben, oder in phantastischen Gestalten vorüberfliegen, sieht man gerne dem überraschenden Schauspiele zu und träumt sich in die Welt von Geister- und Hexensagen zurück oder denkt an Ossians Lieder. Wer einen recht erfrischenden Morgengang machen will, der steigt durch die enge, waldesdunkle Thalschlucht, durch die der Wildbach toset und wo die Pulvermühlen in dunkelm Verstecke liegen, nach dem sonnigen Fritzens nieder.

Jeder, der einmal diesen waldkühlen, schattendunkeln Pfad gewandelt, legt ihn wieder gerne zurück. Will man aber eine reiche Aussicht über das ganze Gelände,

dann steigt man am kühlen Morgen empor zur Walder-Alm, die an sich schon ein hübsches Landschaftsbild bietet, dem die wilde Vomperloch-Schlucht gegen Norden und die mächtigen, wetterdurchfurchten Kalkgebirge wahre Erhabenheit verleihen. Wandern wir aber waldein, sehen wir auf sanften Erhöhungen zur Rechten einige lieblich gelegene Gehöfte umgeben von Kirschbäumen.

Einer dieser Höfe, „zum äußeren Speck,“ ist die Heimat des berühmten Schützenführers Josef Speckbacher, des Mannes von Rinn. Er war entschieden das größte strategische Talent, das Tirol in neuerer Zeit aufzuweisen hat, er repräsentirt den Geist der Erhebung von anno neun, während im Sandwirthe die gemüthliche, patriarchalische Seite jener Bewegung verkörpert ist. Speckbacher erinnert an die Landsknechtführer Tirols; sein Porträt verräth Scharfblick, Kraft, ja seltene Energie. Sein Andenken lebt noch frisch im Volksmunde fort und nicht selten hört man im „Walde“ das Lied:

A Lied'l zu singen,
A Lied'l, wenns wöllt,
Vom Speckbacher Seppel,
Was der hat derstöllt.
Er will wie vor Alten
Das Land'l derhalten,
Er tratzt halt die Boarn,
Bald hinten, bald voar'n
Die Boarn hoben gemoant,
Er freß schon die Stodt,

Wie er vom Berg Jsel
Ober g'schaut hot. —
Sie mochen g'schwind Alarm
In allen Kasarm,
Doch bringen sie den Speck
Vom Berg Jsel nit weg!

Nach einer Viertelstunde stehen wir vor der Kirche St. Michael in lachender Gegend. Bald trennen sich die Wege, einer führt zum einsamen Kunkel-Gasthause, unter dessen Linden man gerne Rast hält; der andere Pfad lenkt rechts und führt uns wieder in dunkelm Wald zu zerstreuten Einödhöfen. Diese „Einsiedler" haben sich mit preiswürdigem Geschmacke die schönsten Stellen ausgewählt — und wie oft möchte man rufen: „an dieser Stelle möchte ich wohnen"!

Aber wenn ich einen Pfad nenne, so irre ich. Er löst sich in ein wirres Gewebe von Steigen auf, deren jeder seine Schönheiten hat. Die ganze Landschaft trägt hier „den Typus eines arkadischen Parkes." Sanfte buschige Hügel wechseln mit wiesengrünen und walddunkeln Thälchen, dichte Buchen- oder Fichtenwälder mit Kornfeldern und kräuterreichen Matten. Prächtige Baumgruppen fesseln und entzücken das Auge.

Ein Landschafter fände hier die lohnendsten Studien für Baum und Wald. Buchen von riesigem Wuchse und schönsten Baue wechseln mit andern Waldbäumen jeder Art. Deßhalb schreibt Staffler [1]: „Wenn die schiefen Strahlen der scheidenden Sonne mit ihren

1) I. 601.

blinkendem Lichte die Waldgruppen durchdringen, erscheint der bunte Schmuck der Bäume in allen Nüancirungen wunderherrlich, wie von einem Brillantfeuer erleuchtet; eine Scene, die man nur im Reiche der Feen zu finden glauben möchte." Dies gilt vorzüglich vom Herbste, wenn der Wald seinen bunten Blätterschmuck angethan hat. Es herrschen dann Lichteffekte, die wahrlich zauberhaft sind und nicht leicht ihres Gleichen finden. Wie oft wandelte ich an schönen Septemberabenden diese einsamen Wege! Wie blitzende Diamantenbüschel brachen mit unbeschreiblicher Farbenpracht die Strahlen der Sonne durch's Gehölze, hier und dort rauschte ein fallendes Blatt nieder, in den Wipfeln säuselte die Abendluft — und endlich summten aus der Thalestiefe die ernsten Grüße der Abendglocken. Der hohe Kamm leuchtete glühendroth in der Abendsonne.

Wir treten aus dem Walde, die alte Thierburg grüßt uns mit Mauern, Thürmen und Thor — „so ganz das Musterbild eines Jagdschlößleins, wie der Landadel aus Kaiser Maxens Zeit sie baute und setzte." Die Fensterläden sind mit dem Burgunder Feuerreifen oder der österreichischen Binde gut kaiserlich gemalt, an Wappen über Thür und Thor fehlt es nicht. Die einsame alte Thierburg in lauschiger Waldeinsamkeit scheint wie ein verzaubertes Schloß aus alter Märchenzeit. Die uralten Eschen, die schrillenden Dachfahnen, die krächzenden Geier, die darüber schweben — Alles dient dazu, diesen Eindruck zu machen. Einst führte dieses Haus den Namen „zu Hof," und es

war damit das Recht verbunden, bis zum Vomperbache jagen und fischen zu dürfen. Im Jahre 1480 ließ Peter Rumel von Lichtenau, der unter der Regierung des fröhlichen Herzog Sigmund's aus Nürnberg nach Tirol gekommen war, das Haus „zu Hof" mit großen Kosten zu einem Schlosse umgestalten. Kaiser Max aber, der in dieser herrlichen Gegend oft mit Jagen sich ergötzte, gab dem Schlosse des vielen Wildes wegen, das im Walde war, den Namen Thierburg und gab den Besitzern dasselbe Prädikat. Damals herrschte hier im Herbste ein reiches, vielbewegtes Leben.

Fürsten mit ihrem Gefolge erfreuten sich am edlen Waidwerke, und der Wald tönte von Hörnerklängen, vom Halloh der Jäger und dem Bellen der Hunde. Auch später noch herrschte oft zur Sommerszeit ein bewegtes Treiben. Besuche und Feste, Spiele und Jagden waren an der Tagesordnung. Besonders gerne hielten sich hier Erzherzog Leopold und Klaudia von Medici auf, und noch heißt ein Zimmer, in welchem das erzherzogliche Paar wohnte, „das Fürstenzimmer." Nun sitzt ein Pächter auf dem alten Jagdschlosse und die Säle und Gemächer, in denen einst Fürsten und Fürstinnen, Ritter und minnigliche Fräulein wohnten, stehen öde, und Spinnen weben und zetteln an den einst festlich geschmückten Wänden.

„Drinnen ist es still uud friedlich,
Alle sind in's Thal gezogen,
Waldesvögel einsam singen
In den leeren Fensterbogen."

Wird sich Niemand des zerbröckelnden, noch im Verfalle lieblichen Baues erbarmen und ihn wieder zum wohnlichen Sitze umbilden? — Und drüben schlägt der blaue Teich seine Wellen. Wie lieblich und friedensstill ist dieses Landschaftsbild am sonnigen Morgen! Das hohe Schilf säuselt, an den Röhren sonnen und wiegen sich großäugige Frösche, die Fluth zittert und wallt im blitzenden Lichte, und im Hintergrunde ragt das graue Schlößchen mit Thürmen und Mauern aus Eschengruppen empor. Das ganze freundliche Bild schließt aber in großartigster Weise die graue Kalkwand des Kammes ab.

Am Teiche vorüber wandelt man in einer kurzen Viertelstunde hinaus zur Hügelecke, auf welcher Wolfgang Boland, Kämmerer der Königin Anna, den Edelsitz Bolandseck 1540 erbaut hat. Nun ist die letzte Mauer des Edelsitzes spurlos verschwunden, aber dennoch zieht diese Stelle mit magischer Gewalt den Waldgänger an. Denn von ihr fliegt der Blick hinab durch das breite gesegnete Thal, das der Inn mit seinem Silberbande schmückt, bis wo die wuchtige, imponirende Masse des „großen Kaisers" das Panorama schließt. Dörfer und Burgen, Kirchen und Kapellen schmücken die reiche Landschaft, bis sie im grauen Dufte der Ferne verschwimmen. Die Perlen dieser Gegend sind aber die Hügel und Berge, die bald durch phantastische, kecke Formen, bald durch weiche, sanft geschwungene Linien an Schönheit und Reiz wettzueifern scheinen. Und flußaufwärts schweift der Blick bis in die Gegend von

Zirl, so daß man auf dieser windumbrausten Ecke das ganze Innthal von Kufstein bis Zirl beherrscht. Lentner sagt darum mit Recht: „Solche Fernsichten muß man nicht schildern wollen; man muß an der Stelle gestanden haben und damit zufrieden sein. Wer dahin kommt, wird dies fühlen. Einmal hat mir Jemand gesagt, hier sei die Stelle gewesen, wohin der Satan den Heiland brachte, da er zu ihm sprach: „So du nun mich willst anbeten, so soll es Alles dein sein.“ — Der Versucher konnte nicht besser wählen. —“ Gewiß ist, daß der Burgstall von Volandseck eine bezaubernd schöne Aussicht über das Innthal gewährt und eine der schönsten im ganzen Tiroler Lande.

Wir biegen rechts ein, und in wenigen Minuten ist all' die Herrlichkeit des Innthales, wie Spreu verflogen, denn wir steigen durch einen jungen Fichtenwald nieder in eine wiesenreiche Thalsenkung, die sich wie eine Schlange durch sanfte Hügel fortwindet.

An die Stelle der Wiesen tritt auch bald in der Tiefe Wald. Wir treten in's heilige, rauschende Waldesdunkel ein und stehen vor einem schmucken Kirchlein, auf dessen Fronte an einem Lerchenbaume eine Madonna sich zeigt, das lächelnde Jesuskind auf den Armen. Zwei Kinder knieen davor. Es ist die trauliche Wallfahrtsstätte „Unsere liebe Frau in Larch.“ Wer kann ein stilleres, friedlicheres Plätzchen finden! Feierliche Waldesstille ringsum; nur das Säuseln der Bäume und das leise Murmeln eines nahen Quelles hört man, nur die grüne Waldespracht, den blauen, glänzenden

Himmel und die einsame Waldkapelle mit dem Madonnenbild sieht man hier — und unwillkürlich denkt man an des Dichters Worte:

„Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch kein's von Allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht."

Ueber den Ursprung dieser Wallfahrt erzählt man: Ein frommes Weib, Magdalena Bogner, fühlte einen unerklärlichen Drang in sich, an der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, zu beten. Ein Priester, dem sie das mittheilte, gab ihr ein Muttergottesbild, das sie an diesem Orte aufstellen solle. Sie brachte es an einem starken Lerchenbaume an und bald versammelten sich viele Leute um das Bild, das die göttliche Mutter darstellt, wie sie mit der Linken das Jesuskind, in der Rechten einen vergoldeten Apfel trägt.

Im Jahre 1674 wurde eine Kapelle von Holz erbaut, und bald war diese Stätte ein besuchter Wallfahrtsort. Zwei Heilungen, die sich im Jahre 1718 ereignet haben sollen, förderten noch mehr das Zutrauen des Volkes. Später (1724) erhob sich neben dem Kirchlein eine Einsiedelei, die unter der Regierung Josef des II. eingehen mußte.

Aber in der ergreifenden stillen Einsamkeit des Bergforstes erinnert man sich auch an den altger-

manischen Glaubenszug, den Wald als Tempel anzusehen und darin das Heilige zu verehren. Sagt ja schon Tacitus von den Germanen: „die Götter in Wände zu bannen dünkt ihnen gegen die Würde der Himmlischen; sie weihen ihnen Haine und Wälder“ und noch finden wir oft die ältesten Wallfahrtsstätten des Volkes in düstern, geheimnißvoll rauschenden Waldeinsamkeiten. Und mahnen unsere gothischen Münster mit den himmelanstrebenden Säulenschäften, aus denen die Rippen sich abzweigen, nicht an stark aufgeschossene Bäume, die mit ihren Ästen und Zweigen das hohe, dunkelgrüne Gewölbe des Walddomes nachbilden? Ja, der tiefe Natursinn, die angeborne Liebe für Wald und Hain, für das Geheimnißvolle im Leben und Weben des dunkeln Forstes ist uns Deutschen haften geblieben, ein unüberwindliches, schönes Erbstück unserer reckenhaften Ahnen.

Bei dem Brunnen der aus der Seitewunde eines Christusbildes plätschert, erfrischt man sich gerne in der kühlen, hohen Halle.

Neu gestärkt schreitet man zu Thale. Ungern, mit Wehmuth scheidet man aus der Nacht hochstämmiger Fichten und Föhren, der Wald lichtet sich und Terfens, das freundliche Dorf, liegt in einem großen Obstbaumgarten vor uns. Fromme Bilder und Sprüche wie z. B. „Heiliger Florian und Sebastian, sei unser Patrian [1])“, schmücken oft die Häuserfronten nach altem

[1]) Deutsche Haussprüche aus Tirol. S. 16.

Brauche. Zwischen fruchtreichen Feldern, überschattet von Kirschbäumen, wandern wir gegen's „Unterland." Bald lenken wir vom Fahrwege ab und dunkler Wald nimmt uns wieder in seine Schatten auf. Der bisher ebene Pfad fällt nach kurzer Wanderung steil ab, und wir treten in die wildbachdurchschäumte Thalschlucht des Vomper-Loches ein. Kahle Felsen ragen zu beiden Seiten empor, die hier und dort Höhlen zeigen. Einst wanderte ich am Charfreitage durch diese wildromantische Einöde, und wie war ich überrascht, als ich in einer solchen Felshöhle „Christus im Grabe" fand, umschimmert von leuchtenden Kugeln, umkränzt und umgrünt von Tannengewinden, aus denen die ersten Anemonen lächelten. Da hat die fromme Sinnigkeit den rechten Fleck getroffen und die wilde Natur geweiht und verklärt.

Das Vomperloch ist wirklich ein landschaftliches Schauerbild; nur graue starre Felsen, den schäumenden Bach und ein Stück Himmels sieht das Auge. An einigen weitern Stellen liegen zerstreute Häuser.

Wo sich aber die Berge am engsten zusammenziehen, schmiegt sich an die Felswand das gastliche „Pfannenschmiedhaus", gekennzeichnet durch ein stattliches Hirschgeweihe. Diese Stelle wäre eines Malers werth.

Wer noch weiter thalein wandern will, kommt in eine schauerliche Bergwildniß, umstarrt von mächtigen Kalkgebirgen. Wir überschreiten aber den Vomperbach, steigen einen Hügel entlang und wandern durch Föhren-

waldungen, bis in einer halben Stunde das sogenannte „Vomperschloß“, Sigmundslust vor uns liegt. Vor zehn Jahren wanderte ich einmal vorbei, — da war es ein verfallendes Gebäude, das nur durch unbeschreiblich schöne Lage und historische Erinnerungen Interesse erweckte. Das „Gschlößl“ stand in der Uebergangsperiode zur vollständigen Ruine. Jetzt blickt es dir, wie durch einen Zauberschlag verjüngt, mit blauweißen Balken und schlanken Thürmchen entgegen und zieht dich näher, denn das zierliche Aeußere und der weite duftige Hintergrund verrathen wohlthuenden Genuß im Innern und reizende Fernsicht. Sigmundslust verdankt, wie so manch andere Burg, sein Entstehen dem frohsamen, jagd- und minnelustigen Herzog Sigmund. Diesem Fürsten muß man die Ehre lassen, daß er den rechten Fleck zu treffen wußte, wenn er ein Jagdschloß bauen wollte, und er zeigte dadurch, daß er wirklich feinen Geschmack für „Schönheiten“ besaß. Dies beweisen uns die Schlösser Sigmundsburg, das mitten im zauberhaft schönen Fernsteiner See liegt, und Sigmundslust, das gar lustig, wie ein fröhlicher Waidgeselle, auf dem Vomperhügel sich lagert und hinunterblickt tief in das Innthal, bis endlich das Kaisergebirge der Fernsicht die mächtige Schranke zieht. Das Schlößlein verdient seinen Namen mit Fug und Recht. Nach des fröhlichen Waidmanns Hinscheiden kam es in verschiedene Hände und ward mehr und mehr verwahrlost. Bemerkenswerth ist, daß hier 1524 das älteste katholische Gesangsbuch „Hymnarius“, von

dem unseres Wissens nur mehr wenige Exemplare bekannt sind, durch Josef Pyrnsieder gedruckt wurde. Während andere Burgen zu Ruinen einsanken, um nicht mehr zu erstehen, feierte Sigmundslust in jüngster Zeit eine fröhliche Urständ. Die Herren von Riccabona zauberten mit vielem Geschmacke die alte Pracht des verkommenen Schlößleins wieder herauf, so daß es nun gar freundlich mit Thurm und Zinnen den Wanderer begrüßt. Wir treten in den geräumigen umzinnten Schloßhof. Ein alter Reimspruch ob dem Burgthor bewillkommt den Gast, die Bilder von Pagen und einem Hellebardier begrüßen ihn. Das Innere ist mit feinstem Takte bestellt, trauliche Stübchen und geräumige Säle sind mit alterthümlichen Möbeln versehen. Bis auf dem Fensterangel klappt Alles genau und stilgerecht zusammen. Unter den alten Fahrnissen ist ein Spieltisch der schönen Philippine Welser besonders beachtenswerth. Passende Sinnsprüche z. B.

„Fromm, klug, weis' und mild
Gehört in des Adels Schild." —
„Sitzest gut, so sitze fest,
Alter Sitz ist ja der best."

zieren Thüren und Erker.

In einem Saale zeigt uns ein Wandgemälde einen lustigen, phantastischen Jagdzug voll Märchenduft und Romantik. Heitere Ritter auf bäumenden Rappen, holdseelige Frauen auf weißen Zeltern, blühende Knappen und der schellenreiche Schalksnarr ziehen in den duftigen, von der Morgensonne vergoldeten Wald. Die Inschrift sagt:

„Allhier reit Herzog Sigismund
Zum Gejaid mit Mann und Hund.“

Gegenüber diesem bewegten Bild ist aber eine einsame Almgegend, umgeben von schimmernden Gletschern, dargestellt. Ein Ritter reicht in dieser Bergeinsamkeit einem Bauernmädchen seine goldene Kette. Auch ohne die Aufschrift:

„Herzog Friedrich sonder Land
Hier den Trost der Minne fand,“

würde man sogleich an den Friedel mit der leeren Tasche und die minnigliche Rofner Tochter denken. Den künstlerischen Hauptschmuck des Schlosses bildet aber der gothische Altar, ausgeführt von Bildhauer Josef Müller, geschmückt mit Gemälden von Josef Hellweger, in der alten schönen Kapelle. Doch die höchste Kunst wird von der Natur in Schatten gestellt. Immer zieht es einen an die Fenster, um die herrliche Aussicht in's Unterland zu genießen. Jedes Fenster gewährt eine zauberhafte Fernsicht. Aber beinahe überwältigt wird man von der Pracht des Panoramas, wenn man oben steht auf der Plattform des thurmähnlichen Stiegenhauses und das Innthal von den Bergen, die sich gegen Selrain ziehen, bis zum Kaisergebirge beherrscht. Unübertrefflich ist auch das Landschaftsbild gegen Osten mit seinen Bergen und Burgen, Dörfern und Kirchen und dem majestätisch sich dahin schlängelnden Innflusse. Hier wäre der rechte Punkt für den Landschafter, diese reizend schöne Parthie aufzunehmen. Und nachts, wenn die Gegend

vom Mondschein verklärt im feenhaften Lichte daliegt und die Blumendüfte aus dem Schloßgarten emporsteigen, da glaubt man gar an das duftige Zauberbild gebannt zu sein.

Unvergeßlich wird mir diese Mondscheinlandschaft in der Erinnerung haften.

---

3.

## Ein Gang nach Weierburg.

Wenn der Fremde, von Kufstein kommend, Innsbruck sich nähert und schon über die marmorne Innbrücke gefahren ist, blickt ihm von den Hügeln des linken Flußufers ein malerisches Schlößchen aus dichten Baumgruppen entgegen. Das zierliche alterthümliche Bauwerk gewährt mit seiner malerischen Umgebung einen so reizenden Anblick, daß wohl jeder nach dem Namen desselben frägt und darauf die Antwort erhält: „Es ist die Weierburg!" Wenn das Schlößchen auch weder hohe Thürme noch Ringmauern besitzt, so führt es doch den stolzen Namen „Burg", und in uralten Zeiten mag es wohl ein festes Kastell gewesen sein, das von seiner Höhe gar stolz und trotzig auf die sumpfige Thalebene niedergeblickt hat.

Ist aber auch die Weierburg von der starken Veste zunächst zu einem Jagdschlosse und endlich zu einem Privatansitze heruntergesunken, so kann sie sich dennoch rühmen, eine der bekanntesten und besuchtesten Burgen Tirols zu sein, und kein Fremder, der die Landeshauptstadt besucht, unterläßt es, einen Gang nach

dem schöngelegenen, sonnigen Ansitz zu unternehmen. Ein reizender Pfad führt dorthin. Man geht über den Inn, durchschneidet die Vorstadt St. Nikolaus und steigt von dort auf baumschattigem Wege zum stattlichen Schlosse Büchsenhausen empor, das einst der Lieblingssitz des edlen, geistreichen, um das Land so hochverdienten Hofkanzlers Biener war, der am 17. Juli 1651 wälschen Conspirationen als blutiges Opfer fallen mußte. „Es war," schreibt Dr. Jos. Egger, „ein Justizmord, der um so schrecklicher erscheint, je größer die Verdienste des Mannes um das Vaterland gewesen." Den Wälschen war ja damals Alles möglich, und wir Deutsch-Tiroler müssen Gott danken, daß er im 17. Jahrhundert ihr Gewebe zerrissen hat. Das alte Sprichwort: „Gott verläßt einen guten Deutschen nicht" hat sich auch in jenen „bedrängten Zeiten" bewährt. Das Volk liebt gleiches Recht für Alle. Deshalb ließ es, weil Biener unter einem Erzherzog durch italienische Tücke gefallen, auch den Erzherzog Sigmund Franz durch seinen wälschen Leibarzt Agricola 1665 vergiftet werden. Der Sinn der Volkssage ist, wenn ein Fürst den edelsten, verdientesten Mann Wälschen opfert, muß der schuldlose Nachfolger die Schuld durch dieselbe Hand büßen. Bieners Name ist durch Hermann Schmid's Roman „Der Kanzler von Tirol" (München 1862) in den weitesten Kreisen bekannt geworden. Die Volkssage dichtet dem tragischen Untergange des Hofkanzlers als müssigen Epilog hinzu, daß seine Gattin wahnsinnig

geworden sei und sich von hohem Felsen in schaurige Tiefe gestürzt habe, um ihr Leben zu enden. Seit dem müsse ihr Geist im Schlosse umwandern. An diese düstere Sage knüpft sich eine heitere Anekdote. Als ein Schloßherr des Spuckes müde war, wandte er sich an einen frommen Kapuziner mit der Bitte, den Geist zu besprechen. Der Pater willfuhr, begab sich in das Schloß und beide harrten des „Biener-Weibele's". Der Priester gab dem Besitzer den Rath, sich dem Geiste gegenüber so zu benehmen, wie er es thun würde. Endlich schlug die Stunde der Mitternacht, und alsbald huschte eine Frauengestalt durch den Gang daher. Als sie den Pater bemerkte, sprach sie: „Was willst du hier, seliger Mann Gottes?" der Priester erwiderte demütig: „Noch bin ich es nicht, hoffe es aber mit Gottes Hilfe zu werden." Der Geist wandte sich nun zum Schloßherrn: „Und was thust du, Steinesel, hier?" Der Angeredete entgegnete: „Noch bin ich es nicht, hoffe es aber mit Gottes Hilfe zu werden." — Der fernere Verlauf und Erfolg der Beschwörung blieb uns unbekannt — Der Pfad von diesem Schlosse zur Weierburg bietet eine herrliche Ansicht der wechselreichen Gebirgslandschaft am rechten Innufer. Bald kommt man zum Burgfrieden der Weierburg. Eine Allee von alten, breitkronigen Wallnußbäumen nimmt den Wanderer auf und führt ihn zum Schlosse, das mit seinen Erkern und Thürmchen ein gar anmuthendes Bild gewährt. Tritt man in die langen, halbdunkeln Gänge, in die Zimmer und

Säle mit ihren Erkern, so glaubt man sich um einige Jahrhunderte zurückversetzt. Alter Hausrath ziert die dämmerigen Hallen, alte Porträts schauen ernst von den Wänden nieder. Wenn man aber zu den Fenstern tritt, lacht einem die holdeste Gegenwart entgegen, die schönsten Bilder der Natur zeigen sich.

Es ist die Weierburg, ein durch die Sage bevorzugter Winkel. Hier grünt es schon, und die Anemonen blühen in bunter Fülle, wenn in nächster Nähe noch keine Spur des Frühlingslebens sich zeigt, und im Herbste werden hier die letzten Blumen gepflückt. Im Sommer aber gewähren die mächtigen Nußbäume und das hinter der Burg ansteigende Gehölze, ein liebliches Gemisch von Laub- und Nadelbäumen, kühlen Schatten. Es darf uns daher nicht wundern, daß Engländer schon vor mehr denn vierzig Jahren diese mit so vielen Reizen ausgestattete Burg als ihren Lieblingspunkt ausersehen und seitdem dort am liebsten weilen. Die Burg gewährt einen stillen Landaufenthalt, und damit nichts fehle, ist der Burgbesitzer ein liebenswürdiger, vielgebildeter Herr, der nicht nur ein tüchtiger Oekonom, sondern auch ein gutgeschulter Künstler ist und sich auf deutschen Akademieen viele Kenntnisse erworben hat.

Ueber die frühere Geschichte dieses Tuskulums ist ein dichter Schleier gebreitet. Man nimmt aber wohl nicht mit Unrecht an, daß schon damals, als Höttingen von den Römern der Sage nach bewohnt war, auch hier, am reizendsten Punkte, eine Ansiedlung erstanden sei.

Vielleicht stand hier ein Vorthurm, der dem am rechten Innufer gegenüberliegenden Ambras entsprach. Erst im 15. Jahrhunderte fällt Licht in die Geschichte unserer Burg. Im Jahre 1470 tritt Christian Tänzel, der reiche Berggewerke von Schwaz und Herr des berühmten Schlosses Tratzberg, als Besitzer auf, verkaufte es aber an Erzherzog Sigismund, den bekannten Jagdliebhaber, dessen Namen so viele herrlich gelegene Jagdschlösser in Tirol heutzutage noch führen. Nach dessen Tode kam die Burg in den Besitz des „letzten Ritters", der hier oft und gern weilte und derselben 1490 wegen des Teiches den Namen „Weiherburg" verlieh. Hier empfing 1509 der ritterliche Kaiser die um Frieden bittenden Gesandten der stolzen Venezia und entließ sie mit einer Antwort, die des deutschen Kaisers und der übermüthigen Wälschen würdig war Später überließ Maximilian die Burg seinem treuen Sekretär Oswald von Hausen zum Nutzgenusse, und nach des Kaisers Tode ging sie in Privatbesitz über.

Zuerst erwarb sie Christoph Melchior von Köstlan, dem dessen Schwager Veit Langenmantel nachfolgte. Letzterer verkaufte am 21. März 1569 den freieignen, adeligen Ansitz mit den Hofstätten, Stallungen, Wiesen, Aeckern und Gärten um viertausend Gulden guter tirolischer Landeswährung an die „wolgebornen Frawen Anna Welserin, Freiin zu Zinnenburg." Die Mutter der schönen Philippine erhielt aber um diese Kaufsumme nicht nur die Burg und liegenden

Gründe, sondern auch alles Bau-, Zaun- und Schindelholz, Ziegel, Kalk und Steine, drei Bettstätten, etliche Tische, Stühle und Bänke. Die edle Frau schenkte aber schon am 1. Jänner 1571 den Edelsitz ihren Enkeln „den wohlgebornen Herren Herrn Andreen und Herrn Karl". Wahrlich ein schönes Neujahrsgeschenk „aus sonderer Lieb, Treu und Neigung", die sie zu ihnen gebührender Maßen hatte und trug. Karl, Markgraf von Burgund, der nach dem Hinscheiden seines Bruders Andreas (1600) einziger Besitzer der Burg war, hinterließ sie (1618) seinem natürlichen Sohne Carl, der sie bald an Anton von Girardi verkaufte, aus dessen Händen sie 1636 an dessen Vetter Franz Freiherrn von Girardi kam. Dies mußte eine schöne Nachbarschaft gewesen sein! Auf Büchsenhausen saß der edle Biener, auf Weierburg der Intriguant Girardi. Rasch wechselten nun Inhaber. Im Jahre 1681 kam sie durch Kauf an die P. Jesuiten, die hier ein goldenes Kalb und andern Schatz gefunden haben sollen, sie aber nach gehobenem Horte 1686 an den Hofsekretär Ignaz Ehrenreich von Weinhart verkauften, dessen Familie bis 1798 in dem Besitze blieb. Zufolge Testamentes der kinderlosen Witwe Anna von Weinhart, geborne v. Wörndle, erwarb nun Weierburg 1798 ihr Vetter Dr. Philipp v. Wörndle, der sich in der Schlacht bei Spinges rühmlichst hervorgethan hatte, und 1819 ging dieselbe in den Besitz der Herren von Attlmayr über, deren edlem Geschlechte der jetzige kunstgeübte Schloßherr angehört. Mag

dieser auch besten Rechtes Besitzer der Burg sein, trauliche Keller und liebliche Terassen zum kühlen Trunke und angenehmen Beisammensitzen herstellen, so scheint doch ein älterer Herr sich seiner historischen Rechte auf das schöne Schloß nicht ganz entäußert zu haben. Denn obgleich der wohledle Herr Veit Langenmantel am 21. März 1569 „wissentlich" den edeln Ansitz mit allen Gerechtigkeiten und Freiheiten an Anna Welserin verkauft hat, nachdem der Burgbesitz durch so viele Hände schon gegangen ist und die P. Jesuiten das goldene Kalb erhoben haben, beansprucht er dennoch das Recht der Oberhoheit und nimmt sich die Freiheit, in einsamen Nächten einen Rundgang durch die Gemächer zu halten. Wo sein Bild hängt und der Urkundenschrank steht, ist es manchmal nicht ganz geheuer. Vor wenigen Jahren war sein Bild sammt Archiv in der jetzigen Trinkhalle. Ein Herr schlief dort. Plötzlich ward er durch Geräusch am Urkundenschranke geweckt und er vernahm deutlich das Knarren des gedrehten Schlüssels. Auf einmal ward es helle. Ein intensives Gelb und Roth von seltenem Feuer erhellte das Gemach. Ruhig, ja entzückt sah der Künstler dieser außerordentlichen Beleuchtung zu. Als er lange dieselbe bewundert hatte, dachte er den sündhaften Gedanken: „Hier fehlt nur das Schwarz, dann wären's die deutschen Farben." Und alsogleich tauchte auf hellstem Feuergrunde Langenmantel's pechschwarzer Schatten auf. Ganz dieselben Linien wie bei seinem Porträte. Das dunkle

Bild kam zur Bettstätte geschwebt und streckte seine schweren, schwarzen Arme über den Liegenden. Die Situation ward immer bedenklicher, doch plötzlich schlug die Morgenglocke in Mühlau an — und die brillante Beleuchtung mit dem schwarzen Veit Langenmantel war im Nu verschwunden. So mußte der Gast das Gelüste nach der deutschen Tricolore mit Angst und Schweiß bitter büßen. Eine viel minniglichere Erscheinung „ze wunsche wol getân“ ist jene junge Blondine, die im lichtblauen Seidenkleide sich manchmal sehen läßt und in der Kapelle vor dem schönen Bilde des Meisters Hans Burgmair ihre Andacht in mitternächtiger Stunde verrichtet. Wer ist die herrliche Maid, die noch umgehen muß? Jedoch lassen wir die alte Burg mit ihren Schätzen und Geistern von alter Herrlichkeit und Kaiserpracht träumen und wandern wir auf den nahe vorspringenden Hügel, wo eine Ruhebank zur Rast ladet. Welch entzückend Landschaftsbild entrollt sich an dieser Stelle!

Vor uns liegt das wiesenreiche Thal mit dem breiten Innflusse und der kuppel- und thürmereichen Landeshauptstadt; jenseits des Flusses gerade gegenüber grüßt vom Buschhügel das Schloß Ambras herüber, zu dessen Füßen das gleichnamige Dorf sich hinzieht. Darüber lacht jenes reizende Mittelgebirge mit den Dörfern Alrans, Sistrans, Lans, das sich hinunterzieht bis Rinn und Tulfes, reichgeschmückt mit Wald und Feld, so daß es als die schönste Mittelterrasse in Tirol gilt. In weitem Halbkreise dehnt

sich das liebliche Landschaftsbild aus, und der Blick schweift bald auf, bald nieder, ohne sich satt sehen zu können. Und ob den lachenden Fluren thürmen sich die mächtigen Berge, vor allen die Pyramide der Waldraftspitze. Das Panorama, das unsere Stelle bietet, gehört zu den reizendsten in Tirol und ist das schönste, das man bei Innsbruck genießen kann. Wie oft mag hier der kaiserliche Dichter des Theuerdank geweilt und auf die gesegneten Gründe, in die dunkelnden Thalschluchten und auf die mächtigen Berge geblickt haben!

Nur mit Wehmuth kann man sich von diesem Prachtbilde anmuthiger und großartiger Alpennatur trennen und trägt die Sehnsucht mit sich, dasselbe bald wieder zu sehen. Ein angenehmer Pfad führt von hier nach Mühlau, das nur eine Viertelstunde entfernt ist und sich einer rühmlichst bekannten Wasserheilanstalt und guter Gasthäuser erfreut. Von diesem Dorfe kehrt man über die Kettenbrücke und unter den altehrwürdigen Linden, Pappeln und Kastanienbäumen der Ferdinandsallee in die Stadt zurück.

Der in jeden Beziehungen lohnende, an historischen Erinnerungen reiche, durch die schönsten Natureindrücke bezaubernde Ausflug nimmt nur ein und eine halbe Stunde in Anspruch. Kein Fremder, der Innsbruck besucht, möge den genußreichen Gang auf das alte Jagdschloß Weierburg unterlassen!

---

## 4.
# Bauernspiele in Tirol.

Wie den Alpensöhnen große Anlage und Vorliebe zu den bildenden Künsten eigen ist, so besitzen sie auch einen großen Hang, sich zu zeigen auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, und eine nicht kleinere Lust, Schauspielen beizuwohnen. Deshalb faßte das Volksschauspiel in unseren Bergen schon frühe Wurzel und scheint schon am Beginne des 15. Jahrhunderts bekannt und beliebt gewesen zu sein. Denn eine alte Sage erzählt, daß der verfolgte und geächtete Herzog Friedrich mit der leeren Tasche zu Landeck auf der Bühne aufgetreten sei und sich dort dem treuen Volke zu erkennen gegeben habe. Aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts besitzen wir werthvolle Passionsspiele, die Alb. Jäger im Archive zu Sterzing entdeckt und Dr. Adolf Pichler veröffentlicht hat (Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850). Der Besitzer derselben war Wigili Raber, Maler von Sterzingen. Er hatte sie vom Maister Benedikt Debs von Ingolstadt, der „ain sunderer liebhaber der spill und ein berümbter Notist und Bassist und auch schuelmaister zu Botzen

geweßt" zum Geschenke erhalten. Ohne Zweifel wurden diese Spiele in den damals reichen und gewerbsfleißigen Städten Sterzingen und Botzen aufgeführt. Die Passionsspiele wurden in unseren Bergen immer verbreiteter, und selbst in abgelegenen Thälern ward das Leiden des Herrn mit solchem Glück und Erfolge dargestellt, daß das Volk über Berg und Thal, von nah und ferne herbeiströmte, wie heutzutage zu dem Mysterium von Ammergau. Hochberühmt wegen Ausstattung und Darstellung war das Passionsspiel in Sarnthal, zu dem Tausende von Zuschauern aus Vinstgau und dem Burggrafenamte, aus dem Etschlande und dem Eisackthale hinpilgerten. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts fiel das Sarnthaler Spiel durch die Engbrüstigkeit des modernen Polizeistaates, — die Erinnerung lebt aber noch im Gedächtnisse alter Leute fort, die mit Begeisterung von dem schönen Spiele zu erzählen wissen. Wurde in Sarnthal, wie in Ammergau, das Leiden Christi auf der Bühne dargestellt, so führte man es anderswo noch im größern Umfange auf Plätzen und Straßen auf. In dieser Weise ward die Leidensgeschichte zu Meran gegeben. Ein einsamer Obstgarten bei der Stadt galt als Gethsemani, vor einem Baderhause unter den Lauben ward die Scene vor Kaiphas gegeben, und die weichen Hügel am Wege nach Kuens stellten den Berg Calvari vor. Dorthin wurde Christus geführt und gekreuzigt. Diese wandernde Vorstellung des Passions fand jährlich in der Marterwoche statt, bis einmal der Darsteller des Hei-

lands, ein Müller, in Folge eines Versehens am Kreuze wirklich endete. — Wenn auch diese geistlichen Spiele schon vor zwei Menschenaltern abgestellt wurden, so grünt die Sehnsucht darnach immer frisch im Volke fort. — Als religiöses Schauspiel muß auch jene Riesenprozession gelten, die noch im Jahr 1753 in Botzen gehalten wurde. Dabei wurden mit reichster Ausstattung die Geschichte des alten Bundes und die Hauptmomente des Lebens Christi von Personen, die selbst den angesehensten Familien angehörten, dargestellt. Um eine Vorstellung von der Pracht dieses „großen Umganges" zu geben, theile ich beispielshalber nur Folgendes nach der Aufzeichnung eines Augenzeugen mit: Nr. 36. Der König Kaspar mit Scepter und Krone, auf einem wohlgeschmückten Pferde; darauf der Hofstaat desselben ebenfalls zu Pferd. Nr. 37. Ein Mohr als Paukenschläger und zwei Trompeter. Nr. 38. Des Mohrenkönigs Fahnenträger mit einer rothdamastenen Fahne, worauf des Königs Bildniß war. Nr. 39. Vier Mohren, gelb mit Silber, als Läufer und sechs Edelknaben in prächtiger Kleidung. Nr. 40. Zwei Edelknaben zu Pferd, von denen einer das Lavoir, der andere die Kanne trug Nr. 41. Der Obersthofmeister zu Pferde und sechs Kammerherren des Königs. Nr. 42. Der Mohrenkönig mit Scepter und Krone in einem weißen Mantel, mit Hermelin verbrämt, und braunem Hut mit Gold, um die Schultern das goldene Vließ und Perlen an den Ohren. Er ritt ein weißes Pferd und nebenher gieng ein Diener mit einem langen

Sonnenschirm. Darauf folgten in schönster Ordnung achtzehn Diener zu Pferd mit vier prächtigen blauen Fahnen. Nr. 43. Ein Pauker und zwei Trompeter zu Pferd. Nr. 44. Ein Fahnenträger und sechs Heiducken zu Fuß. Nr. 45. Der König zu Pferd in prächtiger Kleidung; vier Läufer und sechs andere Ritter. Alsdann vierundzwanzig Ritter zu Pferde mit der Bagage der drei Könige. Das Programm enthält nicht weniger als 93 Nummern und zeigt, daß diese Prozession weder an Reichthum, noch an Schaugepränge großen Festaufzügen der neuesten Zeit zurückstand. — Ungleich bescheidener als solche Umgänge und die Passionsspiele waren die Weihnacht- und Nikolausspiele, die lange stille fortlebten und heutzutage zu neuer Blüthe kamen. Die Burschen der Gemeinde wandern dabei von Haus zu Haus und stellen in der Stube die Legende vom hl. Bischof von Myra oder die Hirten auf dem Felde zu Bethlehem mit der Parabel vom verlornen Sohne dar. An manchen Orten wird den Costümen und dem Vortrage alle Aufmerksamkeit gewidmet, und ich hörte von manchem fremden Gaste die Aeußerung, diese schöne Haltung und dies Zusammenspiel habe man nicht erwartet. Wie bei den Passionsspielen waltet auch hier der belehrende und erbauende Zweck vor, namentlich gilt dies vom Nikolausspiele, wo der heilige Mann mit größter Würde den Eltern und Kindern ihre gegenseitigen Pflichten ans Herz legt. Da leuchtet dann wohl manches Auge der ergriffenen Mütter in Thränen der Rührung.

Allein mit geistlichen Schauspielen begnügte sich unser Volk nicht. Es griff in seiner Neigung zur Romantik nach den Rittergeschichten, seltener zur Legende. Berühmt waren in dieser Hinsicht die Volksbühnen in Vinstgau am Ende des vorigen und am Beginne dieses Jahrhunderts. Damals waren in kleinen Dörfern, wie Laatsch und Burgeis, Theater, und der regste Wetteifer herrschte unter diesen Instituten der Volksbelehrung und Volksbelustigung. Die größte Rivalität bestand aber unter den Theaterdichtern, die gewöhnlich Bauern waren, welche sich nicht selten durch poetische Fruchtbarkeit auszeichneten. So erzählte mir Peter Raas, Bauer und Poet zu Laatsch, mit jugendlichem Feuer, wie er dem Theater seines Dorfes vor 40 Jahren vorstand und bestrebt war, ihm den Preis vor allen übrigen zu verschaffen. Einstmals glaubte er einen großen Wurf gethan zu haben, denn er hatte die Legende vom hl. Ritter Georg in Behandlung genommen. Was konnte eine größere Wirkung auf das schaulustige Publikum hervorbringen, als ein Stück, in welchem fromme Ritter und schöne Königstöchter, ein stolzer Kaiser und ein feuerspeiendes Drachenungethüm auftraten? Unglücklicher Weise war der glückliche Griff und ein Theil des Manuscriptes dem Theaterunternehmer zu Burgeis verrathen, der sich nun beeilte, den St. Georg zuerst auf die Bühne zu bringen. Der Streich gelang. — P. Raas wollte sich aber rächen, überarbeitete das ganze Stück, „machte es noch schöner“ und sorgte für einen noch fürchterlichern Drachen. Am nächsten Sonn=

tage gieng das neue Georgispiel schon mit einem ungeheuren Erfolge in Scene. In vier Tagen hatte er ungefähr 6000 neue Verse gedichtet.

Die beliebtesten Stoffe zu diesen Dramen waren, der egyptische Joseph, Esther, Eustachius, Genofeva, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuarda und ähnliche. Daß es dabei an drolligen Anachronismen und andern Schnitzern nicht fehlte, darf man unseren ländlichen Poeten um so weniger verargen, da ja der große Britte selbst sich von derartigen nicht frei erhielt. Ich kann mich unter Anderem erinnern, daß in dem beliebten Stücke „Esther und Ahasver" von Peter Raas der Hofnarr den melancholischen König aufmunterte, sich um eine brave, schöne Frau umzusehen. Dabei citirte der Höfling öfters die Episteln des hl. Paulus und ermahnte den König, die Ehe in echt christlicher Weise einzugehen. Die in Aussicht stehenden Sprossen solle er ordentlich taufen und christlich erziehen lassen. Wie wird euch das Herz vor Freude aufhüpfen, meint der Narr:

„wenn euch aus der Wieg entgegenlacht ein Hiesl
und ißt ein ganze Pfann voll Müsl."

Daß es an derben Anachronismen selbst den Passionsspielen nicht mangelte, zeigt folgende Stelle des Sarnthaler Spieles. Der Kreuzzug kommt zum Hause des Simon von Cyrene. Kriegsknechte fragen nach ihm und erhalten die Antwort:

„Ja, Symon der ist in der Kuchel hinten,
Und thut eben Taback anzünden." —

Eines der interessantesten Themate, das dargestellt wurde, war die Sage von Dr. Faust. Mir liegt das Manuscript vor, und ich erlaube mir, ausführlicher auf dieses Drama einzugehen, das im Puppenspiele, in Göthe's großartigster Dichtung und in anderen so bedeutende Gegenstücke hat. Die leider unvollständige Handschrift, die aus den neunziger Jahren stammt, nennt am Schlusse folgendes „Personale": Schutzgeist, Irrgeist, Raphael, Faustus, Mefistofalus, 2 Teufel, Vater, Mutter, meretrix, Hanswurst, 2 „Miliziasch", Herzog aus Parma, dessen Diener. Schon dies Personenverzeichniß stimmt nicht zu dem viel reichhaltigeren des Puppenspieles und zeigt, daß unser Dichter ziemlich selbstständig gearbeitet habe. Unser Fragment beginnt mit dem Vertrage des Faust mit Mephisto. — Faust verlangt, daß der Geist ihm vierundzwanzig Jahre diene, worauf Mephisto antwortet:

„Ach, Fauste, dieses ist eine halbe Ewigkeit, —
Jedoch wir haben hier nicht lange einen Streit.
Du mußt den Willen mir und meines Fürst's gewähren —
Du darfst — — noch waschen Dein Gesicht,
Auch in ein geistlichs G'schrei Dich wagen niemals nicht.
Alsdann ist der Accord mit uns gemacht beisammen.
Hier hast Du meine Hand, ich reis' zu Plutons Flammen.
Und in ein Augenwink werd ich zugegen sein,
Sobald Du mich verlangst. Glaub denen Worten mein."

Faust jubelt nun auf:

„Nun, Fauste, triumphire! Du bist jetzt schon gewonnen.
Du besiegest alle Welt sammt Sternen, Mond und Sonnen.

Jetzt gibst Unterhalt auch deinen Elteren,
Die Du im armen Stand bald wirst vergnügt ernähren.“ —
(Faust ab.)

Die folgende Scene führt uns Faust's Eltern vor. Der schwer bekümmerte Vater Orkanus klagt seiner Frau die Sorge, die ihn seines Sohnes wegen quält, denn ein düsteres Traumgesicht zeigte ihm den Höllenbund des Faust und dessen Verdammniß vor Gottes strengstem Gerichte an. Er mahnt seine Frau, für den irregeführten Sohn zu beten, damit er den Klauen der Hölle entrissen werde. Victoria — so heißt Faust's Mutter — erwidert:

„All Weisheit er besitzt nur auf dem Himmelsthraun.
Faustus der haltet sich an unsrer lieben Fraun,
Die er von Jugend auf geliebet hat mit Freuden,
Von dieser wird er sich ja keineswegs fortscheiden.“

Sie setzt ihre Hoffnung auf die Fürbitte und den Schutz der Gottesmutter. Da naht Faust, doch nicht mehr der alte blühende, heitere Jüngling. Sein rosenfarbener Mund ist blaß, welk und fahl sein Angesicht, von seiner Stirne ist der Frohsinn entwichen. Besorgt fragt ihn die Mutter um sein Befinden. Er antwortet, man solle ihn nicht nach Stand und Ergehen befragen. Er könne jetzt den armen Eltern helfen und ihnen all' das Gute, das sie ihm von der Stunde der Geburt an erwiesen haben, reichlich vergelten. Er ruft den Kammerjunker und befiehlt ihm, Wein zu holen und den lieben Eltern einen Schmaus zu bereiten. Victoria beruhigt sich nun, wird aber

neuerdings erschreckt durch den Anblick des Mephistopheles:

„Der Himmel wird es selbst am allerbesten schicken! —
Doch was muß ich hier bei diesem Junker erblicken!
Ein'n Geißfuß zeiget er. — Dieß ist kein recht Gestalt.“

Der Vater tröstet sich aber mit der Weisheit seines Sohnes. — Der 5. Auftritt besteht aus einem Monologe des Schirmgeistes Raphael. Er will's noch einmal versuchen, Faust zu retten und ihn den Schlingen der Hölle zu entreißen. — In der folgenden Scene kommen Raphael, Mephistopheles, Faust und Orkanus vor. Faust barscht den unwillkommenen Engel an:

„Verwegner, sage an, was suchest Du bei mir?
Nur gleich gesteh' es ein, sonst folgt ein: Fort mit Dir! —“

Raphael erwidert, sein Hirt habe ein Schaf verloren, dies suche er, um es zur Erde zurückzuführen. Faust erkennt, daß Raphael ein Schirmgeist sei, erklärt aber, er wolle jetzt seinen Begierden folgen und die Welt genießen. In vierundzwanzig Jahren könne er ja noch lange seinen Sinn ändern. Er ruft den Mephistopheles und gibt ihm den Befehl, die Geliebte „Meretrix“ zu bringen. Sie erscheint und gesteht dem Faust ihre Liebe:

„Ach, Fauste, Liebster mein! mein Herze liebte Dich.
Du bist mein Trost und Freud, Du bist mein anders Ich.
Ich liebte Dich ja recht vom Grunde meines Herzen.
Du flammtest in meinem Sinn die airgste (?) Sunnenkerzen.
Du bist der Einzige, der mich besitzet hat,
Du bist die Quell der Ruhe, Du meines Herzens Statt.

So komme, schönster Schatz, Du Liebe meines Leben,
Ich werd' Dir dieser Zeit Trost und mein Liebe geben."

Sie gehen ab. Mephistopheles jubelt, daß Alles nach seinem Willen geht, und beschließt, seinen Herrn nach Parma zu bringen.

Es folgt nun das erste „Zwischenspiel", in welchem Hans Wurzelkramer als Soldat mit zwei „Milizoten" auftritt. Er beginnt:

„Potz, Butter, Brot und Käs, potz Rettich, Rueben, Rahnen!
Potz, Zwiefel, Nocken und Blenten, das macht uns Bauern zahnen!
Potz, Zwiefel, Kraut, Salat! Mein Eid, das ist a Leben!
Potz, freiß (?) du Metzgerhund, was wirst du noch anheben!
Ist heint der dritte Tag, daß ich geheiraspelt han
Ein unvergleichlichs Mensch, daß ichs nit sagen kann."

Doch plagt ihn bei allem Glück schon die Eifersucht. Er wagt es nicht, sein Weib Jemandem zu zeigen. Sie ist zu Völs geboren, und das Paar paßt zusammen, wie Faust und Auge, und welch ein Riß droht den seligen Flitterwochen!

„Und itzt, o haushochs Kreuz! sollt ich ins Feld marschieren
Und vor das Vaterland den scharpfen Sabel führen! —
Mein Weib, die gflickte Haut thet ihr ein Kropf auffingen,
Wenn sie ihn nicht zuvor könnt über d' Achsel schwingen."

Während Hans so klagt, kommen zwei „Milizoten mit scharpfem Gewehr und Patrontaschen". Der erste ruft:

„Halt, Bauer, sonst brennt man los.
Potz, Hagel, Blitz und Donner!"

Der erschreckte Hans erklärt, daß er auch zur Miliz gehöre. Da ändern sie ihren Ton und fragen ihn, ob er ihnen ein gutes Quartier und „saubres

Bett“ verschaffen könnte. „Ja wohl,“ erwidert Hans, beim Esel im Stall würden sie gut und warm schlafen. Auf die Frage, ob er ihnen Rindfleisch vorsetzen könnte, macht er den Vorschlag, alsogleich den alten Rommel zu schlagen:

„Der hat gewiß ein Fleisch, das mohrist von der Welt,
Daß, wenn mans beißen will, der Kopf in die Mauern schnellt.“

In ähnlicher oft derber Weise spinnt sich der Dialog weiter.

Der zweite Akt beginnt mit einem Wechselgesange zwischen dem Schutz- und Irrgeiste. Im ersten Auftritte erscheinen Ernst, Herzog von Parma, Faust und sein Diener Mephistopholus in einem Saale. Faust läßt auf des Herzogs Befehl Goliath, Judith, Lazarus erscheinen (vergl. Puppenspiel in Simrocks Volksbüchern IV., S. 190). Da entfährt dem staunenden Herzog das Wort: „Dies ist ein Kunst der Hölle“ und Faust hält „zornig“ dem Fürsten seine Unmacht vor:

„Gebiethe Deinem Land nur wider mich ein Streit,
Geh wage ein Duell und stehe mir zur Seit!
Ich fürchte Alles nicht, Dich und Dein ganze Macht.
Du und Dein Parlament von mir nur wird verlacht.“ —

Faust fliegt mit Mephistopholus fort. Der Herzog erwacht aus seiner Betäubung und ruft einen Diener, dem er seine Angst klagt. Dann bereut er, daß er in sündhafter Neugierde den Zauberer verschrieben habe:

„Ja, ich erkenne jetzt, wie sehr ich hab gefehlt,
Doch Gott verzeih es mir, Du Schöpfer dieser Welt!
Du bist der wahre Gott, Dein Allmacht ist zu preisen,
Du kannst all Zauberkunst zu Stuck und Trümmer reißen.

Bedienter komm mit mir, hüt mich vor Zaubernoth,
Und noch so lang ich leb, will ich dienen meinem Gott."

In der dritten Scene finden wir Orkanus und Viktorie. Dem Vater gefällt das schöne, gute Leben. Doch erschreckt ihn der Gedanke, daß sein Sohn der Hölle jetzt gebiete und später in alle Ewigkeit ihr dienen müsse. Er fleht den Himmel um Rettung seines Sohnes an. Die Mutter ermahnt ihren Gatten, dies Herzeleid zu vergessen. — Der 4. Auftritt führt uns den Hanswurst im Gespräche mit Mephistopholus vor. Ersterer möchte gerne in Faust's Dienst treten und ersucht den Diener um ein günstiges Vorwort bei dem Herrn. Mephistopholus entgegnet, wenn er sein werden wolle, so werde er alle Wissenschaft und Faust's Künste empfangen. Der Hanswurst will aber keinen blinden Handel schließen und fragt Mephisto, wer er sei? Dieser gibt sich für einen lang vertriebenen Fürsten aus „Engelland" aus und verspricht dem Hanswurst die Kunst zu lehren, Mäuse, Ratten und Affen zu machen. Diese Kunst gefällt dem Hans, er ahnt aber, daß Mephistopholus der Teufel sei. Dieser gesteht es zu. Nun will unser Hans nichts mehr davon wissen.

„Nä, nä, i bleib a so, und Du nur Teufel bleibe!
Die Höll ist viel zu heiß. Man thut aim Pech eingießen.
Geh nur, ich will nicht mehr von Deinen Künsten wissen."

Mephistopholus will aber sein Opfer nicht mehr freilassen und droht, ihn auf allen Wegen und Stegen zu verfolgen. Hans geht zitternd ab. — Faust tritt

nun auf und fragt den Mephistopholus, wer im Zimmer gewesen sei. Mephistopholus antwortet: „ein alberner Narr“, der Wissenschaft lernen möchte. Faust zeigt sich nicht abgeneigt, ihn in die Lehre zu nehmen. Da naht Raphael der Schirmgeist. Mephistopholus zieht sich zurück. Bemerkenswerth ist, daß Faust nun an Befreiung aus den höllischen Schlingen denkt:

„Wer weiß, ob dieser Geist mich nicht befreien kann?
Doch noch ist keine Zeit. — Wohlan ich hör ihn an.“

Raphael mahnt ihn zur Rückkehr und erinnert ihn an sein früheres Leben:

„Ach, Fauste, geh' in Dich! thue meine Bitt' gewähren,
Betracht Dein Stand zuvor, wie Du gewesen bist.
Du warst ein Gottesmann, Du warst ein guter Christ,
Du legtest aus die Text von Gott und heil'ger Schrift,
Du warst wie ein Prophet vor Gottes Angesicht.
Sag, was bracht Dich dazu, als Deine Buhlerin?
Durch die setzest Gott bei Seit, gabst Dich der Schwarzkunst hin.“

Er forderte ihn auf, bei dem Leiden und dem Tode Christi, bei den Qualen der Hölle, der Zauberei zu entsagen und umzukehren. —

Faust ist tief erschüttert. Es wirbeln seine Gedanken, ihn zieht die Gnade an. Er selbst ruft sich zu:

„O, Fauste! geh in Dich, weil Du noch gute Zeit. —
Du siehest sonnenklar, daß Gott Dich hat berufen,
Und Dich noch heben will zu höchsten Ehrenstufen.“ —

Allein da kommt Mephistopholus und spricht ihm zu, die trüben Phantasien wegzublasen und die heitere Lust des Lebens in vollen Zügen zu genießen. Was

Du wünschest und befiehlst, Alles, Alles wird Dir gewährt. Da fordert Faust von ihm, daß er ihm jenen Gott male, der am Kreuzholz für die sündhafte Menschheit gehangen ist, mit dem Blatte und der Inschrift am Kreuze — und kein Pinselstrich dürfe fehlen. Daran bricht die Kunst des Teufels. Er will eher den Pakt und sein Opfer fahren lassen, als diese Aufgabe lösen. Doch im entscheidenden Augenblicke tritt die geliebte Meretrix auf, die Faust umsonst mit allen Reizen und Lockungen der Liebe umzustimmen sucht. Er will allein sein. Bald kommt der Vater, den Sorge und Kummer zu seinem Sohne führen:

„Ich weiß nicht, wie mir ist, mein Fauste, liebster Sohn!
Daß ich bei Tag und Nacht keine Ruhe finden kann.
Wo immer ich hin gehe, wo immer ich hin siech,
Steht mir ein Drach im Wege, wie er verschlinget Dich.
Es dattert in mir Alles, es zittern alle Glieder.
Es sinkt die Hoffnung all mit meinem Muth darnieder.“

Er fordert den Sohn auf, ihm Alles zu bekennen. Vielleicht könne man durch Gebet bei Gott noch Etwas erreichen. Die Rede des bekümmerten Vaters bewegt tief den ringenden Faust. Mit den Worten:

„Ja, beten kannst Du schon, doch leider viel zu spat,
Ich gehe nun von Dir; in einer kurzen Zeit
Da wirst Du sehen mich in heißer Ewigkeit“

stürzt er verzweifelnd zur Thüre hinaus. Zermalmt steht der Vater da. Auch er möchte verzweifeln, er verwünscht den Geburtstag seines Sohnes. Endlich faßt er sich und sucht Trost und Hilfe im Gebet.

Im folgenden Auftritte wendet sich Mephistopholus

an Lucifer und seine Gesellen um Rath und Hilfe. Pluto macht ihm Vorwürfe und befiehlt, den Nazarener auf dem Calvarienberge durch ein Blendwerk dem Faust vorzuführen.

Der dritte Akt beginnt wieder mit einem Wechselgesange zwischen dem Irr= und Schirmgeiste. Im ersten Auftritte bringt der ergrimmte Mephistopholus seinem Herrn das gewünschte Bild, droht ihm aber, daß er heute noch in der Hölle seinen Uebermuth büßen werde. Mephistopholus tritt ab. Faust sieht den nahen Untergang, denn die Zeit der Gnade hat er versäumt. Trüb und schwer ist sein Herz. Selbst der blaue Himmel scheint ihm von Wolkenflor umzogen. „Wie konnte ich einst mit meiner Weisheit pochen?!" ruft er verzweifelnd aus. Da klopft Jemand an die Thüre. Es ist der Hanswurst. Der treue, lustige Diener ahnt die Noth seines Herrn und möchte ihm helfen. Er heißt den Faust sich verbergen, indeß wolle er mit dem Teufel streiten. Faust folgt dem Rathe, und es beginnt das „Zwischengspiel."

Hansw.: „Jetzt, Kerl! komm mir her und zahl mir gleich ein Bier,
Sonst schwör ich Dir, Du bringst kein ganzes Glied von hier." —

Meph.: „Wohlan, so wehre Dich! —"

Der Wortwechsel zwischen dem feigen und großmäuligen Hanswurst und dem Mephistopholus ist ganz geeignet, die Lachlust des Publikums rege zu halten. Hans prahlt mit seinem Gewehre, das Skanderbeg geführt, und womit St. Michael die abtrünnigen Engel

zum Teufel gejagt habe. Als aber Mephistopholus sagt: „Gib Acht, jetzt stoß ich zu“ erwidert Hans:

„Allein nur nicht auf mich;
Denn wenn ich schon ein Held, so fürcht ich doch die Stich.“
Meph.: „Es muß geraufet sein. —“
Hansw: „So sei's in Gottes Namen!
Doch Du bleib dorten stehen, sonst kommen wir zu nah zusammen.“ —

Plötzlich bemerkt Hans, daß das von Mephistopholus gebrachte Christusbild verschwunden sei. Da schleicht er sich fort, um Faust zu suchen. Im folgenden Auftritte ringt der durch die Bitten seines Vaters erschütterte Faust mit Zweifeln. Der Ablauf des Paktes ist nahe. Soll er der himmlischen Gnade sich reuig in die Arme werfen, oder noch länger mit der Hölle im Bunde bleiben? — Wenn die Qualen der Hölle wirklich so heiß wären, wie die Prediger sie schildern, dann wäre die Wahl nicht schwer. Faust, der ewige Skeptiker, zweifelt an der Härte und Ewigkeit der Höllenstrafen und zögert deshalb, auf das „gewohnte lustige Leben“ zu verzichten. Um Aufschluß über das Jenseits zu erhalten, citirt er den Mephistopholus. Dieser antwortet, daß sich kein Schmerz auf Erden mit der Höllenpein vergleichen lasse. Selbst der Teufel könne sie nicht beschreiben:

— „Doch Du wirst sie schon empfinden,
Wenn Deine Seele steigt zu finstern Erdenschlünden.“

Die größte Qual ist jedoch, des göttlichen Angesichts beraubt zu sein. Der arme Teufel selbst gesteht:

„Ich wollte alle Pein in heißer Hölle leiden,
Wenn ich nur einmal noch Gott sehen könnt mit Freuden."

Mephistopholus läßt dann seinen Herrn allein, den die eben gehörte Schilderung der Hölle beinahe zur Verzweiflung treibt. Doch ermannt er sich, und wendet sich der Buße zu. Voll innigen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit verflucht er sein bisheriges Leben, bereut sein Irren, gelobt Besserung:

„O Jesus, Du sollst nun hinfür mein Jesus sein,
Hier senge, brenn und schneid, nur dort sei gnädig mein!
Sieh, ich umfange Dich, ich lasse nicht mehr ab,
Bis daß ich meine Sünd ganz abgebüßet hab."

Da erscheint Mephistopholus und spottet über das unnütze Flennen. Faust solle lieber die kurze Frist seines Lebens dem Genusse widmen und in den Armen der schönen Meretrix Lust und Wonne suchen. Die Geliebte kommt selbst, „mit Thränen ganz erfüllt,

Sieh nur, wie die Liebeswell ihr aus den Augen quillt!"

Da vergißt der schwankende Doctor Reue und Buße, denn er hofft keine Verzeihung mehr. Mit ihr will er die Höllenpein theilen, wie ehemals die Lust der Liebe. In der nächsten Scene finden wir Faust und Mephisto, die Meretrix und Hans. Mephistopholus kündet seinem Herrn an, daß er nur mehr Eine Viertelstunde leben dürfe. Er solle sich eine Todesart wählen. Resignirt erwidert ihm Faust:

„Mach Du mit mir, was Du willst. Ich habe nichts dawider."

Meretrix fleht um Verlängerung der Frist für Faust, die ihr der Teufel zusichert. Mephistopholus

und Meretrix treten ab. Da naht Hans dem verzweifelnden Faust:

„Was fangest Faustel an? Sowillst Du denn verzweifeln?
Dir schenk ich mein Gewand und meine Seel den Teufeln. —
Doch nä, der Teufel möcht zu dem Unrechten kemmen,
Er kunnt wohl den Hanswurst anstatt dem Faustl nehmen.“

Zornig ruft ihm der Doctor zu, er solle sich zum Teufel scheeren, worauf Hans erwidert:

„Zum Teufel geh i nit, wohl aber zu meim Gott,
Ich packe mich von hier, — dort steht die Höllenrott“

und sucht in der Flucht sein Heil. Der zurückgebliebene Faust spricht einen Monolog voll Pathos und Verzweiflung:

„Ihr Furien, steigt heraus aus düsterm Höllenschlunde!
In Stücke mich zerreißt, ihr schwarzen Höllenhunde!
Ihr Berge fallt auf mich! Ihr Felsen deckt mich zu!
Angst, Kummer, Furcht laßt mir kein Augenblick mehr Ruh.
Zerspalt Dich, unter mir, o Erd', mich zu verschlingen!
Blitz, Donner, Hagel, Feuer sollt aus den Wolken dringen.
Komm, bleicher Knochenmann! komm, raff michin das Grab!
Verfluchte Göttin, schneid den Lebensfaden ab.
Das Feur verzehre mich, stürzt mich, ihr Sturmwinde!
Eröffnet euch einmal, verborgne Wasserschlünde!
Was nur ein Leben hat, verfolg' mich überall,
Bring' Dolche, Stricke, Gift zu ewig heißer Qual.“

Mephistopholus bringt das verlangte Gift und verschwindet wieder. Faust trinkt davon, und fährt fort:

„Das Gift soll tödten mich! Komm, o Verzweiflungsmord.
O, daß ich auf einmal nicht mehrer Wörter sag,
So sei denn all's verflucht, was nicht verderben mag!
Ihr Geister, die ihr dort in Feur und Schwefel schwitzet,
Ach macht, daß Faustus bald bei euch in Flammen sitzet. —

O Höll, eröffne dich, schick die drei Geister mir!
Wo seind sie, Mephistof, kommst Du denn nicht herfür."

Jeder, der das Publikum der Volkstheater kennt, wird diesem Monologe eine mächtige erschütternde Wirkung auf dasselbe nicht absprechen. — Der gerufene Mephistopholus erscheint. Er erwartet kaum das Ende des Doktors, der nur noch eine Minute Frist hat. Die Meretrix erscheint und beklagt das Loos ihres Geliebten. Die drei Teufel kommen heran und passen mit satanischer Lust auf die Seele ihres Bündners. — Da fällt der Vorhang. — Noch einmal hebt er sich, und der Schirmgeist spricht den Epilog:

„Ihr aber, die ihr hier der Trau'r habt zugesehen,
Was böses Leben kann, wie ist allhier geschehen. —
O hätte Faustus sich der Lieb nie zugetraut,
Gewichen von der Lehr und nur auf Höll gebaut,
Ja, hätt der arme Faust nur eine Folg gegeben,
So würd derselbige beglückt und ruhig leben,
Denn in den Untergang derjene selbsten rennt,
Der sich besinnet nicht, betrachtet nicht sein End.
Du aber, Jugend, Dir merk die letzte Lehr:
In allem Deinem Thun betracht das End vorher!
Gott ist sonst gütig stäts. Das Trauergspiel ist aus.
Lernet, fürcht's und merkt's. Dies trägt mit euch nach Haus."

Ich bin bei diesem Stücke lange verweilt, denn es ist das Muster eines Volksschauspieles und wegen des behandelten Stoffes von Interesse. Die Anlage und das Moralisiren, die derben „Zwischengspiele" voll Andeutungen auf die Gegenwart, die Einflechtung des Hanswurstes selbst in ernste Scenen — all dieses begegnet uns in allen Volksspielen wieder.

In Vinstgau war, wie schon bemerkt, der Hauptsitz unserer Spiele. Dienten während der schönen Jahreszeit dazu erwählte Scheunen als Theater, so zogen im Winter die Schauspieler als wandernde Truppen in's untere Etschthal, nach Meran und Bozen, und gaben dort Vorstellungen, freilich in bescheidenerer Weise. Wie man es verstand, den Umständen und Anforderungen gerecht zu werden, berichtet uns eine Anekdote: Als eine hohe Herrschaft nach Mals kam, sollte auch ein „Gspiel" zu ihrer Ehre und Unterhaltung aufgeführt werden. Da aber vornehme Herren lieben, sich nicht zu langweilen, wurde der Direktion der Auftrag ertheilt, sie solle ein sehr kurzes Stück geben, das national sei und allen Anforderungen eines Volksschauspieles entspreche. Es wurde in schlagender Weise vollführt. Als Ouvertüre spielten die Musikanten einen Landler. Dann trat der Genius vor und sprach einen Prolog von wenigen Zeilen. Der Vorhang wurde aufgezogen: Maria sitzt am Spinnrocken, der hl. Josef sägt einen Balken entzwei. Die Gottesmutter fragt: „Du lieber Ehgemachel, wo ist unser Bue?" Josef entgegnet: „Ich weiß es, Liebste, nicht. — Doch kommt er bald herzue." Während der letzten Worte hört man auf einer Kindertrommel einen tirolischen Schützenmarsch spielen, und das Jesuskind tritt alsbald trommelnd ein. Die Eltern bezeigen ihre Freude in zwei Versen, und der Vorhang fällt. Der Genius preist im Epiloge kurz das Glück eines friedlichen Familienlebens und empfiehlt den Kindern pünktlichen Gehorsam.

Allein nicht nur an der Etsch, auch am Inn war das Volksschauspiel in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in voller Blüthe. Die nächste Umgebung von Innsbruck allein wies mehrere Volksbühnen auf, und in Lans und Natters waren die Bauern geübte Acteurs. Selbst während der Kriegsläufte war diese Belustigung nicht vergessen, und während die Tiroler die blutigen Heldenspiele auf dem Berge Isel und auf dem Sterzinger Moose der überraschten Welt vorführten, ergötzte sich das junge Volk an den Schauspielen. Der geistreiche Münchner Dichter Lentner hat dieses Doppelspiel in seinem Romane: „Das Tiroler Bauernspiel, Charaktergemälde aus den Jahren 1809—16“ treffend geschildert. Allein diese schönen rosigen Tage, an denen sich das Tiroler Volk an Komödien freute, und zu lustigen Zitherklängen seinen „Bayerischen“ tanzte oder heitere Lieder sang, sollten auch gezählt sein, denn auch an ihnen erwahrte sich:

„Alle Freuden dieser Erde, sie vergeh'n,
Wie der lichten Blumen Schein.“

Bald begann jene langjährige Mission gegen alle Weltfreuden. Der Clerus und die Polizei giengen Hand in Hand, um dem Volke alle seine altgewohnten Unterhaltungen und Feste zu nehmen. „Der bäurische Mustermensch soll nämlich von allem Irdischen abgewendet, aller Lebensfreude entwöhnt und gelehrt werden, ganz und ausschließlich im Gebet und in der Erbauung seine Erholung suchen,“ wie L. Steub richtig bemerkt. Selbst bei Hochzeiten wurde der Tanz ab-

gestellt, die lustigen Lieder und Schnaderhüpfeln wurden in Acht und Bann gethan, ja jeder Sang ward mit mißliebigen Augen betrachtet, weil derjenige, der ein frommes Lied singen kann, auch ein Liebeslied zu lernen vermöchte. Da nun dies Prinzip Platz gegriffen hatte, der Bauer solle an Werktagen arbeiten, an Feiertagen nur beten, mußte nothwendig der Volksbühne der Krieg erklärt werden. Wenn in ganzen Landestheilen der letzte Jodler verklungen, das letzte Lied lang verstummt war, sollte da noch die Bauern-Komödie geduldet werden? — Nie und nimmermehr! — Bald waren die Bühnen eingegangen, die letzten Coulissen verblaßt und zerfetzt. In den meisten Thälern erzählten nur mehr alte Leute den horchenden Kindern von der Pracht und Lust der Theater, wie von längst entschwundenen, goldenen Zeiten. Nur in einigen Gegenden des Innthales, wo das Volk überhaupt aufgeweckter, lebenslustiger und selbständiger ist, als anderswo, ließ man sich die alten Freuden nicht so schnell rauben. So wurden in Axams und den umliegenden Dörfern noch bis in die Dreißiger Jahre Volksspiele gegeben, darunter das Landelinusstück und die hl. Kümmerniß. In der nächsten Umgebung von Innsbruck fanden sich Bühnen zu Höttingen und Mühlau bis in die Vierziger Jahre. Heutzutage besteht noch ein Bauerntheater beim „Rößl in der Au“. Doch nicht mehr Bauern spielen die Stücke, sondern Fabrikarbeiter, Handwerksgesellen und Näherinnen. Dennoch hat es im Ganzen den alten Typus rein er-

halten. Das Theater ist ein freier, von Planken umfriedeter Platz, über den eine Blache gespannt ist, um das Publikum vor Sonnenstich und leisem Regen zu schützen. Der bemalte Vorhang der Bühne läßt uns den Geist des ganzen Theaters schon ahnen. Da sitzt auf einem alterthümlichen Sessel die schöne Philippine Welser, zu ihrer Linken steht der durch ihre Minne, sowie durch die Wiedertäufer-Verfolgungen berühmte Ferdinand. Ein Knabe spielt mit einem Falken, der andere mit einem Jagdhunde. Im Hintergrunde lauscht links am gothischen Portale, das in die Burg führt, sinnend ein Page, rechts zeigt die Perspektive die Gegend bei Innsbruck. Das Bild zeigt uns Romantik und Ritterthum — und beides sind die Haupt-Charaktere der gegebenen Stücke. Immer und immer kehren spornklirrende Ritter und schöne Frauen wieder. Die Geschichte der Genofeva oder der Hildegardis können als Urtypus all dieser Spiele angesehen werden. Eine minnigliche Rittersfrau wird von einem bösen Ritter mit glühender Leidenschaft geliebt. Sie widersteht, fest wie ein Fels, allen Lockungen und Verfolgungen. Der böse Liebhaber vertreibt den „braven“ Ritter von Burg und Besitze, stellt ihm nach dem Leben, gibt ihn für todt aus und wirbt um die Hand der Angebeteten. Doch Alles vergebens. Die Vorsehung zerreißt das Lügengespinnst, zermalmt den Frevler und führt die treuen Gatten zu neuem, ungetrübten Glücke zusammen. Den rothen Faden all dieser Ritterstücke bildet der oft genannte Satz:

„Die Tugend siegt, das Laster wird gerochen." In all den „Komödien", die heuer gegeben wurden, ward dasselbe Thema variirt. Ich verweise nur auf „Johanna von Montfaucon," die „Grafen v. Sonnenburg", „Balbina und Graf Robert," „Clara's Schicksal oder die Räuberhöhle von Dalmatien". — Daß bei der moralisirenden Richtung der Stücke es an zahlreichen Reflexionen nicht fehle, daß Tugend und Laster mit dicken Farben gemalt werden, ergibt sich aus Tendenz und Ton des ganzen Institutes. Das horazische misceatur utile dulci galt vom alten Volksschauspiele, wie vom heutigen Theater in der Au. Wie es aber diese alte Tendenz beibehalten hat, so auch die ganze Anlage der alten Spiele. Rollt der Vorhang empor, tritt der Genius, eine kräftige Mädchengestalt, mit dem Lorbeerzweige auf, und erklärt singend die dargestellten Tableaux, die uns den Inhalt des folgenden Aktes vorläufig veranschaulichen. Ist dies Vorspiel geendet, beginnt das eigentliche Spiel. — Jeder Akt hat sein Zwischenspiel, in welchem der Hanswurst, gewöhnlich als Thorwart oder Koch, und seine komische Hälfte, als Geliebte oder Frau, auftritt. Diese Zwischen-Scenen, die mit der Haupthandlung gewöhnlich nur in sehr losem Zusammenhange stehen, behandeln meist die unmittelbare Gegenwart mit ihren Freuden und Leiden, ihren Moden und Zuständen. Hier macht der Volkswitz manchmal in derber Weise sich Luft, und die Satyre bestreift Hoch und Nieder. Namentlich werden alte, kokette, heiratsüchtige Köchinnen, versoffene Wirthe, herum-

ziehende Böhmen trefflich carrikirt und dem allgemeinen Spotte preisgegeben. Lautes Bravo und homerisches Gelächter lohnen derartige Stellen. Freiesten Lauf läßt aber seinen Witzen der Hanswurst in den Couplets. Deshalb widmete ihnen die Polizei besondere Aufmerksamkeit, und der Komiker soll seine aristophanische Laune schon öfters hinter Schloß und Riegel gebüßt haben. Ein stürmisches Hurrah rief eine solche Einlage in „den Grafen von Sonnenburg" hervor, es galt den Crinolinen. Laßt euch sagen, ihr Frauen und Mädchen, begann der Komiker, es droht euch ein großes Unglück, — die Crinolinen sollen besteuert werden. Nun da wird's wieder über die Regierung und die Minister hergehen. Aber was können diese dafür? Der Reichsrath in Wien hat's ja verlangt — und dieser mußte es thun, denn alle Faßbinder der Monarchie haben diese Steuer durch eine Monstrepetition verlangt. Und mit Recht, denn sie würden keine Faßreife mehr aufbringen, wenn die Crinolinenmanie länger fortgrassirte. Nun wenn dies Mittel nur etwas helfen würde! So werdet ihr aber dennoch die Faßreifröcke tragen, — und eure Männer und Geliebten werden die Steuern zahlen müssen. Indeß, wenigstens hat der Finanzminister eine Freude, — und der Staat kann den Zuschuß wohl brauchen.

Außer den Zwischenspielen bilden eingestreute „Spektakel" die Hauptwürze des Theaters. Wenn gebildete Bürger Schillers „Jungfrau von Orleans" nur des Krönungszuges wegen besuchen, dürfen wir

es dem Publikum der Bauernkomödie gar nicht verargen, wenn es durch Kirchweihtänze mit Raufhändeln, Landsturm-Scenen und Aehnlichem amüsirt sein will. An Mord und Blut ist gewöhnlich das Ende reich. „Die gerochene Unschuld" fordert ja ihre Opfer, und nicht selten hört man während des Stückes, wenn der böse Ritter seine Ränke schmiedet, im Parterre die Ausrufe: „Wart nur, Lump, Du wirst am Ende schon Deinen Lohn bekommen." Ist ja der Grundsatz: „die Unschuld siegt" in unsern Spielen so gewahrt, daß man schon beim ersten Act mit größter Bestimmtheit vorhersagen kann, dieser wird am Ende triumphiren, jener fallen. Die Nemesis tritt aber in schauererregender Weise auf und hält ihr blutiges Strafgericht. Vor einigen Jahren fielen in der letzten Scene allein eilf „Bösewichter" ihrer Vergeltung. Gift, Dolch und Henkersschwert werden zu diesem Zwecke nicht gespart, denn es soll ja der Satz: „Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" den Zuschauern in kräftigster Weise eingeprägt werden. Die Aufführung befriedigte im Ganzen, wenn man sich die Betonung der Reime und ein gutes Stück Coulissenreißerei gefallen läßt. Letzteres wird aber von unserm Publikum gefordert. Einzelne Personen überraschen sogar durch die Wahrheit des Spieles, so z. B. Schwaller aus Hall, der unverkennbares Talent zur dramatischen Darstellung besitzt, und die Dame, welche komische Rollen gibt. Einen unangenehmen Gegensatz bildete in diesem Jahre die Aussprache. Die meisten Acteurs sprachen,

wie es alte Sitte heischt, mehr oder weniger im Dialecte, während sich die erste Liebhaberin und der junge Ritter des bekannten „Theaterhochdeutsch“ beflissen. — Die Scenerie ist noch im primitiven Zustande. Ein Zimmer und eine Waldgegend wechseln in steter Folge. —

Sie fragen nach den Verfassern unserer Schauspiele? — Die meisten und besten Stücke rühren von einer Schusterfrau her, die seit vierzig Jahren für die Volksbühne thätig war. Sie genießt in ihren alten Tagen das Glück, zu sehen, daß ihre Komödien, die schon vor 30 oder 20 Jahren gegeben wurden, heute noch ziehen, ja das Publikum fesseln. Andere rühren von Bliem in Hall her. Eine Hauptforderung, die man an den Dichter stellt, ist, daß er in Versen, d. h. in Reimen, schreibe. Reinheit der Reime wird nicht verlangt, ja man begnügt sich auch mit Assonanzen. Der Spruch: „Reim dich, oder ich freß dich“ findet hier die breiteste Anwendung, und nicht selten wird des Reimes wegen der Sprache ein Schnippchen geschlagen. Ich hebe aus den „letzten Sonnenburgern“ zwei Stellen aus, um ein Beispiel der Reimerei zu geben. Ein Ritter spricht:

„Denn ritterlich hab ich das Schwert geführt in mancher Schlacht,
Und mir deshalb die Sporen gar oft verdient gemacht“,

und Pepi spricht „schüchtern knixend“ zum jungen Grafen:

„O ja, ös seits der junge Herr vom Sonnenburger Gschloß.
Zwar schimpfen über enk die Leut, und dös is a bißl groß.
Sie sag'n, ös sollts bös und furchtbar sein im enkern Zorn,
Aber i glab's döchterst nit, so wahr ich bin geborn,

Denn ich hab's selbst geseh'n, daß ös die armen Leut beschenkt,
Und neulich a olt's Weib übern schmoln Steg hobt's g'lenkt."

Doch genug, Aussprache und Reime geben dem Freunde der Dialekte manche Belehrung und heitern Genuß. Gewisse Reimverbindungen, die in den von Adalbert von Keller herausgegebenen Fastnachtsspielen häufig vorkommen und beinahe als stereotyp gelten, stehen noch in dem alten Ansehen und in liebevoller Pflege. Ja, gewöhnlich werden dieselben Reime, mögen es reine oder nur assonirende sein, immer wieder zusammengekoppelt. Ist das erste Reimwort gesprochen, vermag man das folgende so sicher anzugeben, daß man eine Wette darauf eingehen könnte. Der Dialekt bricht selbst in den Ritterrollen durch. Die Knappen und Räuber, die Bauern und Wirthe müssen in der Volkssprache reden. Je gemeiner und derber, desto besser. Eine Ausnahme von der Regel machen der Genius und die erste Liebhaberin (beide von derselben Actrice gegeben) und gewöhnlich der Intriguant. Letzterer wird gewöhnlich als Wälscher gedacht und bildet den Gegensatz zum Biedersinne deutscher Ritter.

Daß unser Theater noch wahrhaft volksthümliche Züge besitzt und nach dem Geschmacke des großen Publikums ist, zeigt uns der zahlreiche Besuch desselben. Meist sind alle Plätze vollauf besetzt, und nicht selten müssen in den Zwischenacten noch Bänke herbeigeschleppt werden, um dem Zudrange zu genügen.

Und um die Empfänglichkeit und Theilnahme dieses buntgemischten Publikums dürfte den Herrn

Proch mancher Theaterdirector beneiden. Mit gespannter Aufmerksamkeit verschlingen Bursche und Mädchen das Stück, Scene für Scene. Herzliches Gelächter wird den komischen Parthieen gespendet, während den „rührenden Auftritten“ ungezählte Thränen fließen. Wehe aber demjenigen, der bei erschütternden Scenen heitern Blickes dreinschaut! — Er läuft Gefahr, daß seine Herzlosigkeit von den Umstehenden laut gerügt wird. Die Glossen der Zuschauer gehören theilweise zur Würze des Ganzen. Die Auffassung und der Geschmack des Volkes zeigen sich darin, manchmal der frischeste Humor und schlagender Mutterwitz.

Repräsentirte das Bauerntheater in der Au allein viele Jahre hindurch die Volkskomödie, so regt sich nun die angeborne Neigung unserer Bauern zu dramatischen Darstellungen wieder lebhafter hier und dort. Im Unterinnthal entstanden neue Bauernbühnen, und die frischen Bursche von Obermiemingen sind eben beschäftigt, auch ein „Gspiel“ einzustudieren. Jeder wahre Volksfreund kann sich darüber nur freuen. Die spielende Jugend lernt und unterhält sich dabei, und die Zuschauer haben am Theater ihre Lust. Man gönne dem Bauern, der die Woche über im Schweiße seines Antlitzes das Feld bestellt, das süße Behagen, stolze Ritter auf der Bühne zu sehen, und sich an der schönen Geschichte, die dargestellt wird, zu erfreuen und zu erbauen. Daß die Stücke nicht in das gemeine Genre der derben Fastnachtsstücke heruntersinken, dafür sorgt schon das väterlich besorgte Auge des Clerus,

dafür bürgt aber auch der gesunde, ernste Sinn unsers kerndeutschen Volkes in Tirol.

---

Dieser Aufsatz ward im Sommer 1862 geschrieben. Seitdem hat sich gar Vieles verändert und auch das Theater in der Au, wo so viel gelacht und geweint worden ist, hat den Schluß alles Irdischen erfahren. Dagegen blüht nun ein, wenn auch nicht reines, Bauerntheater in Pradl. —

---

5.

## Hünengräber in Tirol.

Häufig kommen Sagen von Hünengräbern oder Hünenbetten in Norddeutschland, namentlich in der Mark, in Pommern und in Westfalen vor. So erzählt Temme in seinen Sagen von Pommern und Rügen von Hünengräbern zu Züßow (Nr. 173), bei Gristow (Nr. 174) und auf Rügen (Nr. 226.) Letztere sind theils von bloßer Erde, aber dann so groß, daß sie wie kleine Berge aussehen. Adalbert Kuhn berichtet über viele Hünengräber bei Diesdorf (Märkische Sagen Nr. 29), bei Seeben (Nr. 36), bei Großballerstedt und Gröwenitz (Nr. 47), bei Rotzis (Nr. 107), bei Bertikow (Nr. 149), bei Kemnitz (Nr. 209) und Möllen (Nr. 215). In den norddeutschen Sagen macht er Mittheilungen über Riesengräber bei Elm (Nr. 167). Auch in Niederland (Wolfs, Niederländische Sagen Nr. 9 und 11) und in Ostfriesland finden sich Hünengräber nicht selten. Aus Niedersachsen melden Schambach und Müller von Riesenhügeln (Niedersächsische Sagen Nr. 161), die mit unsern Hünengräbern zusammenfallen. Seltener begegnen uns diese Grabhügel in Mittel- und Süddeutschland. Jedoch finden sich

einzelne noch in Elsaß (Stöber Sagen Nr. 80), in Schwaben (Birlinger I. Nr. 264) und in Bayern. Namentlich wurden bei Bamberg mehrere derselben gefunden und aufgedeckt (Mone's Anzeiger VII., 170). Je dünner diese Reste einer uralten Zeit, welche verschiedene Namen z. B. Backofen, Butterberg, Erdgrab, Grab der Unterirdischen, Heidengrab, Hügelgrab, Hünenhügel, Kegelgrab, Teufelsberg führen, gegen Süden werden, desto merkwürdiger und beachtenswerther ist ihr Vorkommen. Daß derartige Denkmäler auch in Tirol vorgekommen, ist bisher wenig bekannt geworden und selbst Alterthumsforscher haben sich darum nicht gekümmert. Römischen und etrurischen Alterthümern wurde nachgespürt, aber die Heidengräber, von denen das Volk erzählte, hielt man für Phantome und lächelte ungläubig über diesen Köhlerglauben. Es wäre doch der Mühe werth, daß man auch den Alterthümern „unklassischer" Einwohner nachforschte und ihre Grabmonumente durchsuchte.

Wir sind in der Lage ein Hünengrab zu bezeichnen, gegen dessen Existenz nicht der geringste Zweifel walten kann. Wandert man von Rothenbrunn in Selrain nach Oberperfuß, dem Heimatsorte des berühmten Geometers Peter Anich, so fällt einem ein kegelförmiger abgekappter Erdhügel auf, der so regelmäßig gebaut ist, daß Jedermann ihn nicht für ein Spiel der Natur, sondern für ein Werk von Menschenhand halten muß. Der ganze Bau desselben stimmt mit der Form der Hünengräber zusammen. Was der

Anblick lehrt, dies bestätigt uns die Tradition des Volkes. Man erzählt sich, daß es ein Heidengrab sei und darin ein goldenes Kalb verborgen liege. Auf die Frage, warum der Hügel nicht spitz zulaufe, sondern oben eine ebene Fläche bietet, erhält man die Antwort, „weil die Götzenpfaffen darauf getanzt haben." Das Volk sieht in besagtem Hügel somit ein Heidengrab und bringt es mit heidnischem Kultus in Zusammenhang. Auch das goldene Kalb ist bedeutungsvoll, denn dies kehrt in Schatzsagen oft wieder. Auf der Burg Alteberustein liegen 5 Kisten voll Geld, ein silbernes Kegelspiel und ein goldenes Kalb begraben. (Mones Anz. V. 414, Baader Nr. 152). Ein anderes liegt beim schwarzen Bruch (Baader Nr. 96.) Grimm bemerkte deshalb schon in seiner Mythologie: „An der Stelle, wo Schätze glühen, soll auch zuweilen ein Kalb liegen, ich denke nicht als Hüter, sondern als Gegenstand des Schatzes. Denn Schatzgräber geben vor, nach dem goldenen Kalb und nach der goldenen Glucke mit ihren 12 Küchlein zu graben, worunter deutlich etwas Mythisches verstanden wird." (S. 932). Für uns ist das goldene Kalb nicht so sehr als Schatzobjekt, als dadurch wichtig, daß es in Sagen mit Abgötterei und Heidenthum in Beziehung steht. Baader erzählt: „Auf dem Berge der schwarze Bruch ist ein Platz, das Moos genannt, worauf, zur Zeit als das Schappacher Thal noch ein See war, eine Stadt Namens Benau stand. Weil ihre Bewohner ein Leben, wie die von Sodom, führten und ein goldenes Kalb anbeteten,

wurde dieselbe durch Gottes Strafgericht in die Tiefe des Berges versenkt. Vor 30 bis 40 Jahren suchten zwei Männer aus dem Oberwolfacher Stab das goldene Kalb mit Hülfe von Zaubermitteln zu gewinnen, jedoch vergebens. (Baadische Sagen Nr. 96). Rochholz berichtet in seinen Aargauer Sagen I. Nr. 93: „Zwischen den Jahren 1740 und 1750 entstand zu Suhr im Dorfe ein allgemeiner Lärm, es führe aus dem dortigen Pfarrhause ein alter Gang unter die Kirche hinweg in ein Schatzgewölbe des Kirchberges, wohin die Heidenpfaffen neben andern Kostbarkeiten und Kleinodien jenes goldene Kalb verborgen hätten, das sie aus dem wüsten Arabien mit sich nach Deutschland gebracht haben sollen." Unter dem Hügel Poya, Kanton Wallis, ist das goldene Kalb des heidnischen Kaisers Maximinian vergraben und wird von einem schwarzen Bocke gehütet. (Henne Schweizerblätter 133, 308.) Das goldene Kalb gehört hier überall Heiden an. Noch lehrreicher für unsern Zweck ist folgende Sage, die Baader mittheilt (Nr. 41): Bei einem Einfall in Deutschland kamen die Hunnen nach Schlatt, zerstörten das Frauenkloster bei dem Heilbrunnen und den größten Theil des Dorfes. Zwischen diesem und dem Rheine trafen sie das Heer der Deutschen und erlitten eine völlige Niederlage. Ihr Fürst fiel in der Schlacht; er wurde von ihnen in einen silbernen Sarg, den zwei andere umschlossen, gelegt, und mit seinen Schätzen und einem lebensgroßen goldenen Götzenkalb in dem Heidenbach begraben.

Hier also wird ein goldenes Kalb ebenso der Leiche beigegeben, wie im Heidengrabe von Oberperfuß ein solches liegen soll. So bestätigt selbst die Sage vom goldenen Kalbe, daß der besagte Hügel ein Hünnengrab sei. — Nun das Schatzkalb, wie unsere schlichten Bauern meinen, wird man im schönen Bühel nicht finden, wohl aber werden Gerippe und Urnen, andere Gefäße, vermuthlich auch Waffen und ähnliches Geräthe angetroffen werden, wie dies bei ähnlichen Gräbern sich ergab. (Vgl. Mone's Anzeiger VIII. Nr. 170). In jedem Falle würde die Eröffnung des merkwürdigen Grabes die geringe Arbeit und die unbedeutenden Ausgaben lohnen. Neben dem Oberperfußer Heidengrab sind noch zwei ähnliche Hügel nach meiner Ueberzeugung alte Grabstätten. Der eine liegt neben dem Sonnenburger Schloßhügel an der Brennerstraße, der andere bei Pfunds im Oberinnthal. Von beiden berichtet das Volk, daß in ihnen Schätze begraben sind, und beide haben, künstlich aufgeworfen, die Gestalt von Urnen- oder Brandhügeln. Auch diese möchten wir der Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde empfehlen.

---

6.

## Die Brennerbahn.

Wenn der Obsthändler oder der Wirth über den Brenner in das Etschthal fährt, um dort herrliches Obst oder kräftigen Wein zu kaufen, so heißt es: „Er fährt ins Land.“ Galt ja die paradiesische Gegend von Meran aus dem Mittelalter her als das eigentliche Kernland von Tirol und gegen Ende des dreizehnten Jahrhundertes hieß nur die dortige Gegend, in der das Schloß Tirol stand, „Tirol.“ Bislang hatte aber eine solche Fahrt ins gesegnete Land, wo die blauen Trauben schwellen und die süßen Feigen zeitigen, wo zahllose romantische Burgen zu Thal blicken und an ein längst vergangenes reiches Leben mahnen, keine besonderen Reize, ja brachte manchen Akt der Selbstverläugnung mit sich. Wer jemals die Strecke von Innsbruck bis Bozen zurückgelegt hat, wird sich der unangenehmen Fahrt auf der bald aufsteigenden, bald fallenden Straße und der lästigen Staubwolken erinnern, die im Sommer die Strecke von Bozen bis Brixen verbitterten, ja die Einfahrt ins südtirolische Eden mußte durch Geduld und Selbstverläugnung erkauft werden. Nun aber sind all diese Prüfungen auf der Brennerstraße verschwunden und die sausende Loko-

motive dampft über den altberühmten Berg, der die Gothen, Bajuwaren und später glänzende Römerzüge über sich ziehen sah, und in den stillen Thälern hallt der langgezogene, dämonische Pfiff des Dampfrosses. Die Bezwingung dieses Bergriesen durch die Technik, die Ueberwältigung all der zahllosen Schwierigkeiten, die sich im Wippthale und im Kunterswege dem Baue feindlichst entgegenstemmten, bilden einen wahren Triumph für die fortgeschrittene Wissenschaft und Baukunst unserer Tage. In 3½ Jahren war der scheinbar unmögliche Riesenbau vollendet, welcher auf kürzestem Wege Deutschland mit Italien, den Norden mit dem Süden verbindet. Allein die Brennerbahn verdient nicht nur als kürzestes Verkehrsmittel, als ein Wunderwerk heutiger Technik unsere vollste Beachtung, sondern nicht minder durch ihre großartige Schönheit. Wohl kein Schienenweg von dieser geringen Ausdehnung (16.62 Meilen) bietet einen so reichen Wechsel von Naturschönheiten, eine solche Fülle von glänzenden Landschaftsbildern, wie diese Strecke, die uns bald in unwirthbare Thäler, in die Nähe mächtiger Gletscher, bald wieder darauf in sonnige Ebenen führt, wo die Kastanien- und Feigenbäume ihre dunklen Kronen heben, Rebenlauben und Epheutapeten die rothen Porphyrhügel überkleiden. Von

Innsbruck (1831.5 Wr.-F.)*) abfahrend pfeift

*) Die Höhenmessungen beruhen auf jene durch die Baudirektion der k. k. priv. Südbahngesellschaft in Wien uns bereitwilligst mitgetheilten Original-Nivellements.

die Lokomotive, und am alten Stifte Wilten vorüber, wo einst der grimmige Riese Haimo in einsamer Waldwildniß für den an seinem Kollegen Thyrsus verübten Todschlag Buße that, fährt man in den Tunnel, der sich durch den blutgedüngten Berg Isel durchzieht. Was würde der bärtige, drachentödtende Riesenwaldbruder, was die Freiheitshelden von Anno Neun, die vom Iselberge die stürmenden französischen Kolonnen zu Thal geworfen haben, sagen, wenn sie das schnaubende Dampfroß gesehen hätten? Beide hätten sich gewiß vor dem leidigen Höllengespann bekreuzigt! Aus dem schwarzen Schachte fährt man in einen stillen Sillgrund mit dem schäumenden Flusse, der einst in der „guten alten Zeit" Goldsand geführt hat, mit dunkeln Baumgruppen, lachenden Wiesen und malerischen Felswänden. Die stille Idylle verfliegt wie ein Traum; ein Tunnel nimmt uns wieder auf, doch bald schimmert das rosige Licht und auf hochgesprengter Brücke übersetzen wir die rauschende Sill. Am rechten Ufer, hart am Rande, eilen wir dahin. Vor uns ragt die Riesenpyramide der Serlesspitze, einer der großartigsten Berge Tirols; im Vordergrunde entzückt Feld und Flur das Auge, in der Tiefe bricht sich der schäumende Bergstrom die Bahn durch das enge Felsenbett. Bald zeigt sich zur Rechten der kühn geschwungene Bogen der Stephansbrücke, die an den einst hochgefeierten Erzherzog Stephan erinnert, der im Reiche draußen seine Augen schließen mußte. Am Eingange in das wegen seiner lieblichen Landschaft und seiner

Eisen-Industrie berühmte Stubaithal liegt der stille Weiler Unternberg und rechts davon an der Fahrstraße nach Italien das Wirthshaus „zur Schupfen“, in welchem der Sandwirth manchen Rosenkranz gebetet und manchen tiefen Zug gethan, während seine Mannen am Isel draußen stritten. Die Szenerie wird nun einförmiger; zur Linken wilde Berghänge, zur Rechten drüben am steilen Sillufer hinan düstere Föhrenwälder, bis endlich der heitere Schönberg mit seinen lichtgrünen Wiesen und weißen Häuschen das Auge erfreut. Die erste Station.

Patsch (2458.5 Wr.-F.) ist erreicht. Wie sämmtliche Bahnhöfe ist auch dieser aus soliden Quadern gebaut, und die Bauleiter scheinen es dabei in dankbarer Weise darauf abgesehen zu haben, das herrliche Baumaterial des Wipp- und Eisackthales: Schiefer, Granit, Porphyr und den blendendweißen Ridnauner Marmor, in den Bahnhöfen und Wächterhäuschen zu Lust, Nutz und Frommen reisender Architekten vorgeführt zu haben. Die frühere Szenerie kehrt wieder: in der Tiefe die schäumende Sill und frischgrünes Gehölze, drüben dunkler Föhrenwald mit Feldern und Höfen an dem höheren, sonnigeren Gelände. Bald zeigt sich das alte Schloß Trautson, und unter demselben stürzt aus einem Schachte die brausende Cascade der Sill. Wir aber durchfliegen einen Tunnel, der den Schloßhügel durchbricht, und nun liegt der langgestreckte Markt

Matrei (3131.4 Wr.-F.), das Matraeum der

Alten, allen Archäologen wegen seiner etruskischen Funde bekannt, mit seinen Häusern und Kirchen, mitten in einem Kranze von Feldern, vor unseren überraschten Blicken. Durch das nun erweiterte Thal, das mit seinen fleißig bestellten Gefilden und reinlichen Häusern ein freundliches Ansehen gewährt, erreicht man bald die Station

Steinach (3335.$_3$ Wr.-F.), das stattliche Dorf, das sich rühmt, die Wiege der Kunstmaler Knoller und Mader zu sein. Hinter demselben öffnet sich das Gschnitzerthal, das wegen seiner Naturschönheiten den Besuch der Touristen wohl verdient und dem Botaniker reiche Ausbeute gewährt; der fast isolirt gestellte 10.362′ hohe Habicht bildet den Hintergrund, eine zwar beschwerlich zu ersteigende, doch mit prachtvoller Aussicht ausgestattete Spitze, neuerer Zeit sehr häufig besucht. Zusehends steigt nun die Bahn und biegt bald in das Thal Schmirn ab, ein idyllisches Hochthal, das den Einblick in großartige Bergwildniß und auf den Valser-Gletscher gönnt. Den sammtgrünen Wiesen des Thälchens entragt aber der rothe Spitzthurm von St. Jodok, umgeben von kleinen Gehöften. Mit Vergnügen weilt der Blick auf dem herrlichen Landschaftsbilde! — Da verkündet der Pfiff der Lokomotive die Einfahrt in den Tunnel von St. Jodok, der vor seinen Brüdern sich prahlen kann, eine Wendung zu haben; auf der anderen Seite des Schmirnerthales kommt man wieder zu Tage, fährt steil an der Berglehne dahin und betrachtet die jenseitige Bahn-

strecke, die man soeben durchfahren; welch' anmuthiges Thalbild! In schwindelnder Höhe geht's nach der Station

Gries (3957 Wr.-F.), die einsam am steilen Berghange liegt, während sich tief unten das hübsche Dorf gleichen Namens die Fahrstraße entlang zieht. Vom Bahnhofe aus schweift der Blick hinein in das romantische Thal Obernberg, das durch seine Großartigkeit der Berge, durch den reizenden Alpensee, sowie durch seine kräuterreichen Matten und den feinkörnigen Marmor berühmt ist, der den Schlanderser, ja selbst den karrarischen an Güte und Schönheit übertreffen soll. Ja, nach dem herrlichen Thale werden bald Karawanen von Touristen pilgern, wenn einmal dies „Mekka alpiner Schönheit" in weitern Kreisen bekannt geworden. Im Fluge sausen wir an der Berglehne dahin; — auf einmal blitzt in der Tiefe der grünleuchtende Spiegel des Brennersee's (4149') auf, und ehe wir es meinen, ist die Station

Brenner (4330 W.-F.) erreicht, die dem kleinen Dörflein gegenüber liegt. Die Hochebene des Gewässer und Wetter scheidenden Berges liegt vor uns. Wer denkt hier nicht während des kurzen Haltes an die Breuni veloces des Horaz, denen der gelehrte Albert Jäger, durch seine historischen Werke bekannt, unlängst ein fein geschriebenes Büchlein gewidmet hat? Wer nicht an die glänzenden Ritterschaaren, die im Mittelalter diese Straße zogen nach dem lockenden, aber verderblichen Wunderlande Italien, von denen noch das

Volk hier oben viel zu sagen weiß? Der Germanist erinnert sich aber an den Lurwald der Wilkinasage, durch den der Recke Wittig zog und dessen Name noch als Lorleswald hier fortlebt, und an Goethe, der auf seiner italienischen Reise hier das Posthaus zeichnete. Der Philologe mag aber nachsinnen, ob der Brenner wirklich jener Berg „Pyrene“ ist, welchen Herodot zuhinterst bei den Kelten erwähnt. In neuester Zeit machen die annexionslüsternen Italiener viel vom Brenner reden, denn sie möchten, unbekümmert um's Nationalitäts-Prinzip, die trikoloren Gränzpfähle ihres jungen Königreiches auf dieser Höhe aufpflanzen, wogegen aber die Tiroler manches wuchtige Bedenken tragen würden.

„Sie sollen sie nicht haben
Des Brenners Scheidewand;
Sie sollen erst sich graben
Ihr Grab in unserm Land!“

Ueber die Hochfläche dahinbrausend sehen wir zur Rechten den mit Recht bewunderten Wasserfall, zur Linken das oftgenannte Brennerbad, dessen warme Quelle von allen Gichtbrüchigen Tirols andächtig besucht wird. Von der Station

Schelleberg (3917.8 Wr.-F.), die am Punkte liegt, wo die Bahn sich bedeutend senkt, fliegt der Blick hinunter auf das Dorf Gossensaß. Die walddunkeln Berge, die schattigen Gründe, aus denen gelbe Kornfelder und saftgrüne Wiesen schimmern, haben einen zauberischen, eigenthümlichen Reiz. Durch einen langen Tunnel, der beim Baue viel Witz und Mühe kostete,

biegt man nun ins wilde Pflerscherthal ein. Von den wildzerklüfteten Bergesriesen schimmern große Gletschermassen entgegen; ohne daß man es ahnte, ist man in den nächsten Bereich der Fernerwelt vorgedrungen. Da wendet sich die Bahn, und an der nämlichen Berglehne führt sie zurück gegen das Eisackthal zur Station

Gossensaß (3421 Wr.-F.), die unter dem freundlich aussehenden Dorfe liegt; in älterer Sprache Gozzensaz genannt, berühmt als Kolonie der Gothen und durch den ältesten Bergbau in Tirol, wo schon Wieland der Schmied den Hammer schwang. Bald übersetzen wir den Fluß, und nach kurzer Fahrt liegt die Ebene von

Sterzing (2986.9 Wr.-F.) vor uns. Dem Bahnhofe gegenüber breitet sich die Stadt im Vordergrunde aus, die mit ihren Thürmen ein gar stattliches Ansehen hat, darüber hinaus schweift der Blick ins Jaufen- und Mareiterthal, — in der Ferne grüßen die mächtigen Gletscher von Ridnaun. Die Stadt selbst reicht in die Römerzeiten zurück, wo sie Vipitenum hieß, und noch findet sich ein römischer Grabstein an der Pfarrkirche. Die höchste Blüthe erreichte sie aber im späteren Mittelalter, als sie durch den reichen Bergsegen zu großem Reichthume gelangte. Damals wogte hier ein flottes Leben, und die lustigen Knappen und wohlhäbigen Bürger erfreuten sich nicht nur am Gesang und Bergreihen, sondern führten auch Passionsspiele auf, die Dr. Adolf Pichler veröffentlicht hat.

Das Rathhaus birgt aber aus jener guten alten Zeit neben kostbaren Gemälden auch eine alte Liederhandschrift, die für die Ohren unserer Frommen gar kuriose Dinge enthält, z. B.

„Taceant astrologi amplius probare,
Solem astris ceteris lucem ministrare.
Papa, sol ecclesie, studet hoc falsare,
Qui totam ecclesiam volt obtenebrare.“

Jedoch die Zeiten haben sich geändert und Sterzingen ist aus einer reichen und übermüthigen eine arme und fromme Stadt geworden, die im Aschensacke nun Buße thut für die Ueppigkeit und Freisinnigkeit von ehemals. Man wollte der guten Gemeinde bei dem Baue der Brennerbahn für zu erleidende Verluste durch Trockenlegung des berüchtigten Mooses, auf dem die verstorbenen Jungfern ihren Hochmuth und ihre Sprödigkeit nach dem Volksglauben büßen müssen, freundlich aufhelfen. Dadurch wäre eine Fläche von 1.700,000 Quadratklaftern, sage einer Million siebenhunderttausend Quadratklaftern, dem Feldbaue gewonnen und der Sumpf, welcher bereits bis an die Stadt vorgerückt ist und die Luft mit schädlichen Stoffen füllt, beseitigt worden. Allein trotzdem, daß die Bürger den Nutzen dieses Projektes einsahen und die hohe Regierung alles aufbot, um diesen Schandfleck des Landes wegzutilgen, schritt hemmend eine höhere Macht dazwischen, die entweder aus falschem Konservatismus oder aus Furcht, die Sterzinger würden in besseren Zeiten ins lustige Leben ihrer Voreltern zurück-

fallen, die renitenten Mooskopfe von Stilfes und Trens unterstützte und die heilige Moosfahne nicht sinken ließ. Das Moos ist nun für ewige Weltzeiten gerettet, aber bald dürfte der Vers:

„Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant"

auch hier Anwendung finden und die moosprotegirende Hand Fluch statt Segen ernten.*)

Die Hauptzierde der Sterzinger Gegend bilden aber die trotzigen Burgen Sprechenstein und Reifenstein, die letztere mit einem so trefflich gemalten Saale, daß Professor Rittgen aus Gießen dessen Gemälde und Schildereien auf der Wartburg nachbilden wollte. Die historische Weihe gibt aber der Ebene die Schlacht, welche am 11. April 1809 hier geschlagen wurde. Wir verlassen den Bahnhof und eilen weiter. Im raschen Vorüberfluge werfen wir links einen Blick auf das niedliche Dörflein Wiesen, das am Eingange des Pfitscherthales liegt; wir fahren dann am Schloßkofel von Sprechenstein vorüber und sehen bald die rothen Spitzthürme der vielbesuchten Wallfahrtskirche Trens und von Valgenäu, das seinen Namen von den von Drusus besiegten wilden Genaunen ererbt haben soll. Am rechten Ufer des Flusses lagert sich aber das stattliche Pfarrdorf Stilfes, von dem ein angenehmer Waldweg zum Penser Joche empor und ins malerische Sarnthal hinüberführt. Hinter der Station Freienfeld (2946.8 Wr.-F.) wird die Gegend

*) Das Moos, um das so viel gekämpft wurde, wird nun doch trocken gelegt.

einförmiger, aber die enge Thalschlucht ist vom Tosen des schäumenden Flusses belebt und die steil ansteigenden Bergwände erfreuen das Auge mit frischem Waldesgrün. Bei der einsamen Station

Grasstein (2657.$_7$ Wr.-F.) überrascht ein hübscher Wasserfall, der zwischen dichten Birkenwäldern niederstürzt. Endlich zeigt sich in der Ferne die Station

Franzensveste (2348.$_7$ W.-F.), die am Eingange der Eisackschlucht steht, und mildere Lüfte wehen Einem entgegen. Bald ist der nach der Festung benannte Bahnhof erreicht und der Blick schweift schon hinüber nach den Weingeländen von Schabs. Wir fahren durch die zwei Festungen und nun öffnet sich das reizende Bild der Brixner Gegend. Drüben über der Eisackschlucht, über welche die in den Tiroler Kämpfen vielgenannte Ladritscher-Brücke sich schwingt, sonnen sich die Weinberge von Aichach, rechts begrüßen uns schon riesige Kastanienbäume mit ihren glänzenden Kronen. Wie mit einem Zauberschlage glaubt man sich mit einem Male aus den rauhen Norden in den milden Süden versetzt. Vor zwei Stunden sah man den Gletschern von Pflersch ins eisige Antlitz und nun umkosen Einen die milden lockenden Reize des Südens! Zur Rechten zeigt sich bald die Ruine der alten Burg Salern am Eingange ins waldfrische Thal Schalders, dessen der Fragmentist selbst im ewig grünen Buschwalde von Kolchis sehnsüchtig gedenken mußte. Kein Wunder, denn wer jemals die erfrischenden Reize dieses herrlichen Waldthales gekostet

hat, den zieht es mit wehmüthiger Sehnsucht zurück nach der Thalschlucht „mit dem rauschenden Forellenbache, der tiefen Waldöde, den sommerlichen Lüften und ziehenden Gewölke.“ Für Waldliebhaber bietet hier der Ausflug über Bahrn nach dem westlich liegenden Schalders (3681′) wohin man starke zwei Stunden braucht, eine lohnende Partie; gutes Gasthaus, köstliche Forellen, vielbesuchtes Bad. Was man von einem engen Thale mit üppigem Walde, rauschendem Bergbache, mit von bemoosten Steilfelsen niederrieselnden Wasserfäden und heiterem Hintergrunde des Sarnthaler Bergzuges verlangen kann, das bietet Schalders.

An Bahrn, dessen Lage zu den schönsten in Tirol gehört, vorüber nahen wir uns der Stadt

Brixen (1797 Wr.-F.), deren Thürme schon längst entgegengrüßten. Vor uns liegt nun „das liebliche Coblenz der Rhätier, das an Geld und Fröhlichkeit und an weltlichen Gedanken so arme, an Gottseligkeit aber und Psalmenklang, an exotischem Blumenschmelz und romantischen Szenen so reiche Brixen.“ Die alte Bischofsstadt hat ein ganz stattliches Ansehen, und die Gegend, die an lieblicher Anmuth alle übrigen Tirols übertrifft, ermüdet nie das Auge. Immer wieder schweift es gerne zu den Höhen von Meransen, auf die lachenden Dörflein St. Leonhard und Andreas, auf die zauberhaften Hügel von Pinzagen und Tschötsch und hinein, dem Laufe des Eisack nach, auf die walddunklen Kuppen und sonnigen Gründe.

Zwischendrein gedenkt man aber auch alter Zeiten, wie der Herzog Adelger von Baiern auf dieser Ebene den römischen Kaiser Severus in blutiger Feldschlacht geschlagen hat, wie im Jahre 1080 kaiserfreundliche Bischöfe in der St. Johannis-Kapelle ein Konzil hielten und Gregor VII. seiner hohen Würde entsetzten, wie einst kölnische Maler den sehenswerthen Kreuzgang mit herrlichen Fresken schmückten, wie Nikolaus von Cusa die Tiroler, welche zum Landesfürsten standen, durch Hunger und Noth bekehren wollte, wie der gewaltige Johannes Nasus hier predigte, wie am Beginne des achtzehnten Jahrhunderts die Priester so verkommen waren, daß der Fürstbischof Künigl aus Verzweiflung resigniren wollte, und wie es jetzt der Klerus in Frömmigkeit, Wissenschaft und politischem Scharfblicke so herrlich weit gebracht hat, daß er in allen Tugenden den Nachbar-Diözesen vorleuchtet. Nach solchen und ähnlichen Gedanken erinnert man sich auch der Weger'schen Hofbuchhandlung, die sich aus geringem Anfange zu so schwindelnder Höhe aufgeschwungen hat, daß sie selbst Werke von Kreuser, de Trentinaglia, Reichensberger und anderen frommen Notabilitäten dem deutschen Büchermarkte zuführt. Wieder ertönt der gellende Pfiff und bald zeigt sich zur Rechten auf einem niedrigen Rebenhügel ein alterthümliches Kirchlein, — es ist das von der Mahr, wo einst der minneselige Ulrich von Lichtenstein im Turnier einen Finger eingebüßt hat. Das Wirthshaus wurde aber in neuerer Zeit durch Peter Mayr, einen antiken Heldencharakter,

berühmt, der lieber von den Franzosen erschossen werden, als eine Unwahrheit sagen wollte. Weiter droben lachen aber die berühmten Rebenhalden von Tschötsch, das sich rühmt, die Wiege des klassischen Fragmentisten zu sein. Wir übersetzen den Fluß und schauen nun vom linken Ufer herüber auf den preiswerthen Wasserfall des Schrambaches mit seiner zierlichen Umgebung, und endlich ragt vor uns das alte Römerkastell Sabiona, nun ein Benediktinerinnen-Stift, auf steilstem Felsen mit seinen Thürmen und Zinnen stolz in die Lüfte; am Fuße des Schloßberges lagert sich aber das alte Städtchen

Klausen (1643 Wr.-F.). Wie viele Sagen, selbst aus der Römerzeit, umranken diese großartige Burg, auf der einst Herr Leutold von Säven seine zarten Minnelieder gesungen, in der einst wilder Waffenlärm dröhnte, nun aber der Horensang einsamer Nonnen erklingt. Selbst das Posthorn, das nach Andersen's Bilderbuch die Sehnsucht junger Nonnen da droben wachrief, wird nicht mehr seine Weisen emporsenden zur altrömischen Klosterburg.

Bergen auch die Felswände von Säben nach dem Volksglauben Schätze aus der Römerzeit, so besitzt das Kapuziner-Klösterlein in Klausen einen wirklichen Schatz, den eine fromme Königin aus Spanien hieher gesendet hat und der wohl eines Besuches wert ist. Ueber Klausen hinaus ziehen sich fruchtbare Berge mit den Dörfern Villanders und Barbian, ein lachendes Gelände reich an Wäldern und Feldern, voll freundlicher Gehöfte. Auf der nächsten Station

Waidbruck (1478 Wr.-F.) öffnet sich zur Linken der Eingang in das romantische Grödnerthal, berühmt wegen seiner Schnitzereien, und darüber thront auf hohem Felsen die stattliche Trostburg, ein altes Besitzthum der Wolkensteiner. Vor uns zeigt sich bald auf hohem Berge das schimmernde Kirchlein der heiligen Verena, welches weithin das Thal beherrscht. Die zahlreichen Weinberge, die mit Epheu übersponnenen Porphyrwände, die riesigen Baumgruppen, das helle Grün, vorzüglich aber die grelle Beleuchtung, — Alles ruft Einem zu, daß wir im Süden sind. Bei der Station

Atzwang (1170.$_2$ Wr.-F). begrüßen den Wanderer schon die ersten Cypressen, Feigenbäume breiten über fahle Mauern ihr dunkles Laubwerk. Neben der Bahn aber, die in wunderschönen Schlangenlinien am Fuße des Gebirges sich hinzieht, fließt ruhig und behaglich der Eisack, oder schäumt durch's engere Rinnsal. Wer, der jetzt den Schienenweg dahineilt, möchte an die unglaublichen Schwierigkeiten denken, die hier im Kuntersweg dem Baue sich entgegenthürmten! Allein die Kunst hat alle Hemmnisse siegreich überwunden, den wilden Bergstrom bezwungen, ihn oft in andere Bahnen gelenkt und die widerspenstigen Felsen gebrochen. Bei

Blumau (985.$_5$ Wr.-F.), fahren wir wieder in eine enge Thalschlucht ein, — aber bald weitet sich die Enge und wir durchfliegen den Rebengarten des Bozener Bodens, reich an Pfirsich- und Mandelbäumen. Vor uns liegt die Stadt

Bozen (829.5 Wr.-F.), aus welcher der zierlich durchbrochene gothische Thurm aufragt, — und darüber hin fliegt der Blick bereits auf die gesegneten Reben-hügel von Kaltern und Eppan und an die starre Dolomitwand der Mendel. Uns, denen noch vor wenigen Stunden die Gletscherwände des Pflerscherthales entgegenschauerten, umfächelt jetzt die seidenweiche, laue Luft des Südens.

7.

## Jenseits des Brenners.

Der Brenner bildet die Scheidewand zwischen dem Norden und Süden. Ihn begehren die heißblütigen Italiener als natürliche Gränze, indem sie behaupten, das Land der Reben und Feigen reiche bis zu diesem Berge, von dem auch der rauschende Eisack gegen Italien niederstürze. — Mag der altberühmte Bergpaß auch Süden und Norden trennen, so macht sich südliche Natur doch erst bei der Franzensveste bei Brixen geltend. Wer möchte an den Haberfeldern des alten Gossensaß, wer im Weichfelde von Sterzing mit seinen Ebereschen und Kirschbäumen südliche Vegetation erkennen wollen? — Und dann führt der Weg durch die waldige Thalenge von Mauls und Mittenwald, welche mitten im Sommer von so frischer Luft durchstrichen ist, daß selbst der Eingeborene gerne nach seinem Ueberrocke langt! — Fichten und Eschen nur begegnen dem nach südlichen Pflanzen vergebens ausspähenden Blicke. Auf einmal zeigt sich die Franzensveste mit ihren Granitbauten an der Mündung der Thalschlucht. Langsamer geht der Wagen bergan, — und nun be-

schatten riesige Nußbäume und glänzend belaubte Maulbeerbäume, Zeugen der nahen Seidenzucht, die breite Straße. Wie mit einem Zauberschlage glaubt man sich nun in den Süden versetzt, sobald die Höhe erreicht ist. Drüben am sonnigen Abhange von Aicha reihen sich Weinberge an Weinberge, während dicht am Wege prächtige Kastanienbäume, mit lichtgelben Früchten wie mit Sternen geziert, ihre schön gewölbten Kronen erheben. Als wir niederfuhren (6. August) gegen das gottselige Brixen, entlud sich ein herrliches Hochgewitter. Blitze fielen Schlag auf Schlag und der Donner rollte, wie in wilder Schlacht. Von den Thürmen der umliegenden Dörfer klangen die Glocken, um die Wucht des Wetters zu brechen. — Bei diesem Rollen und Stürmen dachte ich unwillkürlich an Schlachtenlärm, der einst auf diesen Gefilden getobt hat. Ich erinnerte mich nicht so sehr an die vielgenannten Kämpfe von den Jahren 1797 und 1809, mein Geist flog im gewitterlauten Abenddunkel in viel fernere Zeiten zurück, von denen die Kaiserchronik und der Künege Buoch erzählen. Durch die Thalenge, die wir im Rücken hatten, war der edle Herzog Adelger von Baiern durchgedrungen und hatte sein Heer auf das Feld zu Brixen gelegt. Hier stieß er auf die Macht der Römer, die aus Italien heraufgezogen waren. Der Streit begann. Den sommerlangen Tag fochten die Heldenvölker. Die grünen Fahnen der Römer wurden alle blutfarb. Niemand kann den großen Grimm dieser Schlacht schildern. Die muthigen Jünglinge wurden

niedergehauen, Mann fiel auf Mann, das Blut rann weiter als eine Meile. Nur Ach und Weh hörte man schreien. Als der Tag sich neigte, zogen sich die Römer gegen ihr Castell Sabiona zurück. Der Baiernherzog Adelger verfolgte sie, bis er zum „Heselinen" Brunnen kam. Da steckte der Held seinen Schaft in denselben und rief:

„Das Land hab ich gewonnen
Den Baiern zu Ehre,
Die Gränze diene ihnen immer mehre."

Und seit jener Zeit bildete jener Brunnen die Marke zwischen Wälschland und Baiern. Der genannte Brunnen ist ohne Zweifel am Zigglerhofe zu suchen, der eine Stunde von Brixen gegen Klausen an der Gränze der Bisthümer Trient und Brixen liegt. Auch nachdem der Strom der Völkerwanderung verlaufen war, wogte noch in diesem freundlichen Thale und an der jetzt so stillen und beschaulichen Stelle lautes, bewegtes Leben, nachdem der hl. Albuin (975—1006), den Bischofsitz von Säben hieher verlegt und Bischof Herward (1015—1020) den Ort mit Wällen und Mauern befestigt hatte. Seitdem war das einstige königliche Landgut Prichsea eine der bedeutendsten Städte Tirols und manches merkwürdige Ereigniß spann sich in seiner Mitte ab. So versammelten sich im Jahre 1080 hier die Bischöfe, welche zu Heinrich IV. standen, setzten in Gegenwart des Kaisers Gregor VII. ab und wählten Guibert zum Papste. So kann unser rhätisches Coblenz auch eines Konzils und einer Papstwahl sich rühmen.

Bedeutender als die Kämpfe und Wirren unter Heinrich IV. von Taufers (1224 - 1239), Egno von Eppan (1240—1249) und Bruno (1249—1288) war der Kampf des Nikolaus Cusanus (1450—1464) gegen den Landesfürsten Sigismund, — ein Kampf, der ganz Tirol in seine Kreise zog und dem Abgrunde zutrieb. Albert Jäger hat uns ein Bild desselben geliefert, das eben so lehrreich als unerquicklich ist. Im folgenden Jahrhunderte tobte in und um Brixen der Bauernkrieg, wie an keinem andern Orte Tirols. Der Bischof Sebastian II. mußte sich von den wilden Aufrührern, denen nichts heilig war, nach Venedig flüchten.

Ruhigere Zeiten kehrten endlich wieder und allmählig gestaltete es sich zu jenem Sitze ascetischer Stille, als der es heute mit Recht gerühmt wird. Doch bald wird das dampfgeflügelte Lokomotiv auch durch diese stillen Gründe sausen und neues Leben an den Eisack bringen. Gewerbeeifrige Handelsleute und Spediteure werden hier, wo die Straße nach Pusterthal und Kärnten sich mündet, ihre Sitze aufschlagen, das Gras wird in den Straßen verschwinden und auch am alten, stillen, frommen Brixen wird sich des Sängers Wort erwahren:

„ἔσσεται ἦμαρ ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ιλιος ἱρη." „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilion hinsinkt."

Nach der gewitterhaften Nacht, welche von Blitzen oft tageshell erleuchtet war, stieg ein prachtvoller Morgen auf. Wir giengen hinaus in die lachenden Felder und erfreuten uns an der Schönheit der Gegend. Sie

bietet nichts Großartiges, aber ein freundliches, anmuthiges Landschaftsbild, wie es Tirol in dieser Art nicht wieder aufzuweisen hat. Terrassenartig steigen gegen Westen Hügel über Hügel hinan, umsäumt von Weinbergen, überschattet von Kastanienhainen, belebt von alten Kirchlein und grauen alterthümlichen Häusern, bis die Region des Nadelwaldes beginnt. Gegen Norden lachen die ausgedehnten Felder von Spinges und Meransen herunter, ersteres bekannt durch die oftgenannte Schlacht von 1797, letzteres berühmt durch die drei heiligen Jungfrauen, die in Baiern so oft vorkommen und in denen Panzer die drei Nornen nachgewiesen hat. Der weinbebaute Krakofel hat ganz südliches Gepräge, während das reizende Mittelgebirge im Osten an die schönsten Partien dieser Art in Nordtirol mahnt. Gegen Süden zieht sich das Thal malerisch zusammen, das fernes Gebirge abschließt. Einen eigenthümlichen Reiz gewähren der Gegend die weichen, schöngeschwungenen Linien der Berge und der stete Wechsel von südlicher und nördlicher Vegetation. Neben den zahlreichen Weingeländen, den riesigen Kastanien- und Wallnußbäumen dunkle Föhrenwälder, smaragdgrüne Wiesen, gelbe Kornfelder. Wenn unsere Bauern niedliche und schön bewachsene Hügel und Berge mit Krippenbergen vergleichen, so verdienen die Berge bei Brixen vorzüglich dies volksthümliche, ehrende Prädikat. Wir stiegen am kühlen, duftenden Morgen nach Tschötsch empor, das auf dem westlichen Mittelgebirge liegt und durch seine Lage, seine Weine und als Heimat des

vielgereisten Fragmentisten berühmt ist. Auf einem Felsenvorsprunge hart an der Felsschlucht, welche die Brixner von der Trientner Diöcese scheidet, thront der alte Fallmerayerhof, wo der klassische Wanderer das Licht der Welt erblickt haben soll. Die jetzigen Insassen wußten aber so viel wie Nichts von dem beberühmten Manne — und unsere Konversation darüber versiegte bald. Dies hatte seinen guten Grund. Denn wie wir später erfuhren, war nicht dieser Hof, sondern der „Pamgarter Hof" die Heimat des berühmten Schriftstellers. Hinter dem Hause lud uns ein kleiner Baumgarten in seine Schatten. Wir lagerten uns im frischgrünen Grase und freuten uns der herrlichen Aussicht ins Thal hinunter und aufs jenseitige Gebirge mit seinen Feldern und Wäldern, mit seinen Hügeln und dunkeln Schluchten. Das anmuthige Landschaftsbild lehrte uns begreifen, wie selbst im ewiggrünen Buschwalde von Kolchis und auf dem üppigen Tafellande von Trebisonda es den Fragmentisten nach dem rauschenden Eisack und den heimatlichen Bergen ziehen konnte. Das dulce natale solum erwahrte sich auch an Fallmerayer. Hier oben im Anhauche frischer Berglüfte, im Schatten alternder Apfelbäume tauchten die Erinnerungen seiner klassischen Reisebilder doppelt lebhaft wieder auf, von der Donaufahrt bis zu den Pyramiden, von dem noch in den Ruinen prachtvollen Commenenpalast in Trebisonda, von den stillen Waldklöstern des Hagion Oros und den lehrreichen Rasttagen in Larissa und Thessalonika. An unserem großen Lands-

manne zeigte sich jener Wandertrieb in voller Gestaltung, der viele Gebirgssöhne in die Ferne, selbst nach Mittelafrika und Südamerika treibt. Und sind sie am Ziele ihrer Wünsche, steigt das Bild der bergigen Heimat in aller Zauberpracht wieder auf und füllt ihr Herz mit wehmüthiger Sehnsucht. Aber nicht nur in räumliche Ferne flogen hier in der Heimat des Fragmentisten unsere Gedanken, sondern auch zurück in graue Vorzeit. Wie Stimmen lange entrollter Jahrhunderte klingen die Namen der umliegenden Ortschaften. Ich verweise nur auf Tschötsch, Tüls (Tulis um 960), Varn (Varna), Tetschling, Schalders (Scaleres um 1130), Albeins (Alpines um 1147), Millan, Cleran, Monstrol, Afers, Milland (Millan um 1250) und ähnliche. Da tauchte in uns neuerdings der Wunsch auf, es möchten doch endlich alle Orts-, Hof-, Berg- und Waldnamen Tirols in ihrer jetzigen und ältesten urkundlichen Gestalt verzeichnet werden, wodurch manches Licht in die Erklärung unserer räthselhaften Benennungen und in die Urgeschichte Tirols gebracht werden dürfte. Eine solche Sammlung würde nicht nur hier zu Lande, sondern auch außerhalb der Berge willkommen sein. — Nach zwei Stunden stiegen wir wieder zu Thal und kehrten in die Stadt zurück. Von Merkwürdigkeiten besitzt der alte Bischofsitz wenig. Selbst die Kirchen sind ohne kunsthistorischen Werth. Der Dom ist ein modernes Gebäude. Das einzige Kleinod, das aus frühern Zeiten gerettet worden, ist der alte Kreuzgang mit theilweise sehr wertvollen Ge-

mälden, von denen die meisten dem 15., einige dem 14. Jahrhundert angehören. Vor allen verdient das trefflich komponirte und ausgeführte Bild der heiligen drei Könige Aufmerksamkeit. Niemand, der für ältere Kunst Sinn und Verständniß hat, versäume den Kreuzgang zu besuchen, auf dessen Bedeutung zuerst F. X. Fernbach aufmerksam gemacht hat, dessen alte schadhafte Stellen man aber neuestens, statt sie nach Möglichkeit aufzufrischen, lieber mit blauer Grundfarbe zu übertünchen beliebt. Erwähnt möge noch werden, daß sich ein Grabstein des oftgenannten Dichters Oswald von Wolkenstein hier befindet. — Freunde von Blumen mögen den gutbestellten Hofgarten besuchen. Andere Genüsse und Merkwürdigkeiten bietet die Stadt nicht. Touristen, welche auf Brixen und dessen Umgegend einige Tage verwenden wollen, müssen Ausflüge nach dem aus dem Bauernkriege bekannten Thale Lüsens, wo Carlstadt gepredigt haben soll, nach dem schönen Thale Vilnöß und auf die Plose empfohlen werden. Letztere erhebt sich östlich von Brixen zu einer Höhe von 7681 Fuß, und gewährt eine der herrlichsten Aussichten im Lande. Das prachtvolle Gebirgspanorama ist von den großartigsten Bergen: dem Schlern, den Sulzberger Eisspitzen, dem Ortles, der Tauernkette, dem Großglockner und der schöngeformten Vedretta Marmolata begrenzt. Die Ersteigung bietet keine Schwierigkeiten.

---

8.

## Schalders.

Nördlich von Brixen am sanft ansteigenden Hügel lagert sich das reizende Dörfchen Vahrn, ehemals Varna und Varina genannt. Zwischen Weinbergen oder dunkleren Baumschatten blicken die weißen Häuser heraus, während die freundliche Dorfkirche mit dem rothen Spitzthurme auf dem kirschbaumreichen Hügel thront und die ganze Gegend beherrscht, von den Höhen bei der Franzensveste bis herunter nach Milland. Ein überraschendes Bild gewähren das gegenüberliegende Mittelgebirge mit Naz und Elvas und weiterhin die prächtigen Berge, die sich gegen Pusterthal ziehen. Im höchsten Schmucke bekränzt, wie eine Braut, prangt aber Vahrn, wenn die zahllosen Kirschbäume in voller Blüthe stehen. Das ganze Dorf scheint dann ein weiter, bienendurchsummter Garten zu sein. Wie oft saß ich einst an diesen sonnigen Abhängen, überschattet von Blüthenbäumen, und sog mit süßem Behagen die Reize der Gegend ein, oder sah den leichten, lichten Wolkenkähnen nach, die über die dunkelblaue Himmelsfläche dahin segelten! — Und immer noch, nachdem

viele Jahre stürmisch entrollt sind, zieht mich dies stille idyllische Dörfchen mit magischer Gewalt an. Mich erinnerte es beim ersten Besuche an Wahlheim in Werthers Leiden, — und jetzt noch macht es denselben Eindruck.

Ein Theil des Dorfes zieht sich ins Thälchen hinein, das der Kirchenbühl und der Schloßhügel von Salern bilden, lustig durchrauscht vom klaren, kühlen Schalderer Bache, überschattet von riesigen, breitästigen Nuß- und Kastanienbäumen, zwischen denen weißstämmige Birken ihre zierlichen Zweige wiegen. Wir schritten an einem heiteren Augustmorgen, als kühler Morgenwind durchs Gehölze strich, durchs Dorf; das Geläute der Glocken und das Rauschen des Forellenbaches brachte lautes Leben in dies reizende Stillleben. Hinter dem Dorfe öffnet sich das wildschöne Waldthal von Schalders, das sich gegen Westen zieht, und an seinem Ende einen Uebergang nach Sarnthal bietet. Schon der Eingang überrascht den Wanderer durch den üppigsten, mannigfaltigsten Baumschlag. Man kann keinen schöneren Park sich denken, als das dichte Gehölze, das in mannigfaltigster Mischung die enge Waldschlucht schmückt. [1]) Neben mächtigen Nuß- und Kastanienbäumen, wahren Pracht-Exemplaren, wie sie der tiefere Süden selten bietet, ragen Lärchen, Föhren,

[1]) In neuester Zeit halten sich deshalb auch gerne Landschafter in Bahrn auf, um dort Studien obzuliegen. Salern, das alte, trauert auch nicht mehr einsam, denn zwei hübsche Villen sind am Schloßhügel erstanden.

Birken, Erlen, Pappeln und Kirschbäume. Zur Rechten ziehen Weinberge den Salerner Hügel hinan bis zum dunkelnden Föhrenwalde. Brombeerranken überspinnen die Felsblöcke, während am Ufer im Baumesschatten lichtgrüne Farn ihre zartgefiederten Blätter von seltener Größe zeigen. Und je weiter man geht, desto dichter wird der Wald an beiden Seiten des engen Thales, in das nur ein schmaler Streifen des südlich-blauen Himmels niederblickt. Nur prächtige Felspartien, manchmal ganz lichtschwefelgelb von einer Flechte überzogen, unterbrechen hier und dort das dichte Waldesgrün, und bieten von der Sonne beschienen einen seltenen Lichteffekt. Ueppiges Moos breitet unter den Bäumen seine weichen Kissen und ladet zur Ruhe. Von allen Seiten tröpfelt und rieselt es nieder, während durch die schmale Thalsole der rauschende Wildbach sein spiegelklares Wasser rollt, wildschäumend über bemooste Felsblöcke stürzt, oder im Felskessel ruhend Waldesgrün und Himmelsblau spiegelt. Wer immergrüne Waldespracht, durchsponnen vom klarsten Gewässer, wer kühlen Schatten, stärkenden Harzduft liebt und frische Bergluft athmen will, der komme in die Waldeinsamkeit dieses Thales, das als Waldthal an Mannigfaltigkeit und Schönheit alle mir bekannten Thäler Tirols übertrifft. Hier in überwältigender Waldespracht, im Anhauche stärkender Nadelholzdüfte denkt man unwillkürlich an alte Mythen, in denen selbst Götter ihren wolkenlosen Olymp mit dem lau-

schigen, heimlich dämmernden Waldschatten gerne vertauschten oder ihren Liebessitz dort aufschlugen:

„Habitarunt Dii quoque silvas.“

Eine alte Kapelle und eine aus Bäumen gezimmerte Mühle mahnen allein, daß man bewohnten Stätten nicht allzufern ist. Als wir eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, fanden wir einen Bauern, der Holz fällte, mit bausbackigen Knaben. Wie alte Bekannte rief er uns an: „Ah! kommen Sie auch einmal in unser Loch herein!“ Auf die Erwiderung, daß dies herrliche Waldthal solches Prädikat nicht verdiene, entgegnete der Mann sich auf die Axt stützend: „Ja draußen ist's halt schöner, aber mir gefällts hier auch besser, und ich möchte nicht im Land draußen wohnen!“ und mit herzlichen Worten pries er die Pracht seines Waldes, die Güte der Wässer, die allbelebende Frische würziger Luft. „Und droben auf den Almen ist's erst schön, wo man weit hinaus sieht, auf die Berge von Pusterthal“ schloß er seine kurze warme Rede. „Waldeinsamkeit macht stolze Seelen, und gibt kühne Gedanken,“ schrieb unser Fragmentist, und sein Wort fand ich in Schalders, Sarnthal und Oetzthal oft bewährt. Welcher Contrast zwischen diesen sich selbstfühlenden Waldbauern, die stolz als Herren der Berge sich fühlen, und den feigen schweifwedelnden Dienern des tintenkleckſenden Säculums. Ein Bauer versicherte mir, daß ein Einsiedler, der zweimal in Palästina gewesen sei, immer behauptet habe, Schalders gleiche dem Thale Josaphat. Er glaubte alles Lob damit auszu-

drücken, daß er es mit der letzten Richtstätte verglich. Ungleich mehr gilt für mich, daß dem feinsinnigen Falmerayer selbst auf dem bezaubernden Hagion Oros die Waldeinsamkeit des bachdurchrauschten Wildthales vor die Seele zog. „An euch dachte ich, Schaldersthal, rauschender Forellenbach, tiefe Waldöde, sommerliche Lüfte und ziehendes Gewölke — Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit; an dich, hölzernes Wetterkreuz im Birkenlaub, an dem der Knabe scheu und andächtig so oft vorüber gieng. Sitz der Wonne und der Lust, wie könnt ich deiner je vergessen!" (Fragm. II. 72). Ja, wer diese waldfrische Einsamkeit genossen hat, dem tritt das reizende Bild immer wieder vor die Seele, und oft nach vielen Jahren erst zieht melancholische Sehnsucht den Fernen mit unerklärlicher Macht zurück in die Schluchten voll Schatten, voll harzduftender Bäume, voll rauschender Bäche, und neuerdings findet er des Dichters Worte bewährt:

„— Natur in ihrer wilden Schönheit<br>Stärkt die Seele selbst dem Leidenvollsten."

Wir mochten anderthalb Stunden gewandert sein, als rechts auf einem Hügel die Kirche von Schalders sich zeigte. Bald lichtete sich der Wald auf derselben Seite, und freundliche Gehöfte schmückten das Gehänge. In der Thalsole aber hart am wildschäumenden Bache steht das Badhaus mit seinen Zugebäuden. Bischof Paulinus von Brixen, ein Freund des walddunkeln, schönen Thales ließ dasselbe 1686 aufführen,

und weilte gerne in diesem Fürstenhaus, wie uns das Fremdenbuch meldet.

„Paulinus, durch's Bad und Klima bewogen,
Hat jährlich allhier der Gesundheit gepflogen,
Und hat auch erbauet das fürstliche Haus."

Das Bild des Kirchenfürsten blickt noch im Vorsaale freundlich auf die Badgäste nieder. Bis in jene Zeit reicht auch das leider oft verstümmelte Fremdenbuch zurück, das über das damalige Bad, über Leben und Treiben lehrreiche Streiflichter wirft. Ein Gast nennt es schon 1661 das berühmte Bad. Vornehme Herren aus ganz Tirol und selbst aus Oberitalien suchten an der gerühmten Quelle Gesundheit und Unterhaltung. In Versen und Prosa preisen vergnügte Badgäste das herrliche Tempe und das heitere Leben darin:

„Dulce alter Nectar, vinum laudaverit alter
Hic fons, ista mihi balnea sola placent.
Nam quam non Nectar, non vina tulere salutem,
Praesens hanc plene reddidit unda mihi.
Caetera cuncta placent: locus et purissimus aer,
Et socii, clari nobilitate viri.
Et coelum et tempus charitate et fortuna favebant
Hinc simul unacum corpore bursa valet."

Pet. Cramer. 1694.

Prosaischer klingt die Erzählung: 1699 badete Herr Stifler ein Kammerrath aus Baiern und fand guet Wasser, gut Khuechl und gueten Wein. — Wir ersehen aber aus diesen laconischen Worten, daß selbst Baiern damals das stille Schalders besuchten und mit Quelle, Küche und Keller zufrieden waren. All die

Nachrichten des Fremdenbuches zeugen von der Heiterkeit, Zufriedenheit und vom kordialen Zusammenleben der Gäste. Am fröhlichsten gieng es beim Hanseln zu, von dem oft und weitläufig berichtet wird. Jeder, der das Wildbad zum ersten Male besuchte, mußte gehanst werden, d. h. er mußte eine beliebige Summe auf den Altar des Bades legen. Der genannte baierische Kammerrath zahlte fünf Gulden. Die einzelnen Beträge schwanken von ½ bis 10 Gulden. Oft wurden 20 Ankömmlinge auf einmal gehanst und so für die damalige Zeit bedeutende Summen gewonnen. Damit wurden Gelage bestritten, denen alle Gäste in lustiger „Cumpanei“ anwohnten. Auf die Gehansten wurden bei dieser Gelegenheit fröhliche Trinksprüche ausgebracht. Dies bewegte Leben zieht sich noch durch das ganze vorige Jahrhundert durch und man ersieht daraus, daß die meisten nicht der Genesung, sondern der Unterhaltung wegen das Bad besuchten. Großer Frohsinn herrschte unter anderm in Schalders, als „die löbliche Freimaurerkompagnie von Brixen“ an einem schönen Sommertage dorthin gekommen war. — Wer kann sich aber heutzutage noch eines heitern Lächelns erwehren, wenn er von Freimaurern in der frommen Bischofsstadt liest! — Die laute Lebenslust verhallte aber in diesem Jahrhunderte hier, wenn wir den Aufzeichnungen des Fremdenbuches glauben. Nur im Jahre 1823 flackerte die alte laute Lebensfreude noch einmal auf:

„Das Krachen der Röhre, der Mörser Gebrülle,
Der Wirbel der Trummel verscheute die Stille,
Hat Alles zum Jubeln und Jauchzen gebracht.
Das Schwingen der Fahnen, das Tanzen im Kreise
Sammt Masken ergötzten die Jungen und Greise,
Das Feuer verwandelt zum Tage die Nacht.
Es wurden gedecket zur Mahlzeit die Tische,
Man kochte die Hühner, die Hasen, die Fische,
Es wurde getrunken ein köstlicher Wein.“

Heutzutage besteht die Gesellschaft, — die manchmal auf 200 Personen steigt, — aus Gästen der Bozner Gegend und des Eisackthales. Namentlich besuchen Wirthe und Bauern aus Velthurns, Castelruth und Villanders gerne dieses Bad und erlustigen sich am Karten- und Kegelspiele. Hinter dem Fürstenhause hart am ansteigenden nördlichen Gebirge lockt eine Reihe dunkler Eschen in den kühlen Schatten. Hier sitzen oder wandeln die Damen, wohlgenährte Wirthinnen und Bäuerinnen, mit ihren Strickstrümpfen und plaudern über Verhältnisse und Geschichten ihrer Wohnorte. Von hier windet sich ein Steig empor zu der bescheidenen Kirche. Die Aussicht über das ganze Thal und auf das östliche Gebirge bei Brixen lohnt die leichte Mühe des kurzen Besteigens. Die Kirche selbst bietet keine Merkwürdigkeiten. Was Schalders auszeichnet, sind die dichten Wälder, der tosende Wildbach, ringsum aufsprudelnde Quellen und prachtvolle Felspartien. Wer Waldesgrün, kühlen Schatten und rauschenden Bergbach, wer stille Einsamkeit liebt und sucht, der komme in die entzückende Waldschlucht von Schalders!

9.

## Von Brixen nach Klausen.

Mein hochverehrter Freund Dr. L. Steub gestand einmal in vertrauter Stunde, daß bei „der Brixner Klause das Land der Wunder“ beginne. Wo man da im Eisack-Thale hineintappe, finde man höchst interessante Dinge. War ich von jeher ein Bewunderer der Eisack-Schluchten und der wonnevollen Gelände, glaubte ich stets an die Wunderwelt der Brixner Klause, so war jetzt durch den Ausspruch des rhätischen Odysseus mein frommer Glaube zum förmlichen Dogma erhoben und deshalb ist es kein Wunder, wenn es mich immer wieder über den Brenner zieht. Wie Andere zum Anderle von Rinn oder noch weiter wallfahrten, so geht mein Herzenszug nach den Stätten Leutolds, Oswalds und Fallmerayers. Und erst die räthselreiche Vogelweide, die hat es mir recht angethan! — Ich bitte um Vergebung, wenn ich meine günstigen Leser wieder gegen Klausen führe. Denn wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund, respektive die Feder über. Die Osterferien waren angekommen, der Frühling war in Sicht, in meinem Garten standen Crocus

und einige Frühtulpen schon in Blüthe. „Wie schön mag es im Wunderlande südwärts sein!“ dachte ich mir. „Die Erica wird die Heide röthen und die Cornellkirschbäume werden bei der alten Trostburg schon hellgelb leuchten.“ Die Versuchung, gegen Süden zu fahren, war groß. Doch noch widerstand ich ihr mit ritterlichem Heldenmuthe. Da ich aber zur Fahrt ins Paradies ermuntert wurde und sich zwei junge Freunde, die für alte Burgen und Sagen auch Sinn und Verständniß haben, zu Begleitern antrugen, ward rasch die Reisetasche geschnürt, — und am „Weihenpfinztag“, anderorts „der grüne Donnerstag“ genannt, fuhren wir selbdritt über den Brenner. Es lag an diesem Tage eine heilige Ruhe über dem Thale, die Glocken schwiegen, — es schwebte eine Stimmung der Weihe über Flur und Höhe, — und bei der Brixner Klause fieng es an, frühlingsgrün zu werden, daß einem das Herz lachte. Bei der Station Brixen verließen wir die Bahn, betraten aber nicht den heiligen Boden der alten Conzilsstadt, sondern kehrten in ein Gehöfte ein, um uns zum Gange zu erfrischen und die schöne Aussicht auf das Brixner Feld zu genießen. Manche Objekte sind von der Ferne viel schöner, als in der nächsten Nähe. So das alte Brixen! — Von außen nimmt es sich so reizend, lockend aus, — innen will es Vielen nicht so gefallen. Mich berührt außer der berühmten Stadelgasse, durch die man zwar zum besten Hotel des Landes fährt, der Undank der Brixner höchst unangenehm. Denn so oft ich die altehrwürdige Bi-

schofsstadt besuche, wandere ich nach dem romanischen Kreuzgange, diesem Baukleinode Tirols. Dort vermisse ich aber immer den Denkstein des Oswald von Wolkenstein. Ist es nicht schwarzer Undank, wenn man das vom Dichter sich selbst gesetzte Denkmal aus der alten Halle, wo es Jahrhunderte lang gestanden, in das Freie setzt? Und Oswald hat doch zwei Dombeneficien gegründet und die St. Oswald-Kirche erbaut und den Altar in die Christophorus-Kapelle gestiftet, so daß ihm noch der Dank der späten Clerisei gebührte, obwohl er mit dem hochseligen Fürstbischof Ulrich Putsch einmal etwas unsanft verfahren. Allein so alten ritterlichen Sängern muß man manches zu gute halten, was in unseren vorgeschrittenen Zeiten höchstlich verpönt wäre, denn ein „Halsschlag" galt noch als ein sanftes Werk.

Ein anderes Delictum, das mir am Herzen liegt, ist das Unvollendetsein der trefflichen Beschreibung der Diöcese Brixen von G. Tinkhauser (Brixen, 1855). Der unvergeßliche Verfasser hat eine Fülle von Gelehrsamkeit in dies Buch, in dem ich so gerne blättere, niedergelegt, allein der ersehnte Schluß wollte das Werk nie krönen. Böse Leute zischeln, dasselbe sei handschriftlich vollendet gewesen, allein die vollständige Veröffentlichung habe nicht genehm geschienen. Dies wäre, wenn wahr, doch eine seltsame Geschichte, die ihresgleichen suchen dürfte. Ich benütze aber diese Gelegenheit, Freunden der Geschichte diesen Torso bestens zu empfehlen, wenn er auch auf Weger'schem

Löschpapiere gedruckt ist. Doch lassen wir den Wolkensteiner und den Tinkhauser in süßem Frieden, den sie verdienen, ruhen und kehren wir zur holden Gegenwart zurück. Steub hat recht, wenn er das Eisack-Thal ein Land der Wunder nennt. Wir fanden heute diesen Ausspruch glänzend bestätigt. Denn kaum hatten wir in einer Stube des betretenen Hofes Platz genommen, als wir uns urplötzlich in das fünfte Buch von Ovids Verwandlungen versetzt sahen. Eine leibhaftige Pieride, wenn auch nicht in Elsterngestalt, machte uns die Honneurs und erinnerte uns an die Verse:

„Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit,
raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.“

Wir haben während unseres Erdenwallens manche redefertige Zunge gefunden, aber ein solches Wunder endloser Beredsamkeit zu entdecken hatten wir nie das zweifelhafte Glück gehabt. Nachdem wir allerlei Geheimnisse Brixens, die sonst im Dunkel schlummern, erfahren, verließen wir das gastliche Haus und stiegen gegen Tschötsch, das um 1173 als Sets erscheint, empor. Der Pfad führt durch ein Föhrenwäldchen zur ersten Terrasse des Pfefferberges hinan, wo uns ein Hain echter Kastanienbäume aufnahm. Rebengelände, Wiesen und Aecker und altersgraue Bauernhäuser schmücken mit reichstem Wechsel dieses reizende Mittelgebirge. Wie schön muß es hier zu wandeln sein, wenn das erste Sammtgrün diese Höhen schmückt und die zahlreichen Obstbäume in reicher Blüthe

strahlen. Diesmal, es war am 2. April, röthete nur die Erica carnea manche Stellen und Viola canina blaute an sonnigen Rainen. Und immer und immer schweift der Blick, wie festgebannt, auf den Bergzug am linken Eisack-Ufer, der weichlinig, reich ausgestattet mit mannigfaltigsten Zierden sich hinstreckt. Da grüßen die Ortschaften St. Leonhard, Burgstall, St. Andreas, die Kirchlein von Clerare und Mellaun vom waldigen Mittelgebirge, während in der Tiefe Milland, Sarns und die stattliche Burg Pallaus liegen. Unser Weg führte uns zu einer malerischen Thalschlucht mit rauschendem Bache, über die eine Steinbogenbrücke sich wölbt. Diese alte, feste Brücke, wie die alten Namen der Ortschaften und vieler Höfe, bestätiget die historische Sage, daß über dies Mittelgebirge in frühen Zeiten eine Höhenstraße gegangen sei. Tschötsch betrete ich immer mit einer gewissen Ehrfurcht, denn nicht nur hohes Alter, sondern auch Fallmerayers Name verklärt es. Hier erblickte er am 10. Dezember 1790 als armer Bauernknabe das Licht der Welt und schwang sich, ungeachtet aller Hindernisse, zum berühmten Gelehrten und zum bewunderten Schriftsteller empor. Als ich vor beiläufig zwanzig Jahren mich in Tschötsch um seine Heimat erkundigte, war der berühmteste Sohn der Gemeinde dort vergessen. Dies ist seitdem anders geworden. Uns begegneten viele Burschen im Feiertagsgewande, die in Brixen gewesen, um dort alter, frommer Sitte gemäß die Kirchen zu besuchen. Ich fragte sie, wo das Geburts-

haus des Fallmeraier stünde. Freundlichst erwiderten sie mit sichtlicher Freude:

„Sie meinen den Herrn Professor Dr. Jak. Philipp Fallmerayer, der so weit in der Welt herum gekommen und in München gestorben ist?“

Auf meine Bejahung theilten sie mir mit, daß der „Herr Professor Dr. Jakob Philipp“ beim „boarischen Pamgarter“ geboren sei, und erzählten mir, daß ihm zu Ehren Herren aus München eine Marmortafel mit goldenen Buchstaben am Wege unten aufgestellt haben. Es machte auf uns den freudigsten Eindruck, daß diese jungen Tschötscher stolz auf ihren Landsmann waren, und wir wechselten noch manches freundliche Wort mit einander. Wie wir mit herzlichem „Behüte Gott!“ uns geschieden hatten, dachte ich, wie ich im Jahre 1845 in Meran zum ersten Male die Fragmente aus dem Oriente gelesen und später dort den Verfasser kennen gelernt hatte. Ich war des Glückes gewürdigt, den graugekleideten Weisen von Tschötsch auf seinen Spaziergängen zu begleiten. Da erzählte er von seinen Reisen, empfahl mir Werke, namentlich Martials Epigramme, und gab mir allerlei aphoristische Lebensregeln, die ich leider nicht befolgte. So sagte er, man solle nur Weniges, aber Gutes lesen, dagegen viel reisen. Man könne nie wenig genug arbeiten. — Ein Lehrer könne nie leise genug sprechen.

Je leiser der Vortrag, desto größer die Aufmerksamkeit der Schüler. Dankbar gedachte er öfters der französischen Dame, die auf ihrem Schlosse ihn ihre

Sprache und feine Weltsitte gelehrt hatte. Und wenn ich an den Fragmentisten denke, tauchen auch das buschgrüne Kolchis und das commenische Trebisonda auf und mahnen mich an Oswald von Wolkenstein, der 400 Jahre früher diese Gegenden besucht hat. Welcher Sohn des Eisack-Thales wird wieder nach 400 Jahren an das Schwarze Meer und die von Fallmerayer so glänzend geschilderten fernen Gegenden kommen und sich weitschallenden Ruhm erwerben, wie seine zwei Vorgänger!

Unter solchen Erinnerungen und Gedanken waren wir zur Tschötscher Kirche gelangt, die auf der Stätte der längst zerstörten Tschötscher Burg steht und eine malerische Aussicht auf Berg und Tiefe, Feld und Wald gewährt. Zu Füßen liegt da die alte Jakobs-Kapelle in der Mar, die schon im 12. Jahrhunderte genannt wird, im 15. Jahrhundert aber umgebaut wurde und mit Frescogemälden vom Jahre 1410 geschmückt ist. Dabei findet man die räthselhafte Inschrift: „Nach Chr. Geburt 1400 vnd darnanb im 10. Jar ib nxesi jeg vnd erchz Maurece Marauaer merr deu naisin finnagaid oricin gadinner Sonig im Fessene“ (Tinkhauser I, 240). Auch ein Wunder des Eisack-Thales, das einen Oedipus locken mag! Wenn ich aber die Mar sehe, denke ich immer an Ulrich von Lichtenstein, der hier — „ein velt diu Merre ist genannt“ — 1225 mit Herrn Uolschalch von Pötzen einen Speer verstach und dabei einen Finger verlor.

„Mit zwein starken spern sâ*)
wir ûf ein ander ranten dâ.
ein schoene tjost aldâ geschach.
der hôch gelobt Uolschalch mir stach
einen vinger ûz der hant.
dô ich der wunden dâ enpfant,
dô bant ich abe den helm mîn:
ich muost daz stechen lâzen sîn.“

Für den Verlust, den ihm der ungezogene Herr Uolschalch beigebracht, tröstete ihn der Verkehr mit einer liebenswürdigen Bozener Frau, die dem Dichter aus der grünen Steiermark die freundlichste Aufmerksamkeit schenkte. Sie sandte ihm nicht nur vier Büchlein, um sich dabei die Weile zu vertreiben, wofür der Sänger seinen poetischen Dank ausdrückte, sondern auch zum Lohne für das Lied, welches er zu ihrem Preise gedichtet, ein schönes Hündchen. Der ritterliche Sänger gesteht selbst, daß er nie einen schöner'n Hund gesehen hatte, und er dankte für die angenehme Gabe, wie sichs gebührte:

„Des hundes von mir wart genigen**)
und grôzez danken niht verswigen.“

Ich weiß nicht, ob zu Bozen heutzutage noch so preiswürdige „hundelîn“ gezogen werden, aber die Schönheit, der Liebreiz und edle Sinn der Bozener Damen ist ewig jung geblieben und ihre Verehrung für Kunst und Poesie strahlt heutzutage, wie im Jahre 1225.

---

*) Ulrich v. Lichtenstein. Herausgegeben v. Lachmann 107.
**) Ebendort 114.

Dies haben die edlen Frauen Bozens beim Walther-Feste auf der Vogelweide am 3. Oktober vorigen und am 2. Mai dieses Jahres in Brixen bewiesen. War jemals ein schönerer Blumenkranz dem Andenken eines Dichters gewunden, als derjenige, den die Bozner Frauen Herren Walther zum Maifeste spendeten? — Es war ein Kunstwerk aus den schönsten und duftendsten Frühlingsblumen, das ebenso dem Dichter, als den Spenderinnen, ja Künstlerinnen in diesem Fache zur beneidenswerthen Ehre gereichte.

Der Weg von Tschötsch nach Velthurns zählt zu den behaglichsten und angenehmsten, die Tirol bietet. Gemächlich schlendert man das Gebirge entlang, bald durch Felder, bald durch Wald, und nur einmal beschwert ein etwas bedeutender Aufstieg. Auf einem malerischen Vorsprunge an der steil abfallenden Schlucht, die nun die Gränze der Diözesen Brixen und Trient bildet, begegnet uns der Fallmerayer-Hof mit herrlicher Aussicht in die Tiefe und auf wechselweises, schönbebautes Gebirge. Und drüben vom linken Eisack-Ufer grüßt Albeins, das alte Alpines (960) aus einem Obstbaumhaine. Es liegt an der Mündung des Aferer Thales und ist eine der ältesten Pfarren der Diözese. Die Kirchenpatrone Hermogaros und Fortunatus weisen noch auf Aquileja hin, dem das Bisthum Säben bis 798 untergeordnet war. Den Wanderer, der diese stillen Pfade wandelt, überrascht auch einmal eine schöne, stolze Dolomitengruppe, deren Zacken sich über das Waldesgrün der Vorberge grau und mächtig er-

heben. Einen eigenen Reiz gewähren aber die vielen Thälchen und Schluchten mit ihren Sturzbächen und ihrem Waldesdunkel. Bald hinter dem Fallmerayer-Hofe durchwandert man eine solche malerische Thalschlucht, die mit prachtvollem Epheu geschmückt ist. Seine großblätterigen Ranken an den ragenden Felsen bezeugen, daß man ungeachtet der Föhren und Fichten im milderen Süden wandelt. In einer andern Waldschlucht steht am rauschenden Bache eine Mühle, in einer dritten eine Schmiede. Ein altes Bauernhaus blickt hier gar malerisch, von einigen riesigen Bäumen umragt, aus dem stillen Grunde. Auf dem Söller stand hemdärmelig ein Theologe, der seelenvergnügt von seinem Vaterhause in die schweigende Abendlandschaft hinaussah. Es bot dieser stille Winkel ein schön geschlossenes Landschaftsbild, eine wahre Idylle mit passender Staffage. Einen Gegensatz zu diesen malerischen Schluchten bildet die rechts oben auf einer Wiesenfläche ragende Kirche von Schnauders mit ihrer freien, fröhlichen Lage. Hat man noch ein Thälchen umgangen, begrüßen einen vom Mittelgebirge des linken Eisack-Ufers die Dörfer Theis und Gufedaun mit ihren Spitzthürmen. Beide stehen als Hüter am Eingange des Villnöser Thales, hoch über der klaffenden Thalschlucht. Gufedaun, einst Gufedunum genannt, bietet mit seinem großen Schlosse Sommersberg einen stattlichen Anblick und man erinnert sich unwillkürlich an die Grafen von Andechs, die dies Schloß und Gericht besaßen und hier öfters weilten. — Noch ein Aufstieg

durch dunkelnden Wald, an dessen Saum Erica blühte, und wir betraten die Fläche von Velthurns. Links am Wege steht das Schlößchen gleichen Namens mit seinem großen Hofe, das in neuester Zeit durch das Getäfel seines Fürstenzimmers zu so hohem Ruhme gelangt ist. Still und öde ruht der Bau, der einst Sommerpalast der Fürstbischöfe von Brixen gewesen, und dem Bischof Andreas von Oesterreich seine besondere Liebe gewidmet hat. Es überschleicht mich noch immer ein elegisches Gefühl, wenn ich alte Lieblingsstätten hoher Herren, Denkmäler alter Zeit und alter Kunst, entweder als Ruinen oder dem Verfalle nahend finde. Es waltet ein eigenes Verhängniß um tirolische Prachtburgen. Dies bezeugen uns Lichtenberg, Maienburg, Wehrburg, Ravenstein, Runkelstein u. a.*) Wenn ich Velthurns betrete, denke ich auch an den Bauern Amelrich, der hier auf einem Hofe 1280 gesessen war. Mag man auch kein Liebhaber des „finstern Mittelalters" sein, in Einem Bezuge war es unserer Gegenwart voraus. Wenn wir jetzt die tirolischen Bauernnamen mustern, kommen wir über die Seppel, Jos, Hans, Hiesl, Jaggl, Jörg und Luis nicht hinaus. Höchstens begegnen uns als Ausnahme von der Regel Wast'l und Ton'l. Wie anders am Ende des 13. Jahrhunderts! Da finden wir als Taufnamen die klangvollen, echt deutschen Namen: Albert,

*) Nun ist die Burg Velthurns in den Besitz des kunstsinnigen Fürsten von Lichtenstein gekommen.

Berchtold, Rudolf, Heinrich, Konrat, Friedrich, Arnold, Gerbot, Schweiker, Heime, Rüedeger, Ortlieb, Gebehart und Gotschalk. Wenigstens sollen die zwei letzten Namen heutzutage noch Gnade finden! Es ist aber so weit gekommen, daß man deutsche Namen geradezu als „nicht heilige" erklärt, als ob fremde Völker allein die Glorie des Himmels gepachtet hätten. Als ein Kind Wolfram getauft werden sollte, eiferte ein eben nicht berühmter Kanzelredner, daß man jetzt den Kindern Namen geben wolle, die nicht von Heiligen herstammen. Der fromme Mann hatte gar keine Ahnung, daß ein heiliger Wolfram die Friesen bekehrte und einen Herzog Radbot, der es aber vorzog, „zu seinen Ahnen in die Hölle zu kommen," taufen wollte, und so viele Wunder gewirkt hat, daß ein Jesuit ein dickleibiges Buch: De miraculis St. Wulframi" schreiben konnte. So werden die Verdienste unserer guten deutschen Heiligen und ihre Namen vergessen.

Unter Velthurns ragt die Kirche von Schrambach, die man von der Bahn aus in der Nähe des steil abfallenden, stäubenden Sturzbaches bewundert. Es ist dies ein altes Gotteshaus, denn mir liegt eine Stelle vom Jahre 1280 vor: „der Hof der liegt zu Schrenbach bei der Kirchen." Als wir von Velthurns, nach Steub in ältesten Zeiten Vulturnusa, gegen Klausen stiegen, begegneten uns fromme Waller, den Rosenkranz betend. Sie wandelten nicht einsam, sondern in Scharen von 20 bis 30 daher. Ich erkundigte mich, woher sie kämen, wohin sie giengen? —

Da erhielt ich die Antwort, sie seien in Säben gewesen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Unter der Anführung des Aeltesten des Geschlechtes, der „vorbetet,“ wandert an diesem heiligen Tage die ganze Sippe nach dem hochragenden Klosterkastell Säben. Und nicht nur aus dem näheren Velthurns, sondern aus Latzfons, Villanders, ja selbst aus dem Dorfe Laien ziehen die Familienoberhäupter mit den Ihrigen zum hochgelegenen Säben. Da ragte sie vor mir auf, die gewaltige Burg, in der nun fromme Nonnen wohnen, und ich dachte mir: „Hohe, hehre, heilige Sabiona! Dein Isis-Tempel ist zerstört, die römische Herrlichkeit sammt seinen Schätzen ist verschwunden, der Bischofsstuhl des heiligen Ingenuin ist längst von deiner schwindelnden Höhe in das lachende Blachfeld von Brixen verlegt, allein dennoch giltst du als uraltes Heiligthum, wie der Berg Athos, und aus nah und fern strömt das andächtige Volk herbei, um die Sitten der Väter zu wahren und dort zu beten, wo seine Urahnen in uralter Zeit ihre Opfer gebracht.“

Diese Pietät des Volkes gegen altererbte heilige Stätten trat mir nie lebhafter entgegen, als an diesem Abende. Es ist ein rührender Zug des Alpenvolkes, daß es an solchen Stellen die Weihestätten sucht, die durch jahrtausendaltes Herkommen geweiht sind. Sabiona ist wie zu Römerzeiten noch der Haupt- und Angelpunkt des Thales der Isarken.

10.

## Klausen.

Wenn man auch das heitere, wechselreiche Innthal und das mit südlichen Reizen prangende Etschthal durchwandert und deren Schönheiten und Vorzüge mit süßem Behagen genossen und bewundert hat, so zieht einen das Eisackthal mit dem rauschenden Flusse, mit den weichen Hügeln und Geländen, mit seinen alten Burgen und Kapellen und den grauen, rebenumrankten Bauernhütten auf epheuumsponnenen Felsen auf wunderbare Weise an. Ein eigenthümliches Stillleben webt in diesem engen Thale und läßt die Weite und Großartigkeit anderer Thäler vergessen. Durch das ganze Eisackgebiet zieht sich aber eine geschlossene Kette historischer Erinnerungen und gibt demselben eine eigene Weihe. Wer wird bei den Namen Brenner, Sterzing, Valgeneu, Mauls, Sabiona, Sublavione nicht an die römische Periode, bei den Namen Gossensaß, Brixen, Waidbruck nicht an die Völkerwanderung und die deutschen Heldensagen erinnert?

An das spätere Mittelalter gemahnen der romanische Kreuzgang in Brixen und die Johannis-Kirche,

in welcher Gregor VII. am 25. Juni 1080 abgesetzt wurde, so wie die alten Burgen von Straßberg, in der Margaretha's der Maultasche Günstling, Volkmar von Burgstall, sein wechselreiches Leben beschloß, bis zum hochgelegenen Karneid, das in die Gassen von Bozen hineinschaut. Den Freund früherer Literatur erinnert Brixen an den Bischof und Dichter Ulrich Putsch*) (1427 bis 1437) und an den Polemiker Johannes Nasus**), die Mar an Ulrich von Lichtenstein und dessen Turnei (Frauendienst, S. 107), Säben an Leutold von Säben, die Vogelweide an die Leitfraue der Nachtigallen: Herrn Walther, Trostburg und Hauenstein an den tirolischen Odysseus und Sänger Oswald von Wolkenstein. Und welch reges Leben und Streben, welch mächtiger Verkehr blühte hier, als der Kuntersweg geöffnet war, die Bozener Messen ihre höchste Blüthe erreicht hatten und Sterzing im Höhepunkte des Bergsegens strahlte.

Diese Erinnerung an die überreiche Vergangenheit und die hohe Bedeutung des Thales breiten über die stille, nur vom Flussesrauschen belebte Eisack-Region einen eigenthümlichen Zug der Melancholie, der auf empfängliche Gemüther einen Zauber übt, wie die Ruinen einer Burg, die einst keck und stolz ihre Zinnen erhob, nun aber, selbst im Verfalle noch schön, auf

*) Pfeiffer's Germania 21, 41.

**) S. Schöpf, Johannes Nasus, Franziskaner und Weihbischof von Brixen, 1534—1590. Bozen 1860. J. Jung. Zur Gegenreformation in Tirol. Innsbruck 1874,

umbuschtem Felsen trauert. Kein Wunder, wenn somit das Eisackthal mit seinen stillen Reizen und historischen Stellen denjenigen, der in seine süßen Geheimnisse eingedrungen ist, immer und immer wieder mit magischen Schlingen an sich zieht. So gieng und geht es mir. Wer kann an schönen Sommertagen der Sehnsucht, liebgewonnene Stellen zu sehen, gänzlich entsagen? Wer solchen lockenden Versuchungen widerstehen? Ich wenigstens vermochte es nicht, und in der Mitte eines sonnigen Septembertages trug es mich wieder in das Eisackthal, — und diesmal war mein Ziel der Glanzpunkt der Eisack-Gründe, — das Städtchen Klausen mit dem hochthronenden Säben. Wenn es heißt: „Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda," so können wir ebenso von Klausen behaupten, daß es nicht die geringste unter den Städten Tirols sei. Welcher Ort in Tirol kann sich einer ähnlichen Geschichte, eines so hohen Alters rühmen! Säben, die Akropolis von Klausen, reicht in graues Alterthum zurück. Als die Römer in das Gebirge siegreich eindrangen, machten sie Sabiona zu ihrem Hauptbollwerke, zum bedeutendsten Kastell des Landes. Hier sollen sie sich am längsten gehalten haben, bis sie endlich vor dem Sturme der andringenden Germanen eiligst weichen und ihre Schätze zurücklassen mußten. Wie Roms Stern erblichen, nahm Dietrich von Bern von der unüberwindlichen Burg Besitz, in welchem später Bajuwaren und Langobarden wechselten. Am Ende des sechsten Jahrhunderts

finden wir hier den heil. Bischof Ingenuin, der den Isarken die sittigende Lehre des Christenthums predigte. Sabiona, eine berühmte Stätte des Isis-Dienstes, war zum Bischofssitze geworden. Das ganze Mittelalter hindurch blieb das alte Castell eine Hauptveste, und die Burggrafen von Säben zählten zu den einflußreichsten Edlen des Landes.

Ein milder Abend hatte sich aufs lachende Thal gesenkt, als die stolze, zinnenreiche Burg auf senkrechtem Felsen vor unseren Blicken auftauchte. Von dem Thürmchen des Klosters klang die Abendglocke nieder! Unwillkürlich kam mir Andersens Stelle in den Sinn: „Auf dem Abhange, hoch oben, hängt, einem Schwalbenneste gleich, ein einsames Nonnenkloster; zwei Schwestern standen oben im Thurme und läuteten; sie waren beide jung, deshalb flog ihr Blick über die Berge in die Welt hinaus. Ein Reisewagen fuhr unten vorbei, das Posthorn erklang, die armen Nonnen hefteten mit verwandten Gedanken ihren Blick auf den Wagen, in dem Auge der jüngeren glänzte eine Thräne. — Und das Horn erklang schwächer und schwächer, die Glocken des Klosters übertäubten seine hinsterbenden Töne." (Bilderbuch ohne Bilder. 23. Abend). Die Weisen des Posthorns klingen nicht mehr durch die Eisack-Schluchten aber ob sich nicht manche Gottesbraut aus Vilnöß und Laien aus den altersgrauen Kastellmauern in die Ferne sehnt, wenn sie hoch auf dem Thurme steht, und der grelle Geierpfiff der Lokomotive in die schweigenden Hallen emporschallt! — Der Zug hielt. Wir

verließen froh, das ersehnte Ziel erreicht zu haben, den Waggon. Vor uns lag jenseits des hochwogigen, rauschenden Eisack's das langgestreckte Klausen am Fuße des hochabfallenden Felsens, überragt von den Ruinen des Schlosses Branzoll und dem unvergleichlichen Sabiona. Der Anblick gewährt gewiß ein höchst malerisches Bild, wenn auch das Städtchen durch seine Außenseite an einen Senner mahnt, der sich den ganzen Sommer nie gewaschen hat. Ein glücklicher Zufall führte uns einen alten Bekannten in den Weg. „Wo werden Sie einkehren?“ war nach der Begrüßung die erste Frage. „Auf der Post,“ war unsere Antwort. „So, da würden Sie besser bei dem „weißen Lamm„ wohnen. Dort kommen auch die Honoratioren zusammen.“ Der Antrag ließ sich hören. Für's Erste schien es interessant, die versammelte Intelligenz der Eisackstadt kennen zu lernen. Für's Zweite — ich gestehe es offen — spürte ich eine Vorliebe für Schild und Namen des Gasthauses. Denn ein Lamm ist ja das bezeichnende Wappen von Brixen, und unter dem Krummstab soll gut wohnen sein.

Auf einer gedeckten Brücke überschritten wir den Isarkus und traten in die dämmernden Gassen. Doch was sage ich Gassen? Klausen besteht ja nur aus einer langen Straße, die so enge ist, wie der Volkswitz sagt, daß die gegenüber wohnenden Nachbarn aus den Fenstern mit einander konversiren, ja es soll schon vorgekommen sein, daß ein rauchender Nachbar dem andern, dem das Feuer in der Pfeife ausgegangen

war, den Fidibus aus dem Fenster über die Straße bot. „Warum schnalzen die nicht?“ hörte ich jemanden im Vorbeigehen fragen. Ich erkundigte mich bei unserem freundlichen Begleiter, der mir das Räthsel löste. Es sei Vorschrift, daß, weil zwei Wägen in der engen Straße sich nicht ausweichen könnten, jeder Fuhrmann bei der Einfahrt mit der Peitsche ein Signal gebe, damit ein zufällig entgegenkommender auf dem Platze anhalte und warte. Da ich in meiner Begleitung einen, das gewöhnliche Maß der Dicke übertreffenden Herrn hatte, habe dieser Bürger scherzweise gefragt, warum man nicht schnalze. Endlich erreichten wir das gastliche Obdach. Vorsichtig tappten wir die pechfinstere Treppe hinauf und gelangten glücklich in die Herrenstube, wo in grauen Wolken viele Honoratioren der Stadt beisammen saßen. Es weht noch ein gemüthlicher Zug in diesen kleinen Nestern. Die Gebildeten, die das Bedürfniß des geselligen Verkehrs und des Meinungsaustausches besitzen, sind auf einander angewiesen und kommen treu, ungeachtet der verschiedenen Temperamente, Stände, politischen Ansichten, zum Abendkränzchen zusammen. Da wird geraucht und der Rothe getrunken und kritisirt, dann wird der Stadtklatsch besprochen, endlich, wenn schon ein paar Seitel geleert sind und die Rauchwolken einen nebelartigen Schleier bilden, versteigt man sich in höhere Politik und es wird besprochen, was „die Presse“ aus Wien berichtet. Wenn ein fremder Gast sich in ein solch' Concilium verirrt, so gilt er als die willkommenste

Erscheinung und die Sitzung wird dann gewiß um eine Stunde verlängert, auch manch' Seitel mehr geleert. Deshalb erfreuen sich die Wirthsleute doppelt, wenn ein so rarer Zugvogel ins Netz geht.

Während beim „Lamm" die Honoratioren „bessern Alters" abenden, versammeln sich einige ältere Herren bei der „Rose" zum Tarockspiele, das von Schlag fünf Uhr bis sieben Uhr dauert. Der Nachtwächter rief schon zum zweiten oder dritten Male: „Herren und Frauen, laßt euch sagen," als sich das hohe Synedrium auflöste und wir die Ruhe suchten.

Morgens weckten uns die Glocken der Andreaskirche und tiefblauer, wolkenloser Himmel sah zu unserer Freude durchs Fenster. Als wir die Gaststube, resp. das Herrengemach und das Frühstück suchten, lernten wir erst die alterthümliche Sonderart dieses Hauses lernen und schätzen. Ich hatte doch viele Burgen erstiegen und erforscht, viele alte Bürger- und Bauernhäuser von der Hausflur bis zur „Dille" durchstöbert, aber der stattliche Söller, ins Gevierte gebaut, der mitten im Hause sich zeigte, die freien, weiten Räume, die archaistischen Stiegen und Pforten überraschten mich dennoch. Im konservativen Klausen müßten sich noch höchst denkwürdige Dinge, was Baukunst betrifft, finden lassen. Denn wurde auch die Front eines Hauses hie und da übertüncht, im Ganzen blieben die Häuser erhalten, wie sie vor beiläufig vierhundert Jahren sein mochten. Spitzthüren, alterthümliche Söller, Gemächer, die nie in gleicher Ebene mit den andern liegen,

Treppen und Stiegen und Aehnliches kennzeichnen diesen mittelalterlichen Typus. Ein Architekt, der für altrhätische Häuser ruhige Forschungen anstellen möchte, sollte in Klausen seinen Standort nehmen. Der Morgen lockte uns ins Freie. Da durchwanderten wir die lange Gasse gegen Süden, die von Landleuten der Umgegend sehr belebt war. Die Bauern zeigen meist romanischen Typus, wie auch ihre Tracht weder reich, noch malerisch ist. Man findet aber schöne, markirte, scharf ausgeprägte Köpfe, die wohl einem Maler zu Studien dienen könnten.

Das Städtchen Klausen besitzt keine Merkwürdigkeiten als die unvergleichliche Gasse, eine contrada lunga in engster Bedeutung, und den berühmten Schatz. Um letzteren zu sehen, begaben wir uns ins Kapuzinerkloster, wo er verwahrt wird. Zu unserem Entsetzen mußten wir aber erfahren, daß die spanischen Kleinode und Prachtstücke, welche die Königin Maria Anna, die Stifterin dieses Klosters, am Beginne des vorigen Jahrhunderts gespendet, wegen Kriegsgefahr im Jahre 1866 anderswohin geführt wurden und wegen der bedenklichen Zeitläufte noch dort verborgen liegen. Ein Verzeichniß sämmtlicher Gegenstände dieses sehenswerthen Hortes findet sich in der Ferdinandeums-Zeitschrift (Bd. 10, S. 102). In unsern Hoffnungen getäuscht, gingen wir in die Kirche und bewunderten die zwei Altarblätter, die Murillo zugeschrieben werden, besuchten dann den stillen Klostergarten, dessen Reinlichkeit und Blumenpracht jeden erfreuen muß, und bestiegen

den darin befindlichen Hügel, der eine reizende Aussicht auf das enge, flußdurchströmte Thal, auf die lachenden Halden und Berge, auf das stolzthronende Säben und das sich so malerisch ausbreitende Villanders bietet. Der Ausblick in die so wechselreiche, anmutige Gegend ließ uns die spanischen Herrlichkeiten sammt Königin Maria Anna und ihrem Beichtvater Gabriel Pontifeser vergessen. Das Kapuzinerkloster liegt eigentlich nicht mehr in Klausen, sondern schon außer dem historischen Tinnebache, der aus einem mit der alten Veste Garnstein geschmückten Thale kommt und einst die Gränze zwischen den Bisthümern Brixen und Trient bildete. Wir befanden uns somit in der Vorstadt „Frag,“ in der sich auch das stattliche Haus befindet, das sich die früher genannte Königin erbauen ließ, um hier in der Nähe ihrer frommen Stiftung ihre Lebenstage zu beschließen. Die schönen, hohen, hellen Säle und Zimmer, theilweise mit noch prächtigen, wenn auch verblaßten Gobelins versehen und mit reicher Stuccatur geschmückt, zeigen feinen Geschmack und dienen jetzt einem kaiserlichen Offizier zum freundlichen Aufenthalte, der in den einst fürstlichen Gemächern beneidenswerther Ruhe sich erfreut. Es führt den Namen Rechegg. Ein anderer alter Hof in der nächsten Nähe ist aus einer älteren Burg entstanden, welche einst den mächtigen Edeln von Villanders gehörte und noch den alten, halbmythischen Namen „Ansheim“ führt. Die Versuchung stand nahe, bei der Brücke, welche die Stadt mit der Vorstadt verbindet, abzu-

zweigen und den einsamen Pfad den Tinnebach entlang zu verfolgen, der schon zu Karl des Großen Zeiten als Bisthumsgränze berühmt war.

In 1½ Stunden gelangt man hier zur Schloßruine Garnstein, die auf einem von zwei Bächen umrauschten Hügel in solcher Abgeschiedenheit steht, daß Staffler es unbegreiflich findet, „wie jemand den Gedanken fassen konnte, in dieser grauenhaften Wildniß eine menschliche Wohnung zu bauen.“ (II, 967.) Mich hätte das graue Problem um so mehr angezogen, als diese Burg mit ihren tosenden, wildschäumenden Sturzbächen auf mich einen unauslöschlichen Eindruck vor vielen Jahren gemacht hatte. Der Sage nach ist dies Castell von den Heiden (Römern) erbaut, die sich hier, wie in Säben vor den anstürmenden Christen aufs tapferste wehrten, aber endlich weichen mußten. Wiederholte römische Funde bezeugen, daß diese Sage einen historischen Kern hat. In den Halden von Garnstein, wie in den Säbner Wänden sollen noch die von den Fliehenden zurückgelassenen Schätze verborgen liegen und der bunteste Flor von Schatzsagen blüht an diesen klassischen Stätten. Auch nach Säben emporzusteigen, dort römisches Mauerwerk zu sehen und die reizende Aussicht zu genießen, erlaubte uns nicht die karge, neidische Zeit. Welcher Contrast in Säben zwischen einst und jetzt! Ehemals die unbezwingliche Wohnstätte römischer, gothischer, bajuwarischer und fränkischer Helden, und nun die Stätte psallirender, beschaulicher Nonnen aus benachbarten Orten. Allein der Geist

des Kampfes; der furor teutonicus soll lange noch über dies Heiligthum geschwebt und selbst die Bräute Christi derart durchdrungen haben, daß man eher Walküren als Klausnerinnen vermuthen mochte. Die Bischöfe sollen oft schwere Noth mit diesen streitlustigen Kämpferinnen gehabt haben, die zwar nicht mit Speeren und Schwertern, aber mit sausenden Besen und wuchtigen Stühlen manche Fehde unter einander bestanden. Die lange Pause zwischen den germanischen Recken und den schlagfertigen Töchtern des hl. Benediktus füllten einst auf Sabiona die Ritter von Säben aus, die als ihren Urahn den alten Merboto nannten.

Unter dieses in mythisches Dunkel gehüllten Stammvaters Nachkommen ragen besonders hervor Reginprecht der Reiche, der das Kloster Neustift 1141 gründete und mit großen Schenkungen versah, und Ortulf II., der Probst in Innichen und Hofkaplan Kaiser Barbarossa's war. Er begleitete den großen Kaiser auf dem Kreuzzuge und in der letzten Urkunde desselben, ddo. Wien, finden wir Ortolfus praepositus Inticensis unter den Zeugen. Vermuthlich gehörte Herr Liutolt v. Savene, der Minnesinger, diesem erlauchten Geschlechte an. Der letzte des berühmten Geschlechtes war Oswald, der 1465 in die Ahnengruft zu Neustift stieg und folgenden Nachruf auf seinem Denksteine erhielt:

„Sebners geschlecht, der edel stamm
Mit herrn Oßwald ein end nam.

Er hat ein frau von Ems geborn,
Si ligt bei im, auch Helm und sporn,
Darzue sein schwert, schilt und fan.
Vierzehnhundert zelet man,
Mer fünf und sechzig, als ich sag,
Da starb er an St. Erhardstag.
Got geb im und allen die ewige rue.
Da sprechen wir auch Amen darzue."

Die eiserne Nothwendigkeit, einige Besuche zu machen, führte uns wieder in die eine lange Gasse und endlich ins ersehnte Gasthaus zum „weißen Lamm" zurück. Hier erfuhren wir zu unserem Troste, daß dies klausnerische Hotel ersten Ranges sich nicht umsonst eines guten Namens erfreut. Selbst Dr. Ludwig Steub, der gefeierte Senior aller tirolischen Touristen, würde dem „Lamm," dessen Küche und Keller seine Anerkennung nicht versagen.

Wir saßen noch bei süßen Etschländer Trauben und rothbackigen Pfirsichen, als einige Klausner Honoratioren uns besuchten und zu einem Ausfluge nach Velthurns ermunterten. Es bedurfte keiner langen Rede, denn Velthurns mit seiner lieblichen Lage und seinem stillen, sehenswerthen Schlosse hatte Anziehungskraft genug. Zwischen Weinbergen und schattigen Thalschluchten, an schäumenden Bachstürzen und riesigen Kastanienbäumen vorbei erstiegen wir in anderthalb Stunden das Taffelland des alten Dorfes, das mit seinen Wiesen und Aeckern, mit seinen freundlichen Häusern und blumenreichen Gärten, — eine reizende Idylle — auf einmal vor unseren Blicken lag. Die

ganze Gegend ist mit Obstbäumen reich belebt und bietet eine fesselnde Aussicht auf das jenseitige, bis zu den höchsten Kuppen und Graten bewachsene malerische Gebirge.

Diese lachende Mittelebene von Velthurns eignet sich vorzüglich zum Sommeraufenthalte für Familien, welche die Schönheiten der Natur höher schätzen, als die Unterhaltungen in Bädern und Kurorten. Die wunderbare fruchtbare Ebene, auf die das stolze Sabiona wie schützend herüberblickt, muß sehr früh bebaut und bewohnt worden sein. „Herr Udalrich Herrant“ wird schon am Ende des 12. Jahrhunderts als Pfarrer von Velthurns genannt. Die größte Merkwürdigkeit dieses Paradieses bildet aber das „Gschloß,“ das 1497 in den Besitz der Fürstbischöfe von Brixen kam, die es zu ihrer Sommerresidenz benützten. Dieser Umstand zeigt von feinem Geschmacke der hochwürdigsten Herren, welche die Reize des lieblichen Velthurns wohl zu würdigen verstanden. Am liebsten weilte aber hier der Kardinal Andreas von Oesterreich (Bischof von Brixen 1591 bis 1600), der auch das bewunderte Fürstenzimmer herstellen ließ. Das prachtvolle Getäfel desselben, ausgeführt vom Tischlermeister Sigmund Tschul, ist ein Meisterwerk, das in ganz Deutschland seinesgleichen sucht. Es ist hier die höchste Kunst der Holzeinlegung erreicht, die mit der Mosaik wetteifern kann. Als dieser Kunstgenuß uns lange erfreut hatte, — leider war er nicht vollständig, denn ein Stück des Prachtwerkes war zur Weltausstellung gewandert —

überraschte uns in einem freundlichen Hause eine so seltene Gastfreundlichkeit, daß wir uns in den Orient oder gar an den Hof des Schah versetzt glaubten. Wie rasch flohen die kurzen Stunden unter fesselnden Reiseberichten und Abenteuer-Erzählen, zwischen harmlosen Scherzen und Witzen, bis wir im Dunkel den Weg nach Klausen einschlugen. Auf der dunkeln Fahrt überfiel uns aber überreicher Regen und bei der Rückkunft ersahen wir zu unserer Ueberraschung, daß die contrada lunga nicht nur die Aufgabe einer Straße, sondern auch die eines Rinnsales habe. Alle Traufen fielen prasselnd auf die gepflasterte Gasse und bildeten einen Bach, der lustig weiterrauschte. Wir dankten dem Schicksale, als wir das Gasthaus erreichten, wo wir die ebenso gewählte als belehrende Gesellschaft des vorigen Abends wieder fanden. Glücklich den Traufen des Regens entronnen, lauschten wir gerne den Gesprächen über die lauschigen Winkel des Eisack-Thals und über die günstige, milde Lage Klausens, das für Gärtnerei und Samenzüchterei vorzüglich geeignet sei.

Als aber der Zeiger schon vorgeschritten, begann uns ein stattlicher Herr zu belehren, daß diese Gegend außer der schönen Natur und dem Schatze noch viele Berühmtheiten besitze, vom alten Heidenkönige Arostages an bis auf Anton Hofer, den Vollender des tirolischen Idiotikons. Mit edlem Stolze wurde in die Reihe der klausnerischen Celebritäten auch Walther von der Vogelweide gesetzt und neben Ephasus, Merboto und Reinprecht von Säben und vielen Anderen

genannt. Wir freuten uns, daß der größte Minnesinger sogar in Klausen die verdiente Anerkennung gefunden habe, und bedauerten nur, daß er zu früh das Zeitliche gesegnet habe, als daß er mit dem Ehrenbürgerrechte der alten Stadt ausgezeichnet werden konnte. Jedenfalls aber wird sein Name in einem künftigen „Klausnerischen Plutarch“ glänzen und wir sind durch die Annahme, daß Walther aus der Klausner Gegend stamme, zu einem Ausfluge veranlaßt worden, dessen Erinnerung uns immer freuen wird; denn es wurde noch im geselligen Zirkel eine Wallfahrt zur angeblichen Geburtsstätte des unsterblichen Sängers für den folgenden Tag beschlossen.

---

## 11.

# Die Vogelweide.

„Also zur Vogelweide!" hieß es am Morgen des 8. September. Um acht Uhr verließen wir das stille Klausen und überschritten den Eisack. Ein Bauer aus dem Laiener Ried, zu dem die Vogelweide gehört, gab uns das Geleite. Es war ein Hochgenuß, an diesem schönen Tage in's liebliche Eisackthal oder auf die lachenden Hänge und Berge zu blicken. Schon in der inneren Eisack-Region findet man jene warme, eigenthümliche Beleuchtung, jenes entzückende Farbenspiel, das nur der heitere Süden zu bieten vermag. Der Gedanke, daß wir vielleicht jene Stätte betreten werden, wo einer der größten Geister das Licht erblickt und zum Jüngling herangewachsen, gab dem Morgengange eine feierlichere Stimmung. Als Franz Pfeiffer 1864 von seiner früher verfochtenen Hypothese, daß Walther ein Franke gewesen (Germania V., 1), plötzlich absprang und Walthers Heimat in die Gegend von Sterzing verlegte, da kamen mir doch manche leise Zweifel gegen diese Geburtsstätte des großen Dichters. Seit ich Walthers Gedichte kennen lernte, bildete sich

die feste Ueberzeugung, daß der Dichter schon als Knabe die Eindrücke einer reizenden, reichen Natur in sich aufgenommen habe. Den Duft und die Anmuth seiner Lieder, die sonnige Halde, die lichte Heide, das tosende Wasser habe er aus der Heimat auf seine Wanderungen mitgenommen, wie ja die Bilder und Töne der schönen, lauschigen Eisackgründe und die Sehnsucht nach ihnen auch den Fragmentisten durch das Leben geleiteten. Die Gegend bei Sterzing hat aber ungeachtet ihrer Schönheit einen kalten und herben Zug; Duft und Anmuth fehlen der mehr nordisch-rauhen Landschaft, wie der Zauber heiteren Wechsels. Ein rauschendes Gewässer dürfte Walthers Heimat nicht gefehlt haben. Als er nach langen, langen Jahren die veränderte Stätte seiner Kindheit wieder sah, singt er:

„bereitet ist das velt, verhouwen ist der walt,
wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wîlent flôz.“

und ein anderes Mal:

„ich hôrte ein wazzer diezen.“

Sollte die Vogelweide in der Gemeinde Telfes bei Sterzing (Pfeiffer, XIX.) sich befinden, so fehlte der tosende Bach, man müßte denn den tief in der Thalsohle fließenden Mareiter Bach annehmen, der selbst dem Eingebornen nur ein trauriges Bild der Verheerung gewährt. Auch der Umstand, daß der Hof „datz Vogelweide“ nun spurlos verschwunden ist, schien mir darauf hinzudeuten, daß er ein unbedeutendes Gehöfte in undankbarer Lage gewesen sein müsse, da sonst nachweisbar die ältesten Höfe mit denselben Na-

men fortzubestehen pflegen. Mit sehr geringen Ausnahmen finden wir alle Höfe, die in Meinharts Urbarien 1286 genannt sind, noch heutzutage vorhanden, denn ein Hof wird nur aufgelassen, wenn sich dessen Bebauung nicht lohnt, was nur in seltenem Falle bei kleinen, in unwirthlicher Gegend gelegenen geschieht. All dieses erregte mir Bedenken gegen die Vogelweide bei Sterzing, obwohl sonst Pfeiffers Annahme den Tiroler bestechen mußte. Da trat Herr Johannes Haller, Pfarrer in Laien, 1866 im Tiroler Volksblatte mit der Nachricht auf, daß am Laiener Riede sich zwei uralte „Vogelweider“ Höfe befinden.*) Diese Nachricht klang lockender, denn die Gegend von Laien gehört zu den anmuthigsten und reizendsten Tirols und schiene würdig, des großen Sängers Wiege zu sein. Hier im tieferen Eisackthale, zwischen Brixen und Bozen, herrschte aber auch damals ein reges, bewegtes Leben und mächtige Herren saßen hier auf ihren zahlreichen Burgen. In dieser Gegend war auch der Name Walther, der sonst, „im Gebirge“ zu den seltenen gehört, sehr beliebt und verbreitet. Da begegnen uns nur im Urkundenbuche des Chorherrnstiftes Neustift bei Brixen (Wien 1871): Walther 1142, 1145, 1173, 1179, 1181, 1187. Waltherus de Brixina 1142, 1147, 1148. Walther de Malentin 1145. Waltherus de Gredena 1151. Waltherus de Monte 1153 — 1178. Waltherus, cognatus Reginberti

*) Anzoletti: Zur Heimatfrage Walthers von der Vogelweide. Bozen 1876.

Sabionensis 1155. Waltherus cocus 1161. Waltherus de Selus 1162. Waltherus Garrinus 1182. Waltherus de Rischone 1182. Walther dapifer de Monte 1183. Heinricus Augensis prepositus et Waltherus frater ejus 1184. Waltherus de Bradelle 1211. Waltherus presbiter 1226. Waltherus carpentarius 1231 u. s. f. Dürfte das schöne Eisackthal nicht das Glück haben, auch Walthers Heimat zu sein, da es sich rühmen kann, Oswald von Wolkenstein und Jakob Fallmerayer seine Söhne nennen zu dürfen? Auch bevorzugte Gegenden lieben ihre Triaden.

An dem Weiler Griesbruck vorüber stiegen wir eine Viertelstunde empor. Den etwas steilen Weg ließ uns die herrliche Aussicht vergessen. Da lag vor uns die sich krümmende Thalschlucht mit dem hochgehenden Flusse, mit dem alten Städtchen und vielen Gehöften und Weilern, am Gehänge zogen sich Weinberge und Wiesen empor, auf dem kecken Felsen jenseits des Thales ragte das an historischen Erinnerungen überreiche Säben, weiter südlich breitet sich auf sonniger Halde das stattliche Villanders mit seinen alten Burgen und Edelsitzen aus; tiefe Schluchten mit kleinen Wasserstürzen, riesiger Baumschatten, dunkle Wälder und weichlinige Gebirgsformen erfreuten das Auge. Als wir die Höhe erreicht, schritten wir durch schattigen Fichtenwald südwärts. Traten wir in die Lichtung, zeigte sich ein Einödhof und wir erblickten wieder das reizende Gebirge jenseits des Flusses. So wechselte Wald und Flur auf unserem Wege, bis der Führer

uns meldete: „Jetzt sind wir gleich am Ziele!“ Wir mochten bequem beinahe zwei Stunden gegangen sein, als wir aus dem dunkeln Walde auf die sonnige Halde kamen. Sie liegt südwärts am Bergvorsprunge, der am Fuße vom Eisack und dem Grödner Bache umrauscht ist. Einige Gehöfte lagen auf dieser wonnigen Stelle vor uns, bei ihnen die St. Kathrein-Kirche. Der Weg führte uns zunächst zu einem romanischen Bildstöckchen, das auf einer Säule steht. Die vier Nischen zeigen sehenswerthe Gemälde, welche die Anbetung der heiligen drei Könige, die Kreuzigung, Katharina's Vermählung und in den Zwickeln verschiedene Heilige darstellen. Diese Fresken, die gewiß dem Anfange des 15. Jahrhunderts angehören, zählen zu den besseren jener Zeit und verrathen keinen gewöhnlichen Pinsel. Bei aller Schlichtheit fesselt die Madonna durch ihre Anmuth. Es wäre wohl der Mühe werth diese werthvollen Bilder zu veröffentlichen und weiteren Kreisen bekannt zu machen. Der Bau des Bildstöckchens ist aber viel älter als die Fresken und soll die Jahreszahl 1290 tragen. In der Nähe ragt die alte, aber schmucklose Katharina-Kirche empor.

Wie weit mag dies Gotteshaus, zwar nicht in der jetzigen Gestalt, zurückreichen? — Die Kirchen, die den Namen dieser Heiligen führen, gehören neben den Peters-Kirchen zu den ältesten in Tirol und wurden meist an Stellen ehemaliger, der Sunna geweihten Stätten errichtet. Ich verweise beispielshalber nur auf St. Katharina-Berg in Schnals und auf Katharina

in der Schart bei Hasling. (Vergl. Pfeiffers Germania VI, 214.) Wenn hier eine solche alte Kirche steht, setzt ihr Dasein die frühere Existenz der fünf in der Nähe liegenden Gehöfte voraus, zu denen die zwei Vogelweider Höfe zählen.

Nach Besichtigung der Kirche stiegen wir zur „Innern Vogelweide“ empor, die nur einen Scheibenschuß von derselben entfernt ist. Da lag nun das ersehnte Ziel des schönen Morgenganges vor uns, ein einstöckiges, weiß übertünchtes Bauernhaus im Schatten eines riesigen, fruchtbeladenen Kastanienbaumes. Ein uns zugewandtes Fenster umrahmen Malereien, die einen mit Reben umschlungenen Baum darstellen. Viele Vögel weiden sich an den Trauben. Stammt diese schmucklose Malerei auch erst aus jüngerer Zeit, so erfreute uns doch das sinnige Bild, das vermuthlich nur an die Stelle eines älteren getreten ist. Wir erfreuten uns aber auch des kühlen Schattens unter dem uralten hausschirmenden Baume, dessen gelbe Früchte wie Sterne aus dem dunkelgrünen Blätterdache niederschimmerten, und nahmen Platz auf der Bank vor dem Hause. Uns gegenüber quoll und rauschte ein frischer Bronn mit mächtigem Wasserstrahle, über uns sangen Cicaden ihr melodisches Lied. Süß lächelte die schattige Ruhe nach der heißen Wanderung. Endlich betraten wir das Haus, dessen Tochter uns freundlich bewillkommte und die Stube wies. Hier fanden wir den Bauern, der uns mit einem treuherzigen „Grüß Gott“ empfing und uns zum Ausruhen einlud.

„Ihr kommt gewiß des Walthers wegen?“ fragte der Alte, den wir für einen Sechziger hielten. Wir bejahten seine Vermuthung. Da erwiderte er mit glänzenden Augen: „Ja, ja, der Walther muß ein Teufelskerl gewesen sein. Er ist schon so lang in der Ewigkeit und die Leut' reden noch immer von ihm.“ Bei diesen Worten flogen mir unwillkürlich Hartmanns Verse durch den Sinn:

Sie sagen, er leb' noch heute:
Er hat das Lob erworben,
Ist ihm auch der Leib erstorben,
So lebt doch stets seine Name. Iwein, 15 ff.

„Das ist recht,“ fuhr der Bauer fort, „daß Sie da sind. Ich kenn' Sie zwar nicht, aber weil Sie daher gekommen sind, um die Vogelweide anzuschauen, müssen Sie den Walther kennen, etwas von ihm wissen, und über den möcht ich gern etwas Rechtes erfahren.“

„Ihr wißt also vom Walther?“ fragte ich neugierig.

„Ja, etwas, aber blutwenig,“ entgegnete er. „Ich weiß nur, daß da einmal ein Walther gewesen, der in der Welt dann herumgefahren und ein berühmter Mann geworden ist. Mehr weiß ich nicht, also erzählen Sie mir etwas Näheres.“ Hiemit trat er zur Thüre des Nebengemaches und rief: „He da! Ein Herr ist da, der erzählt uns vom Walther.“ Auf dieser Vorladung erschienen zwei stämmige Bursche, begrüßten uns und nun saßen wir alle — es waren unser sieben — um den großen Tisch, der in der Ecke der

getäfelten Stube stand. Ich begann nun meine Rede und erzählte von Walthers Wanderungen und Liedern, und wie er an Höfen gesungen und von Fürsten und Kaisern hoch geehrt worden sei, wie er endlich das Kreuz genommen habe und auf dem Zuge nach dem heiligen Lande durch unsere Berge gekommen und nach vielen, vielen Jahren seine Heimat wieder gesehen und Alles verändert gefunden habe. Hatten die Bauern bisher mit lautloser, sichtlicher Neugierde gehorcht, so fuhr jetzt der Alte über die Stirne und murmelte vor sich hin: „Ja, so geht's, wenn man älter wird. Wie viel hat sich hier seit meinen Kindestagen geändert! Wie viel ist anders geworden, seit ich auf dem Hofe sitze!" „Ihr müßt also wohl alt sein?" fragte ich. Darauf erhielt ich die Antwort: „Es hat schon dreiundachtzig geschlagen." Ich fuhr nun weiter in meiner Rede und schloß damit, daß Walther nach mehr denn sechshundert Jahren in seinen Gedichten noch fortlebe, daß seine Lieder und Sprüche unsterblich seien und jedes deutsche Herz entzücken, belehren und erheben. Das deutsche Volk blicke mit gerechtem Stolze auf Walthers Werke und zähle dieselben zu seinen theuersten, altererbten Schätzen. Als ich geendet, sprach der Greis: „Herr, gieb' dem Walther die ewige Ruhe!" und hieß alsdann einen Sohn Wein holen. Obwohl das gebrachte Naß beinahe so süß als Schlehentrank war, so ward doch damit in bester Form Walthers Minne getrunken und der irdene Krug gieng wiederholt in die Runde. Nun ward auch die Rolle gewechselt und

die Bauern berichteten uns über Haus und Hof. Das Ergebniß ihrer Mittheilungen ist kurz Folgendes: Die innere Vogelweide ist der älteste Hof des Außerriedes und ehemals stand an dieser Stelle eine Burg. In der Umgebung des Hauses sei man früher beim Ackern und Umreuten öfters auf alte Mauern gestoßen. Daß dieser Hof einst einer Herrschaft gehört habe, gehe auch daraus hervor, daß bis in neuere Zeit zwei Theile des Grundzinses vom ganzen Außerried an diesen Hof abgeliefert wurden. Beide Höfe — die innere und äußere Vogelweide *) — bildeten ehemals ein Besitzthum, das zwei Brüder gütlich mit einander theilten. Der jüngere habe auf seinem Theile Haus und Stadel zu

---

*) Anmerkung: In einer Papierhandschrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: „Anmerkt die Satzgüeter des phantschillings beider gericht Gufidaun und Villanders“ heißt es noch: „Item der hof Vogelwaid giebt zu Liechtmes IX xr., zu Jacobi IX. xr. und in der vasten air etc.“

In der Handschrift: „Vervahung etlicher obrigkait herrlichkait, stuck und güeter, rent, zins und gült zu dem satz und phantschaft des schloss Sumersperg und beider gericht Gufidaun und Villanders gehörig und beschriben anno 1547“ begegnen beide Höfe: Wörndl Voglwaider im Ried als innhaber des Underfoglwaiderhofs, darzue ain hausung, stadl, gartn, zwo jauch acker und von achtundzwainzig hawern weingarten gehört, dient cupl 5 xr. Wolfgang Voglwaider als innhaber des Oberfoglwaiderhofs, darzue ain hausung, stadl, garten, vier jauch acker und von dreiszig hawern weingarten gehört, raicht cupl 5 xr. Im Jahre 1562 finden wir dieselben Besitzer. Im Jahre 1589 saß Michael Voglwaider auf dem untern, Andre Voglwaider auf dem obern Hofe.

Außervogelweide gebaut. Auf die Frage, ob keine alten Schriften und Briefe vorhanden wären, erhielt ich die Antwort, daß im Jahre 1703 der Blitz eingeschlagen und das ganze alte Haus zerstört habe. Damals seien auch die vielen, sehr alten Pergamentbriefe verbrannt.

Der jetzige Besitzer Johann Schrott bedauerte sehr diesen Verlust, denn er glaubte, daß in diesen Briefen alle alten Rechte des Hofes gestanden seien, und man die Briefe manchmal gut brauchen könnte in dieser Zeit, wo man Alles schwarz auf weiß haben muß, wenn man nicht verkürzt werden solle. Der rüstige Greis ist, was ja immer des Alters Sitte war, ein Verehrer und Bewunderer der Vergangenheit und blickt lieber auf den sagenhaften ehemaligen Glanz des Hofes und Walthers Herrlichkeit zurück, als auf die prosaische Gegenwart und in die dunkle Zukunft. Bei seinen Reden und Klagen mahnte er auch manchmal an einen adeligen Herrn, der mit Schmerz auf die großen Ahnen und den früheren Glanz seines Hauses zurückblickt. Immer lenkte er seine Rede wieder auf das alte Gschloß, auf die frühern Rechte des Hofes und auf Walther. Als wir für die freundliche Aufnahme dankten und scheiden wollten, drückte er mir kräftig die Rechte mit den Worten: „Danken muß ich, daß Sie uns vom seligen Walther so viel erzählt haben, und jetzt nehm' ich mir halt ein Herz und sage Ihnen meine Anliegen. Ich hab' immer gedacht, ich sollte dem Walther ein kleines Zeichen, so eine

Tafel aus Marmel, ans Haus setzen, damit die Leute seiner mehr gedenken, aber es sind schwere Zeiten — und ich komme nicht dazu. Weil Sie den Walther auch so gern haben, wag, ich halt die Bitte, schauen Sie, daß eine Gedenktafel gesetzt werde."

„Das will ich versuchen," erwiderte ich und wir traten nach allseitigem „Behüte Gott" aus dem Hause in Gottes freie, schöne Welt hinaus. Da lag, als wir zur ganz nahen „äußern Vogelweide" schritten, das Eisackthal im Mittagsdufte vor unseren Blicken. In der Tiefe flutete der hochwogige Eisack, dessen melodisches Rauschen man deutlich vernahm, weithin sichtbar durch das fruchtbare Thal. Beinahe uns gegenüber ragte die stolze Trostburg mit ihren Thürmen und Zinnen am waldigen, mit Einödhöfen belebten Berge, von dessen Höhe das alte Tagusens mit seinen grünen Matten und friedlichen Häusern niederblickte, über das weichlinige, waldesdunkle Gebirge starrte grau und ernst der riesige Schlern in die lachende Landschaft herein. Im Süden, in der Mitte des reizenden Bildes, blickte auf umwaldetem Kegel das alte Verena-Kirchlein und in weiter Ferne bildete den malerischen Abschluß die weiße Kuppe des schon im Eckenliede genannten Jochgrimm. Am rechten Eisack-Ufer zog sich das waldgeschmückte Gebirge von Villanders und Barbian hin, mit schönen Gehöften reich besäet, mit buschigen Hügeln und dunkeln Schluchten geschmückt und bis zu den grünen Alpenweiden hinauf bewachsen. Ein prächtiger Wasserfall, der zu den

schönsten Tirols zählt, rollt von schwindelnder Höhe seine wildschäumenden Wogen zur Tiefe. In stiller Nacht hört man die stürzenden Wassermassen über das Thal herüber „diezen." — Dies Prachtstück eines gewaltigen Sturzbaches wird niemand, auch in weiter Ferne, so leicht vergessen, und Walther, wenn hier geboren, konnte mit doppeltem Rechte sagen:

„wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wilent flôz;"

wenn er von dieser sonnigen Halde auf den emporrauschenden, majestätisch dahinwogenden Eisack oder auf das prächtige Schauspiel des jenseitigen wasserreichen Sturzbaches sah. Und so weit das Auge reicht, ist die Landschaft entzückend schön. Stufenförmig, üppig, weich erheben sich von allen Seiten Hügel und Berge, und das Ganze bildet ein „Prachttheater voll Grün, Feld und Wald." Wir lagerten uns lange auf der sonnigen Wiese, in seliges Schauen verloren, und konnten uns nicht satt sehen an den romantischen Bildern, die hier die Natur in wundervollen Mischungen prachtvoll geschaffen hat. Und immer und immer mußte man sich gestehen, diese von der Natur so bevorzugte Stätte wäre wohl würdig, Walthers Wiege zu sein. Und wenn dies der Fall wäre, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß der reichbegabte Jüngling den Ortulf II. von Säben im Frühling 1189, als dieser sich dem Kreuzheere anschließen wollte, nach Wien begleitet habe. Was sich um so mehr erklären ließe, als die Herren von Säben und Gufidaun — letztere waren auch Gerichtsherren von Laien — als

Nachbarn im stäten Verkehre waren. Würde man annehmen, daß Walther mit Ortulf II. in Beziehung gestanden sei, würde ein neues Licht auf den „Klôsenaere," der von Walther vier Mal (Lachmanns Ausgabe 9, 37; 10, 33; 34, 33; 62, 10) genannt ist, fallen. Walther konnte den Ortulf, der nach seiner Rückkunft aus dem Oriente zurückgezogen im ehemaligen Benediktinerkloster zu Innichen lebte, ganz wohl Klôsenaere nennen, ja würde damit sogar eine feine Anspielung auf dessen Heimat machen. Die Burggrafen von Säben hatten sich unmittelbar oberhalb dem Städtchen Klausen, das unter dem Namen Clûsa, Chlûsna seit 1153 oft urkundlich erscheint, eine Burg, nun Branzoll, gebaut, welche die Veste der Stadt war und auch ihren Namen führte. Ein Säbner konnte deßhalb mit gleichem Rechte Klûsenaere, Klôsenaere genannt werden, wie ein Bewohner der Stadt selbst, z. B. Heinrich der Chlusenare 1192 (Neustifter Urkundenbuch S. 67) und später, 1329, Ulreich der Chlosner (ebendort S. 240).

Lange saßen wir „an der liehten heide" und konnten uns nur schwer von den Wundern der Natur und den Erinnerungen an den großen Walther trennen. Die Sonne stand schon am höchsten und von fernen und nahen Thürmen klangen die Mittagsglocken, als wir von der wonnigen Halde schieden und dem Dörflein Waidbruck entgegeneilten, das malerisch am rauschenden Grödner Bache in kühler Tiefschlucht liegt, überragt und bewacht von der stattlichen Trostburg.

Wie alt mag dies in die Mündung des Grödner Thales sich wie scheu schmiegende, malerische Nestchen sein?

Hier stand schon die Römermansion Sublavione und von hier gieng die alte Straße an Castellrutt und Völs vorbei nach Pons Drusi bei Bozen oder direkt am Jochgrimm vorüber nach Italien. Mehrere römische Denksteine und viele römische Münzen wurden an dieser Stelle gefunden, die noch im Mittelalter so lange von hoher Bedeutung war, bis die Straße nach Bozen ans rechte Eisack-Ufer verlegt wurde. Die Akropolis von Sublavione war aber das jetzige Trostburg, das die Eisack-Region weithin beherrscht und von seinem Thurme einen wundervollen Ausblick bietet. Wenn man in der Wilkina-Sage (Cap. 35) liest: „Da ist ein Strom, über den man nicht anders kommen kann, als auf einer Steinbogenbrücke, und an dieser Brücke steht eine Burg, die heißt Brictan; dieselbe haben zwölf Schachmänner (Lesart „Scotmannen,“ Zöllner) inne, deren einer Gramaleif heißt,“ so kann nur die Brücke über den Eisack bei Waidbruck und das darüber ragende Trostburg gemeint sein, wo der Zoll so lange erhoben wurde, bis der Kuntersweg am Beginn des 14. Jahhunderts gebaut war. Im grimmigen Gramaleif könnten demnach die Zöllner des Nori-Thals ihren Patron verehren und es dürfte nicht Wunder nehmen, wenn manche seiner Eigenschaften sich auch auf sie vererbt hätten.

Aber welch' ein Unterschied zwischen damals und

jetzt! Der Hauptzöllner Gramaleif fordert von Witig nicht nur Waffen und Kleider, sondern noch überdies den rechten Fuß und die rechte Hand, während sein nunmehriger Nachfolger von einem Touristen nur 2 kr. wie für ein Stück „Kleinvieh" verlangt und ihn dann in Frieden ziehen läßt. Sollte man da noch an dem Fortschritt der Menschheit verzweifeln, wenn sie auch manchmal retrograde Purzelbäume schlägt?

---

12.

## Die Tinneschlucht.

Wenn man durch die langgestreckte, enge Gasse in Klausen wandert, so glaubt man, daß diese schon zu des Königs Arostages Zeit nicht enger gewesen sein konnte. Allein diese Hauptstraße war einst noch weniger breit, denn der Bischof Ulrich Putsch berichtet in seinem Tagebuche: „Auch ließ ich in diesem Jahre (1429) die Stadt Klausen unter Säben pflastern, welche vorher schmutzig war und eine so enge Gasse, hatte, daß ein Wagen dem andern unmöglich ausstellen konnte.“ Ungeachtet der Verdienste des hochseligen Fürstbischofs um Klausen sagt man letzteres unserer Gasse noch nach. Welch Gedränge und Gewoge mochte hier gewesen sein, als Kaiser Friedrich II. im September 1237 in Klausen einzog nnd hier vermuthlich auf dem Schlosse Branzoll Hof hielt, oder als im Jänner des Jahres 1436 die Gräfin von Görz mit einem Gefolge von 70 Pferden hier ankam, um ihre Andacht beim hl. Kreuze in Säben zu verrichten. Diese hohe Pilgerin wurde in Klausen herrlich bewirthet, was ihr um so mehr gefallen mochte, da der Fürstbischof

von Brixen „die Zehrung für sie und ihre ganze Begleitung“ bezahlte.

Und wie stille und ruhig war die Stadt jetzt, als ich am Charfreitag morgens hinauswanderte zum Tinnebach, der alten Bisthumsgrenze, um an seinem Ufer ein verschollenes Schloß zu suchen. Nur einzelne Bauern, die von den Höhen niedergestiegen waren, um in der Stadt ihre Andacht zu verrichten, begegneten mir. Und als ich von der Straße abgebogen war und am rechten Bachufer thaleinwärts wanderte, schien plötzlich der Eingang geschlossen. Kein Ausblick mehr in das lachende Eisackthal, nur der Einblick in die Thalschlucht mit dem rauschenden Bache, mit abgerissenen Felsblöcken und grauen Steilwänden. Vom hohen Felsenvorsprunge blickte die Rückseite Säbens in die Einöde nieder.

Es macht hier nicht so sehr den Eindruck eines mächtigen Castells, wie von vorne besehen, sondern eines weiträumigen Castrums. Die bedeutende Fläche hinter dem Schlosse ist von starken Mauern umfangen. Kein anderes Gebäude wird erblickt. Wer einen einsamen Gang durch großartige Thalenge, wer romantische Thalschluchten und mächtige Felswände liebt, der besuche das Gebiet des Tinnebaches. Und obwohl der Charakter des Thales im Ganzen derselbe bleibt, welcher Wechsel zeigt sich hier bei jedem Schritt und Tritt! Wie oft verschieben sich diese Felswände, wie oft bilden sich neue Landschaftsbilder, immer wild und groß! Ein schmaler Steg führt über den schäu-

menden Bach, der Pfad drängt sich an einem steil abfallenden Felsen hin. Hier an einsamster Stelle ist in die Felswand eine Grotte gehauen, in der ein Crucifix mit Maria und Johannes aufgestellt ist. Heute war das Heiligthum der Einöde mit einigen Fichtenkränzen umgeben und eine Lampe flimmerte vor dem Heiland. So feiert die Andacht des Volkes den hehren Tag selbst an abgelegensten Stätten, und ich erinnerte mich, wie ich in einem einsamen Walde Nord-Tirols vor vielen Jahren am Charfreitage eine Felshöhle ähnlich geschmückt und ein heiliges Grab darinnen gefunden habe.

Ich war mutterseelenallein durch die einsame Thalöde gewandert, da fuhren „Bennlein" daher, in denen feiertäglich gekleidete Bäuerinnen und rothbackige Kinder saßen. Die Männer aber leiteten sorgsam die Bergpferde. Es waren Latzfonser, welche in die Stadt sich begaben, um die heil. Gräber zu besuchen. Auch betende Waller zu Fuße begegneten mir nun in der Einöde. Ich dachte aber an Parzival, wie er im Walde zu einem Ritter, dessen Frau und Töchtern kam, die barfuß und in grauen Röcken, begleitet von Rittern und Knappen eine Bußfahrt zu einem Einsiedler unternahmen, und wie der graue Ritter sprach:

Denn es ist Charfreitag heut,
Des alle Welt sich billig freut
Und doch in Leid befangen ist.
Sprecht, ob ihr höh're Treue wißt,
Als die Gott an uns begieng,
Da man für uns ans Kreuz ihn hieng?

In großartiger, einsamer Thalschlucht oder stiller Waldöde tritt das Hohe und Ewige viel näher heran als in prunkenden Kirchen und Kapellen und echte tiefe Poesie scheint Einen zu umrauschen.

Der zweite Theil des Tinne-Thales wird anmuthiger und belebter. Das rechte Ufer zeigt schönen Waldbestand; dunkle Föhren und weißstämmige Birken, Fichten und Lärchen schmücken selbst die enge Thalsohle. Bemooste Felsen und phantastisch gebildete Kegel ziehen den Blick an. Großartig und malerisch bleibt aber dieses Thal überall und nur Ein Gebäude, das Pochwerk des am rechten Ufer gelegenen Pfunderer Bergwerkes, unterbricht die gewaltige Einsamkeit.

Ich wanderte durch Wald noch eine Viertelstunde thalein — und da ragte auf einem nach drei Seiten steil abschüssigen, nicht hohen Felsen der graue Schloßthurm. Ein überraschender Anblick in dieser Waldeinsamkeit! Ja, da stand vor mir das geheimnißvolle Schloß, das ich nur einmal als Knabe gesehen hatte und dessen Bild so oft vor mir auftauchte, namentlich wenn ich an das „Dornröschen" und dessen verwachsene Burg dachte. Der Name des Schlosses war mir längst entschwunden, die Erinnerung daran lebhaft geblieben. Den grauen Bau, den grünen Wald, die wild schäumenden und tosenden Bäche, die am Schloßhügel rauschend in einander stürzen, konnte ich zeitlebens nicht vergessen. Da saß ich nun im Schatten einer Fichte auf bemoostem Felsblocke und weidete meine Augen am geliebten Bilde, das ich endlich gefunden.

Mochte auch seit meiner ersten Verirrung in diese Thalschlucht viel Wasser verronnen sein, mochte sich allenthalben Vieles geändert haben, hier war kein Wechsel, keine Aenderung eingetreten, — an diesem Kabinetsstücke romantischer Waldeinsamkeit. Staffler bemerkt: „Unbegreiflich scheint es, wie Jemand den Gedanken fassen konnte in dieser grauenhaften Wildniß eine menschliche Wohnung zu bauen.“ Ich finde die Wahl dieser Stätte sehr erklärlich, denn wer Abgeschiedenheit, duftige Waldlandschaft und melodisches Bächerauschen liebt, kann nicht leicht einen anziehenderen Punkt finden. Aber unsere alten Vorfahren achteten beim Baue ihre Burgen nicht auf derlei poetische Dinge, und andere Gründe verursachten den Bau des Waldschlosses an dieser poetischen Stätte.

Nach der Sage führte eine Römerstraße von Brixen über Tschötsch und Velthurns nach Sabiona, von hier über Verdings in den hintersten Winkel der Bergschlucht, wo unsere Burg steht, und von da über Villanders und Barbian nach dem Ritten. Römische Funde in Barbian, Lengstein und an andern Orten des Rittener Geländes bestätigen diese Volkstradition.

Das nun so einsame Waldschloß stand demnach einst an einem beliebten Verkehrswege und bildete zugleich ein Vorwerk Säbens. Noch erzählt das Volk, daß ein unterirdischer Gang Säben und unsere Burg verbunden habe und daß hier Heiden gewohnt hatten, die sich aufs tapferste gegen die Christen vertheidigten. Erst als man von „Rabistboden“ auf die Burg schoß

und Steine schleuderte, mußten sie aus dem Schlosse ziehen.

Zahlreiche Sagen von vergrabenen Römerschätzen haften auch an dieser Stätte wie, an den Säbener Wänden und eine Viertelstunde hinter dem Schlosse soll im Walde ein Römerstein stehen. Wie mochte diese Burg in früherer Zeit geheißen haben? Seit dem 12. Jahrhunderte trug sie den Namen Gerrenstein und Garrenstein und letztere Form hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Er stammt von den Besitzern, die Garrones hießen, deren erster schon 1082 erscheint. Im Jahre 1155 begegnet uns Heinrich Garro, dem der reiche, mächtige Reginbert von Säben seine Tochter Gisela zur Hausfrau gab. Seine Nachkommen, die mit Vorliebe die Taufnamen Effehart, Heinrich und Reginbert führten, erfreuen sie nicht des besten Nachrufes. Es sollen gewaltthätige und hinterlistige Herren gewesen sein, denen Gut über Recht und Ehre gieng. Mit Reginbert III. erlosch schon 1250 der Mannesstamm. Wie die Säbener hatten sie im Kloster Neustift ihre Familiengruft, wo sie der Urstände harren. Durch Sophie von Garnstein, welche mit Ernst von Voitsberg vermählt war, kam das Schloß in den Besitz dieses berühmten Geschlechtes.

Seit dem Jahre 1277 saß hier nun ein jüngerer Zweig der Voitsberger, der Namen und Wappen von Garnstein führte und die Gerichte Verdings und Latzfons besaß. Später finden wir es im Besitze der Landesfürsten Herzog Friedrichs mit der leeren Tasche

und Erzherzog Sigismunds des Münzreichen. Wir übergehen den folgenden Besitzwechsel dieses Schlosses, das mit Ausnahme des noch bewohnten Thurmes in Trümmern liegt.

Als ich noch am Bergfelsen stand, hörte ich eine Stimme rufen: „Ei Freund, wie kommen Sie in diese Wildniß? „Zu meiner Ueberraschung war der Rufer in der Wüste ein alter Bekannter, den ich hier am wenigsten vermuthet hatte. Die unerwartete Freude des Wiedersehens war deshalb doppelt groß. Ich erzählte ihm, was mich hiehergeführt habe, der räthselhafte Reiz des alten Schlosses, und er theilte mir mit, daß er oft aus Klausen, wo er nun wohne, diese einsame Burg besuche. „Wissen Sie, für mich hat dieses alte Felsennest einen besonderen Zauber," schloß er. „Wir müssen aber hinauf und es einnehmen." Ein schmaler Steig führte uns durch eine Wiese empor, wo eine Bäuerin beschäftigt war. Mein Begleiter rief ihr zu:

„Guten Morgen, liebe Burgfrau, ist es erlaubt, Ihr Schloß zu besichtigen?"

„Mein Gott, haben Sie das alte Gerümpel nicht oft genug gesehen?" entgegnete sie freundlich.

„Ich kenne es schon, aber mein Gefährte ist weit hergekommen, um Eure Residenz zu sehen," sprach er.

Sie begrüßte mich nun bestens und wollte uns durchaus in ihr nahegelegenes Bauernhaus führen; wir bestanden jedoch darauf, zuerst die Burg zu besichtigen. Ueber drei schmale Brücken kamen wir zur

Pforte und traten in den dunkeln Thurm. Das erste Stockwerk ist noch von einem Handwerker bewohnt, der für seine romantische Herberge zwei Gulden als jährliche Miethe entrichtet.

Könnte sich jemand, der Einsamkeit, dunkle Waldespracht und donnerndes Bachrauschen liebt, einen angenehmeren Sommeraufenthalt wünschen, als im dämmernden Burgfrieden von Garnstein? Und je höher man steigt, desto reizender die Aussicht auf die Waldlandschaft und den wildschäumenden Tinnebach. Wir kemmen bis zum Estrich des Thurmes empor und nahmen dort auf einem Querbalken des Dachstuhles Platz. Ueberwältigt von der eigenthümlichen Schönheit des Ausblickes schwiegen wir längere Zeit. Das langgestreckte Waldthal lag vor unseren Blicken, durchzogen vom rauschenden Bache, und in weiter Ferne schlossen die grauen Dolomitensäulen und Thürme des Fassa-Thales das großartige Bild einsamster Waldlandschaft. Ein eigenthümlicher Zauber lag über den sonnigen, schweigenden Thalschlucht. Den gleichen überwältigenden Eindruck machte das eigenartige Bild auf zwei junge Herren, welche angekommen waren, um auch das verschollene Waldschloß zu sehen. Nach einer Stunde verließen wir unsere Hochwarte und den einsamen Thurm und begaben uns in's Gehöfte, dessen Besitzerin uns in gastfreundlicher Weise einen ländlichen Imbiß aufnöthigte. Als die Rede auf das benachbarte Dorf Latzfons kam, erzählte uns die kluge Wirthin von dem siegreichen Kampfe der Latzfonser gegen die

Franzosen am 3. April 1797 und setzte mit sichtlichem Behagen bei, daß die Weiber und Mädchen eben so tapfer gestritten hatten, wie die Männer.

Das große, gebogene Schwert aber, das die Anführerin der Heldinnen, Margaretha Unterthiner, geführt, sei im Schlosse Garnstein gefunden worden und sei vermuthlich aus heidnischen Zeiten her dort gelegen. Die Erinnerung an jenen Heldentag lebt in der Berggemeinde noch frisch fort und mit gerechtem Stolze erzählen die Latzfonser von den Thaten ihrer Väter und den hohen Auszeichnungen, die ihnen dafür zu Theil geworden. Schade, daß die Latzfonser keinen Rhapsoden besitzen, der ihren Ruhm verewigen könnte. Unter lebhaftem Wechselgespräche war die Zeit rasch entschwunden und wir eilten nach Klausen zurück, um den Bahnzug nach Süden zu erreichen. Als ich auf dem Bahnhof, der Abfahrt gewärtig, um zwei Uhr Nachmittags stand, erklangen plötzlich Posaunen und unter den Trauertönen zog die Charfreitagsprozession nach dem hochragenden Sabiona empor. So mochten einst schon Rhäter und Römer zum Isis-Heiligthume von Sabiona unter den Klängen der Musik gestiegen sein, um ihre Andacht vor der großen, verschleierten Göttin zu verrichten!

---

13.

# Das Fest auf der Vogelweide.

(1874.)

Am zweiten Oktober, dem Vorabende des Walther-festes, fuhr ich, freudiger Stimmung voll, über den Brenner. Allein je tiefer ich in's Eisack-Thal vordrang, desto bedenklicher wurden die Aussichten für den folgenden Tag. Nicht die goldene Beleuchtung, die sonst im Herbste diese Gründe und Berge verklärt, glänzte mir entgegen. Um die Berge woben sich graue Wolkenschleier, aus Schluchten und Gründen stiegen leichte Nebel und ernst und graulich zeigten sich Tiefen und Höhen. Endlich tauchte Säben, die heilige Burg, empor und bald brausten wir hin zum Bahnhofe von Waidbruck. Hier herrschte schon volle Thätigkeit. Die letzte Hand wurde an eine Ehrenpforte aus Fichtenzweigen gelegt, auf grünem Plane wurden Tische und Bänke aufgeschlagen, Flaggen und Fahnen wurden hin und her getragen. Ueberall zeigte sich rüstiges Treiben und Schaffen und heitere, festliche Stimmung, nur der Himmel schaute düster auf die geschäftigen Sterblichen nieder, als ob er dem Beginnen nicht hold wäre. Und doch selbst jetzt in trüber Beleuchtung und rieseln-

dem Regen hatte die wunderbare Gegend ihre Reize nicht verloren, sie schien nur ernster und feierlicher, als ob sie eine Vigilie begienge. Auch an der stolzen Trostburg wallte schon eine weißrothe Riesenflagge, das alte Römercastell hatte sich festlich geschmückt.

Wir traten in das mit Tannichtkränzen und Fahnen gezierte Gasthaus „zur Sonne“ und fanden hier schon Frauen und Herren, Priester und Laien in geselliger Runde. In heiter-festlicher Stimmung erzählte man, wie das Fest aus einer Feier im engsten Kreise sich herausgewachsen habe, wie das Landvolk, stolz auf den berühmten Landsmann, sich auf die lebhafteste Weise daran betheiligen werde; man berichtete zum Ergötzen der Gesellschaft, was alte Mütterchen sich erzählten, daß Walthers heiliger Leichnam aufgefunden worden oder daß „der fromme Ritter“ heilig gesprochen würde. So sehr diese Mittheilungen die Gäste erfreuten und ergötzten, einer saß schweigend und ernst im heiteren Kreise, — ein stiller Gram schien an seinem Innern desto mehr zu nagen, je lauter der strömende Regen draußen zu rauschen begann. Sollte das ganze schöne Fest zu Wasser werden? Sollten die höheren Mächte der Feier des Gottessängers unhold und gram sein? Solche Gedanken und Sorgen schienen den schweigenden Festgenossen zu drücken. Da kam die Freudennachricht, daß es vermuthlich in der Nacht ausregnen, und morgen ein freundlicher Tag uns lachen werde, und bald darauf trat ein stattlicher Herr in voller Galla in den Saal.

Es war Canonicus Schrott, der gründliche Kenner Walthers; der tiefsinnige Dichter, der in Walthers Tönen singt, der sehnsüchtig erwartete Festredner, der mit dem Eilzuge aus München gekommen. Ein begeistertes Willkommen scholl ihm entgegen, neues Leben erwachte, je mehr der Gäste folgten, und die Walther-Runde feierte lange den größten Minnesänger und trank dessen Minne mit „rothem Runkelsteiner,“ den ein Verehrer Walthers aus Bozen gespendet.

Um halb sechs Uhr klangen die Glocken vom romanischen Thurme der alten Waidbrucker Kirche. Festlich geschmückt strömte schon Landvolk von allen Seiten daher. Der Regen war verrauscht, der Himmel jedoch mit leichter, grauer Decke umzogen, um das fränkische Verena-Kirchlein, die Hochwarte dieser Gegend, huschten dünne Nebelschleier. Ich wandelte den „diezenden“ Eisack entlang, mich erfreuend der linden, weichen Morgenluft des Südens. Da krachten plötzlich die Mörser und mächtiger Widerhall rollte donnerähnlich durch das Thal. Ich eilte zum Bahnhofe, der Brennerzug kam heran: lautes, lautes Hurrah!

Er hielt — und zahlreiche Festgäste aus Innsbruck, Brixen und Pusterthal entstiegen den Waggons. Am reichsten war Brixen vertreten, dessen für alles Schöne und Edle begeistertem Männergesangvereine es zu danken ist, daß die Feier zu einem so erhebenden Feste geworden. Die Bischofsstadt hatte auch ihre brave Musikkapelle gesandt, um das Fest mit ihren kunstvollen Klängen zu erfreuen, und minnige Frauen,

um Walthers Gedenktag zu verschönen. Nachdem man sich wechselseitig auf's freudigste begrüßt, zog der bunte, festliche Zug unter den fröhlichen Weisen der Brixner Capelle und dem andauernden Donnern der Pöller auf den grünen Plan vor der „Sonne." Kaum hatte man sich gelagert, so klang und sang es her aus dem Dorfe Waidbruck. Die Laiener Musikbande kam mit klingendem Spiele angezogen, um die Festgäste zu begrüßen, um den Tag ihres größten Heimatgenossen klangreich zu begehen. Sie zeigte an diesem Ehrentage ihrer Gemeinde, daß die Kunst der Musik in Walthers Heimat noch nicht erstorben sei, sondern frisch und freudig fortblühe. Während uns noch der Laiener festliche Klänge erfreuten, brach ein förmliches Donnerwetter von Pöllerschüssen los und wie ein Lauffeuer lief es durch die Menge: „Die Bozner, die Bozner kommen!"

Welch Wogen und Drängen zum Bahnhofe, um die kunstsinnigen Frauen und Herren aus der alten Handelsstadt, in der Ulrich von Lichtenstein 1225 so gastfreundliche Aufnahme gefunden, zu begrüßen und zu bewillkommen! — Welch freudiges Händedrücken! — Nun waren all' die Festgäste, getragen von Walthers Verehrung, ergriffen von der Bedeutung des Tages, versammelt und in ihrer Mitte war zur allgemeinen Freude auch die Kaiserstadt, wo Walther singen und sagen gelernt, wo er geliebt und gesungen, wo er zwei hochsinnige Fürsten durch seine Sprüche verewigt hat, vertreten. Und welch buntes, schönes Gemische bot sich den Blicken dar! Herren und Frauen jeden Alters

und Standes, Landleute in verschiedener Volkstracht fanden sich dicht geschaart. Das Landvolk war besonders aus den Nachbargemeinden Castelrutt, Völs, Seis, Kolman, Barbian, Villanders reich vertreten und alle trugen ihr Feierkleid, als ob es gälte, den Tag des Herrn zu begehen. An den Hängen und auf den Felsen lagerten sich malerische Gruppen, die erstaunt dem festlichen Gewühle zusahen. Endlich setzte sich der Festzug in Bewegung. Ihn eröffnete die Musikbande von Laien, ihr folgte die prachtvolle Fahne des Turnvereines in Bozen, hinter der das Festcomité und die Ehrengäste einherschritten, dann die Brixener Capelle, der ein langer, dichter Menschenstrom folgte.

Unter den Klängen der Musik, unter dem Donnern der Pöller wallte nun der langgedehnte Festzug auf der neuen Grödner-Straße durch die romantische, vom mächtigen, wasserreichen Bache durchrauschte Thalschlucht. Musikklänge, Bachesrauschen, Pöllergekrach und Widerhall belebten das schöne Waldthal in unbeschreiblicher Weise. Nach einer Stunde, an der Stelle, wo der Weg nach Laien von der Grödner-Straße abzweigt, erklang neue Musik und eine zahllose Menschenmenge empfieng uns. Die Ladiner aus dem durch seine Holzschnitzerei berühmten Grödnerthale standen da mit Musik und in Festtracht, um dem deutschen Dichter ihre Ehre zu bezeigen. Sachte stiegen wir nun den Weg zum alten Kathrein-Kirchlein empor, der uns den schönsten Blick in die herrliche Thalschlucht und hinüber auf das im dunklen Walde

hochgelegene Tagusens bot. Donnerähnlich rollte der Widerhall zahlreicher Mörser. Und auf einmal riß der Wolkenschleier, die wunderbare Landschaft strahlte im heitersten Lichte.

Am ersten Hause des Laiener Riedes, nahe am Festplatze, harrte die Gemeindevorstehung von Laien und Josef Schrott, der vierundachtzigjährige Bauer, der auf der Vogelweide haushält. Wie in jungen Jahren bei festlichen Zeiten, trug der ehrwürdige Greis heute einen Blumenstrauß auf seinem Hut. Thränen der Freude standen in seinen Augen. Der Bürgermeister von Laien begrüßte mit schlichtem, aber herzlichen Gruße die Festgäste. Man erwiderte den Gruß bestens und wünschte der Gemeinde und dem Vogelweider-Bauer Glück zum festlichen Tage. Da trat eine Verehrerin Walthers aus Innsbruck zum tiefergriffenen Greise, der in der Mitte seiner Söhne stand, und überreichte ihm ein großes, schönes, duftendes Blumenbouquet. Krampfhaft ergriff es der Alte, drückte es an seine Brust, Thränen der Freude entstürzten seinen Augen, die Stimme versagte ihm. Bald erreichte man die Ebene bei der St. Katharinen-Kirche, den eigentlichen Festplatz. Welch pittoreskes Bild gab es hier! Auf der Ebene wallte und wogte das bunteste Gewühl, drüber ragte das alte romanische Bildstöckchen und dahinter an der sanften Bergleite stand die glänzend geschmückte Rednerbühne, umgeben von Festons und Flaggen. Etwas höher zur Linken ragte die altersgraue St. Katharina-Kirche,

von deren Thurme eine Riesenflagge wallte, als ob das graue Gotteshaus die hehrste und fröhlichste aller Kirchweihen begehen wollte. Auf den Felsenvorsprüngen und auf den Mauern der Weinberge standen und lagerten sich in schönsten Gruppen Hunderte und Hunderte der festlich gekleideten Landleute, die zahllos herbeigeströmt waren. Das Ganze bot ein wunderbares, unbeschreibliches Bild eines wahren Volksfestes, das gehoben war durch die reizende Gegend, durch die wonnevolle Aussicht auf Berg und Thal, auf den stolz dahinwogenden Eisack, auf die festlich beflaggte Trostburg. In bunten Schaaren wogten und ruhten Frauen und Bäuerinnen, Herren und Bauern. Unter den letzteren waren viele Vertreter der Wissenschaft und Poesie. Da stand Schrott aus München und Hermann Frei aus Wien in traulichem Gespräche. Prof. Dr. Jülg, der berühmte Linguist, und Landesschulinspektor Schneller, der Sprachforscher von Gottes Gnaden, Professor Egger aus Graz, der Germanist, Professor Egger aus Innsbruck, der Verfasser der Geschichte Tirols, und P. Vinzenz Gredler, der weit bekannte Naturforscher, vertraten die Wissenschaft. Und die Poesie, der dies einzige Fest galt! An der Spitze muß genannt werden Dr. Mazegger aus Meran, der in den Zwanziger Jahren mit Joh. Schuler, Beda Weber, Dr. Streiter &c. die „Alpenblumen aus Tirol“ herausgegeben und den Sinn für Poesie in Tirol damals wecken half.

Er ward freudigst begrüßt als Repräsentant der

älteren Dichtergruppe Tirols. Unser großer Lyriker Hermann von Gilm ist heimgegangen, aber seine Frau mit dem Sohne nahm an diesem Feste erfreulichen Antheil. Neben ihr bemerkte man den sinnigen Minnedichter Balthasar Hunold. Auch die Dichter Ludwig v. Hörmann, Patriz Anzoletti, M. Stichlberger u. A. fanden sich im festlichen Kreise. Während abwechselnd die Musikbanden spielten, wurden Erfrischungen geboten. Schnell enteilte die Zeit und man setzte sich nach der nahegelegenen Vogelweide in Bewegung. Eine dichte Menschenmenge erwartete uns dort. Selbst der riesige Kastanienbaum, der das Haus beschattet, war mit zahlreichen Knaben und Burschen belebt. Das Haus war mit Kränzen und Fahnen geschmückt. Ein dichtes Eichengewinde schlang sich um das Thor, über dem die Verse standen:

„Ir sult sprechen: willekomen,
der iu maere bringet, daz bin ich.“

An den Wänden las man die Sprüche:

„Herre got, gesegene mich vor sorgen,
daz ich vil wunneclîche lebe.“

„Mit saelden müeze ich hiute ûf stên,
got herre, in diner huote gên.“

„Ich hân lande vil gesehen
und nam der besten gerne war.“

„Vereitet ist daz veldt, verhouwen ist der walt,
wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wîlent flôz.“

Auf einem Tischchen vor dem Hause lag das prachtvoll ausgestattete Gedenkbuch, das die kunstsinnigen Frauen von Bozen und Brixen auf die Vogelweide

als Festgabe gespendet hatten. Die Festgäste zeichneten sich in dasselbe ein oder betraten und besichtigten das reinlichst gescheuerte und geputzte Haus und besprachen sich mit den Inwohnern, bis der vereinigte Chor der Brixner und Bozner Sänger Walthers Lied: „Deutschlands Lob“ anstimmte. Wie mächtig ergriff dies alte und ewigjunge Lied, so glücklich und eigenartig von Herbeck componirt, mit seinen wundervollen Weisen jedes Herz! Wahrlich eine unbeschreibliche Wirkung übte dies von den beiden so gut geschulten, begeisterten Gesangvereinen herrlich vorgetragene hohe Lied. Und als es verklungen, mußte ich die Bank vor dem Hause besteigen. Sichtbar ergriffen von der Weihe der Stunde, begrüßte ich mit Walthers Gruß: „Sît willekomen“ die aus nah und ferne gekommenen Festgäste auf der „lichten, wohlgezierten Heide“ in dem klassischen Eisackthale, wo Leutold von Säben und Oswald von Wolkenstein gelebt und gesungen. Da ward die den Denkstein verhüllende Fahne gelöst unter dem Jubel rauschender Musik und dem mächtigen Gedröhne zahlreicher Pöller. Lustig flatterte die gelöste Flagge im leisen Windeshauche und man las auf der zierlichen Marmortafel:

„Dem Andenken Walthers von der Vogelweide.“

**„Hêr Walther von der Vogelweide,**
**swer des vergaeze, der taet mir leide.“**

Und ob dem Denksteine ward sogleich der unvergleichlich schöne, dichte und reiche Lorbeerkranz befestigt, den die Frauen von Bozen und Brixen dem

süßesten Sänger deutscher Frauen dankbar gespendet. Und an der Thüre mitten im Festjubel stand der greise Bauer mit dem Blumenstrauße, wie ein Steinbild aus alter, längstvergangener Zeit. Was mochte er wohl sinnen und träumen?

Unter den Klängen der Musik stieg man nun wieder hinab auf den geräumigen Festplatz vor dem Katharinen-Kirchlein. Begleitet von trefflicher und reichbesetzter Harmoniemusik erscholl nun ein Lied, von den vereinten Sängerchören gesungen; als es beendet, begann Herr Canonicus Johann Schrott die Festrede, der alle mit gespannter Aufmerksamkeit horchten. Sie ist veröffentlicht: Walther von der Vogelweide in seiner Bedeutung für die Gegenwart. München 1875.

Nach der tiefsinnigen, reichhaltigen Rede erklang Walthers Lied „Maienlust,“ komponirt von Herbeck, im mächtig dahinbrausenden Chore. Und dann ließen sich noch einmal die gut geschulten Kapellen von Gröden und Laien hören, gleichsam zum Abschiedsgrusse, denn es mußte nun geschieden werden vom unvergeßlichen Festplatze und von den braven Männern von Gröden und Laien, die das Fest so trefflich mit ihren Klängen verherrlicht. Man dankte herzlichst den Grödnern und Laienern und brachte den biederen, kunstgeübten Männern ein Hoch aus, das stürmisch sich durch die Menschenmenge fortpflanzte und das Echo weckte. Wieder erklang die Musik der Abziehenden, wieder donnerten die Pöller — und man schied wehmüthig von der „lichten, wohlgezierten Heide“.

Noch einmal warf man einen Blick auf dies reizende Landschaftsbild im Süden und dann zog man durch Wald und Feld, manchmal an malerischen Gehöften vorüber, gegen Klausen. Gerne schweiften die Blicke hinüber nach Barbian und Villanders, den malerischen Dörfern, die weit ausgestreut am Gelände des rechten Eisack-Ufers liegen. Der Himmel hatte sich wiederum getrübt, leichter Regen sprühte nieder. Endlich, nachdem man 1½ Stunden gewandert, trat das stolze Säben, das sagenumrauschte Römerkastell, hervor, zu dessen Füßen das alte Städtchen Klausen liegt. Ein wahrer Augentrost für die ermüdeten Wanderer. Rasch stieg man nun bergab und stand bald an der festlich geschmückten Eisack-Brücke, über der Walthers Worte: „Sît willekomen, hêr gast!“ uns begrüßten. Von der Ruine Branzoll donnerten die Böller und Klausens Musikbande empfieng uns mit festlichen Klängen. Da ward es plötzlich stille und Herr Bezirksamtsleiter von Gilm begrüßte die Gäste mit schwungvoller Rede im Namen der Stadt. Der Dank für den schönen herzlichen Empfang war nicht gespart und ein Hoch auf die altehrwürdige Stadt Klausen, wo einst Leutold von Säben gesungen, wo Ortulf von Säben, vermuthlich Walthers Closenaere, gelebt, in begeisterter Weise ausgebracht. Kaum waren die stürmischen Hoch verrauscht, als Dr. Ludwig Steub uns in heiterster Weise bewillkommte und uns im Namen der Wirthe einlud, nach den poetischen Genüssen auf der Vogelweide endlich zur ersehnten Schnabelweide überzugehen,

denn der Tag sei schon weit vorgerückt. Die mit feinem Humor gewürzte Rede rief stürmischen Beifall hervor, obwohl der Regen in Strömen floß. Unter dem abwechselnden Spiele der Brixner und Klausner Kapellen und dem Donner der Geschütze zog man nun ein in die alte, durch mehr denn tausendjährige Geschichte und Sage geweihte Stadt.*) Die enge Langgasse konnte den Menschenstrom kaum fassen, als er sich zum Gasthause des rühmlich bekannten Herrn Kantioler bewegte.

Wie reich und festlich geschmückt prangte heute dies alte Haus! Um das Portal wand sich ein dichter Eichenkranz und darüber grüßte die herzerfreuende Inschrift: „Dâ ist der wünne vil!“ das beste Epigramm, das man sich in unserer Situation denken konnte. Riesige Flaggen wallten nieder. Und wie festlich und geschmackvoll waren die Speisesäle geziert! Zarte Epheuranken zogen sich an allen Ecken und Enden empor und schlangen sich in leichten Windungen an der Decke hin.

Der alte Stadtthurm hatte Pfeile und Schilde, Reste alter Herrlichkeit, zum Feste geliehen und mitten an der Wand des Hauptsaales war ein Gemälde angebracht, das die Germania und die deutsche Dichtkunst darstellte. Zahlreiche Sprüche aus Walthers Gedichten schmückten die Säle. Ich theile beispielshalber folgende mit:

*) Es wurde von 2. Ludwig dem Frommen im Jahre 831 zu einer Hauptzollstätte erhoben. Schöpfin, Alsatia dipl. 1, 75.

Ich trinke gern, dâ man bî der mâze schenket
und dâ der unmâze niemen iht gedenket.

*
* *

Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket,
wie zimet daz biderbem man, daz ime diu zunge hinket
von wîne?

Minne ist zweier herzen wünne,
teilent sie gelîche, sôst diu minne dâ.

*
* *

Ezzet hüener unde trinket wîn

*
* *

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.

Das gutbestellte Festmahl begann und männiglich erfreute sich des Imbisses nach der langen Wanderung. Es war eine wonnige Tafelrunde, wie sie Klausen noch nie gesehen. Neben festlich geschmückten Frauen und Herren vom Eisack und vom Inn, von der Rienz und von der Drau saßen Herren aus Wien und München und selbst Augsburg war durch seinen Herrn Bürgermeister vertreten. Bald ward der erste Toast gebracht. — Ausgehend von Walthers Worten, daß Walther in Oesterreich singen und sagen sagen gelernt, gieng der Redner auf den „wünneclîchen hof ze Wiene," über, an dem Walther zwei so hochherzige Gönner gefunden: Friedrich den Katholischen und Leopold den Glorreichen, deren Gedächtniß zu ehren er die Festgäste bat, und brachte dann ein begeistertes Hoch auf Se. Majestät unsern allergnädigsten Kaiser aus, unter dessen glorreicher Regierung

Bildung, Kunst und Wissenschaft zu neuer Blüthe sich entfalten. In die stürmischen Hoch fiel Musik und Gesang ein und die Kaiserhymne ertönte. Nun war die Reihe der Toaste eröffnet. Die zwei Herren Deputirten des Grillparzer-Vereines toastirten auf die deutsche Wissenschaft und auf die Schriftsteller, Künstler und Dichter Tirols. Canonicus Schrott brachte ein Hoch auf die Sängervereine von Bozen und Brixen und die Musikchöre, die das Fest verherrlicht hatten. Toast folgte nun auf Toast, z. B. auf Oesterreich, auf die deutschen Frauen, auf das deutsche Wort, auf Tirol, auf den Fortschritt, auf die deutsche Wissenschaft in Oesterreich ꝛc. Musik und Gesang brachten angenehmen Wechsel. Da wurde auch Walthers Lied:

„Unter der Linde
An der Heide"

von den beiden Gesangvereinen in musterhafter Weise vorgetragen. Sinnige Festgedichte von Dr. Gottlieb Putz in Meran, P. Patriz Anzoletti in Bozen und J. Günther in Graz und „Hern Walthers sanc" vom berühmten Anonymus wurden vertheilt. Zahlreiche Festgrüße trafen ein und brachten Leben in die Menge. Beim festlichen, von der heitersten Stimmung gehobenen Mahle dachte niemand mehr an den Ausflug auf das Römerkastell Säben, der im Programme stand. Wohl aber dachten die minniglichen Fräulein an Walthers Mahnung:

„Wir suln sîn gemeit,
tanzen, lachen unde singen,
âne dörperheit"

und bald schwebten im nächsten Saale die jungen, schönen Paare im leichten Tanze dahin, während die älteren Gäste sich beim rothen Kalterer Seewein in traulichem Gespräche unterhielten. Zu früh kam aber die Stunde der Trennung, denn der Bahnordnung Rathschluß ist so unerbittlich, wie das eherne Verhängniß.

Und nun schieden die Gäste nach Nord und Süd, von wannen sie morgens gekommen waren, begeistert von der Feier des schönen, allen unvergeßlichen Tages. Einige blieben aber im plötzlich stillen und beinahe leeren Festsaale im traulichen Kreise beisammen — und unwillkürlich dachte da mancher an Walthers Verse:

„Nieman kan hie freude vinden, si zergê
sam der liehten bluomen schîn.“

* * *

Zwei Tage später saßen mehrere Herren auf einer Terrasse nahe dem berühmten Runkelstein. Es war ein herrlicher südlicher Abend und die lauen weichen Lüfte trugen Blüthenduft aus der nahen Orangerie herüber. Die kleine Gesellschaft hielt eine Nachfeier des Festes am Laiener Riede und faßte den Entschluß, dem großen Minnesänger ein Erzdenkmal in Bozen zu errichten. Es war dies ein preiswürdiger Gedanke, den unvergleichlichen Vorkämpfer für Recht und Freiheit durch ein Standbild zu ehren.*)

---

*) Es ward bald ein Comité gegründet, das folgenden Aufruf erließ:

„Das schöne Waltherfest auf der Vogelweide ist verklungen, und ein schlichter Denkstein dem Sänger gesetzt.

Die erhabene Feier ist Jedem unvergeßlich, der ihr beigewohnt.

Aber der größte deutsche Lyriker des Mittelalters verdient ein würdigeres, ein ehernes Denkmal.

Das gefertigte Comité hat deshalb den Entschluß gefaßt, dem unsterblichen Sänger ein Erzdenkmal in Bozen, der letzten deutschen Stadt, nahe an der Sprachgrenze zu errichten.

Es wendet sich nun vertrauensvoll an Oesterreich, wo Walther singen und sagen gelernt, dessen wonniglichen Hof und dessen edle Fürsten er in seinen Sprüchen gefeiert, an Oesterreich, wo er zuerst der Minne Lust und Leid erfahren und besungen.

Herren und Frauen unseres herrlichen Kaiserstaates! Ehret das Andenken des unsterblichen Dichters, der Oesterreichs Ehre gefeiert.

Allein Walther ist auch der edelste aller deutschen Sänger der früheren Zeit.

Er hat Deutschlands Größe und Lob in vollendeten Tönen verkündet, dessen Ringen und Kämpfen verherrlicht und das Sinken und Zerfallen deutscher Macht in erschütternder Weise betrauert.

Wir hoffen deshalb, daß das deutsche Volk die Errichtung eines Walther-Denkmales in Bozen unterstützen und fördern werde.

Das deutsche Volk wird dadurch nur einer alten Ehrenschuld gegen seinen größten deutschen Lyriker des Mittelalters gerecht werden.

Bozen, im Oktober 1874.

Daß der Wurf ein nicht mißlungener war, zeigen die Beiträge aus den verschiedensten Gegenden, wo deutsche Sprache klingt, — von Venedig bis Dorpat. Möge das Monument recht bald erstehen!

14.

# Vilnöß.

Unter den Seitenthälern der Eisack-Region nimmt Vilnöß einen Platz ersten Ranges ein. Ist es auch bisher wenig bekannt und begangen, so steht es an Naturschönheiten, historischen Erinnerungen, geheimnißvollen Namen und selbst an Kunstwerken anderen Thälern nicht nach. Das verdeutschte Vilnöß ist eines Besuches ebenso würdig, wie das romanische Gröden. Unser Thal liegt am linken Eisack-Ufer und zieht sich 5½ Stunden von Westen nach Osten. Der Name desselben lautete im 12. Jahrhunderte Volnes, im 15. Vilnezz, nun Vilnöß. Im Kirchenlatein finden wir jetzt Vallis nassica, was der neueste langobardische Cartograph *) durch Val nasica wiedergiebt. Steub nimmt ein rhätisches Velanusa an und bemerkt, daß schon Paulus Diaconus ein rhätisches Castell Volenes erwähnt. Daß unser Thal seit ältesten Zeiten bewohnt war, beweisen nicht nur römische Funde, sondern auch die fremdklingenden, alten

*) Dr. Francesco Vallardi in seiner carta corografica del Trentino.

Hofnamen. Ich führe beispielshalber einige nach dem Gufidauner Urbare (circa 1420) an: Rumimuje, Frigein, Padreit, Pallwätsch, Tschumenzendels, Schkätz, Sumfuge, Metzfig, Yschlell, Tulsaun. Nur höchst ausnahmsweise begegnen uns deutsche Namen wie: ze Gruob, datz Walther, zur Huoben, Lausenberg. Das ganze Thal, das nun beiläufig 1300 Einwohner zählt, gehörte zur Herrschaft Gufidaun und war in vier „Mulgreien“ (Bezirke), die nach den Kirchenpatronen benannt werden, getheilt.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir einen Gang ins waldreiche Thal unternehmen. Wir verlassen das alterthümliche Klausen und wandern auf der Poststraße am rechten Eisack-Ufer drei Viertelstunden lang nordwärts. Ein reizender Morgengang durch die Wunder isarkischer Bergwelt! Auf der Rheinthaler Brücke überschreiten wir den Fluß und gelangen am ärarischen Schmelzwerke vorüber in das Felsenportal von Vilnöß. Links und rechts starren mächtige Wände. Durch die Schlucht tost und donnert der schäumende Bach im jähen Sturze. Eine Brücke führt an sein rechtes Ufer, wo der Weg in die grauen Schieferfelsen so gesprengt ist, daß sie ein Halbgewölbe über den Wanderer bilden. Das Auge erblickt nichts als kahle Felswände und den wild über Steine und Blöcke dahinstürmenden Thalbach. Es zählt diese fürchterliche „Klamm“ zu den großartigsten Bildern des Eisack-Thales und ist eines Besuches in hohem Grade werth. Bald öffnet sich die schaurige Wolfs-

schlucht und zur Rechten ragt auf waldigem Felsvorsprunge die alte Veste Gufidaun mit Thurm und großem Palas und zinnenreichen Mauern. Daneben hebt sich der rothe Kirchthurm aus Baumgruppen. Ein malerisches Bild! Bald führt wieder eine Brücke über den Wildbach und nicht lange darauf eine dritte. Vilnöß ist wohl das brückenreichste Thal, denn binnen drei Stunden übersetzt man acht Mal das stürmende Gewässer. Erlen und Birken stehen am Wege; endlich weitet sich etwas das Thal, saftgrüne Wiesen im Grunde, zur Linken ziehen Weinberge hinan, zur Rechten dunkler Wald. Im Hintergrunde werden Dolomite sichtbar. Einige Sägemühlen beleben die Gegend und am Wege winkt müden Wanderern der „goldene Stern," eine recht primitive Herberge, zur Einkehr. Bald wird die Schlucht enger und dann erfreut manch schön geformter Waldhügel das Auge. Die wiederkehrenden Sägemühlen zeugen vom Holzreichthume des Thales. Nachdem die vierte Brücke uns wieder an das rechte Ufer geführt, erreicht man den Weiler Mileins und die Zollstation. Den Wanderern, die auf der Grödner oder Tierser Straße ihre „Mauthkreuzer" entrichten mußten, fällt die größere Liberalität der Vilnößer auf. Denn hier wird der Mensch nicht „dem Kleinvieh" gleich behandelt, sondern taxfrei dreht er sich durchs „Dranl" und hat „den Zoll" im Rücken. Damit die Holzfuhrleute nicht verdürsten, fällt auch hier wieder dem Wanderer ein „Weinzeiger" ins Auge, obwol die Entfernung vom „goldenen Sterne" nur eine

Viertelstunde beträgt. Bald erblickt man am linken Ufer ein waldiges Hochthal, welches sich gegen Süden zieht. Auf einem Wiesenvorsprunge liegt ein größeres Haus, aus dem blauer Rauch emporsteigt. Weiter zurück in dieser wildschönen Bergschlucht befindet sich das Bad Froi, das seit dem 16. Jahrhunderte berühmt ist und von vielen Gästen des Eisack-Thales besucht wird. Das Heilwasser soll den gepriesenen Quellen von Ratzes nicht nachstehen und der gegenwärtige Besitzer, ein vielgewanderter Mann, ist bestrebt, billigen Anforderungen der Fremden zu entsprechen. Das früher hölzerne Badhaus, im schlechtesten Zustande, ist am 18. September 1867 in die Tiefe gestürzt, wobei sechs Kurgäste ihr Leben einbüßten. Den Wanderer auf dem Vilnößer Wege erinnert an diese Katastrophe ein Gemälde, das an einer Föhre angebracht ist und in sehr naiver Weise dieses Unglück darstellt. Der Pfad führt manchmal durch schattigen Wald hart am wildschäumenden Bache fort. An einer Stelle am linken Ufer ragen aus dem Dickicht Felsen mit schwefelgelben Flechten, die mich an Schalders erinnerten. Wälsche Arbeiter waren beschäftigt, in dieser Waldöde die Straße, die unlängst vom angeschwollenen Bache arg verwüstet worden war, wieder herzustellen. Andere kochten in einer Felsbucht mit sichtlichem Behagen ihre Polenta und boten ein hübsches Genrebild. Spuren der Verheerung zeigten sich nun häufiger. Der in Folge eines Hochgewitters rasch mächtig angeschwollene Bach bedeckte an man=

chen Stellen Wiesen mit Gerölle und rollte riesige Felsblöcke mit sich fort. Das ganze Thal soll gezittert haben, erzählen die Leute, und mehrere Häuser standen in größter Gefahr und erlitten Risse. Spurlos soll bei dem Rollen und Donnern der empörten Fluten der Klang der Glocken verhallt sein. Man glaubte, der jüngste Tag sei im Anzuge, und erwartete das Ende der Dinge. Der Bach von Vilnöß gilt als einer der „übelsten“ Nachbarn und oft soll er in seinem Grimme schon die mühsamen Werke fleißiger Menschenhände zerstört haben.

Als wieder die Thalschlucht sich weitete, erblickten wir mit Schrecken die Spuren seiner Zerstörungswuth. An einer Stelle war die ganze Breite des Thales mit Steinen überdeckt. Am Gelände zur Linken erblickten wir nun die alten Kirchen von St. Jakob und St. Valtein und zwischen Föhrenwäldern freundliche Höfe und nach kurzer Wanderung erreichten wir den Hauptort des Thales St. Peter, der am rechten Ufer theils in der Tiefe, theils am Berge ansteigend liegt. Er zeigt einige stattliche, durchaus reinliche Häuser und auf dem höchsten Punkte des Dorfes steht die große Kirche, ein moderner Bau aus dem Ende des vorigen Jahrhundert's. Die tiefere Häusergruppe ist neueren Ursprunges und in ihr befindet sich auch das vielbesuchte Zellenwirthshaus, das sich des besten Leumunds erfreut. Da wir jedoch eine besondere Liebe zum Aelteren besitzen, stiegen wir in das Altdorf auf steilem Wege empor. Denn dieser Theil hat nicht

nur die historische Weihe für sich, sondern bietet auch eine schönere Aussicht und ein Unicum, das Gasthaus zum Kabes = Wirth. Denn so weit wir unterrichtet sind, führen die Tiroler Wirthe wohl Lämmer, Ochsen, Rosse, ja Elephanten und Gänse und anderes Gethier in ihren Schilden, aber einen „Krautkopf“ auf diese Weise zu verherrlichen, fiel nur einem Vilnößer ein und so ist das Kabes-Wirthshaus das einzige dieses Namens im gasthausreichen Berglande. Das Symbol des Hauses, „der Krautkopf,“ prahlt schon an dem Thore und ist sonst noch als Schild angebracht. Das Haus ist fest und alterthümlich gebaut, die Gänge sind mit alten Tafeln und Wandleuchtern geschmückt und an den Wänden des Salons, in den wir geführt wurden, prahlten vierzehn Spiegelwandleuchter mit Goldrahmen. Welch mährchenhafte Beleuchtung möchte das geben, wenn die Vilnößer hier einen Festball veranstalten würden, was aber nie vorkommen soll. Denn das Tanzen ist auch hier wie in anderen Thälern verpönt und man verspart sich dieses Vergnügen auf das bessere Jenseits. Unser Gasthaus gewährt aber nicht nur alten Zierath und gute Pflege, sondern auch anregende Unterhaltung. Denn der Herr Wirth, dem die Natur das Weihegeschenk angeborner Beredtsamkeit gespendet, weiß gar viel über Thal und Leute zu erzählen und gern horcht man seinen geflügelten Worten. Ich hatte das Vergnügen, ihn schon in Klausen kennen zu lernen, und deßhalb ward ich wie ein alter Freund doppelt gut aufgenommen. Während wir unseren

Imbiß nahmen, erzählte uns der beredte Mann, daß schon zu Römerzeiten dies Thal bewohnt gewesen sei und daß man vor hundert Jahren beim Gostner-Hofe in Pardell römische Münzen gefunden habe, deren er noch einige besitze. Hastigen Schrittes enteilte er und brachte bald ein Schächtelchen mit drei Münzen, die sehr gut erhalten sind. Die Goldmünze führt die Umschrift: „Imp. Cæs. Nerva. Trajanus Aug. Germ." um den schön geprägten Kopf, auf der Kehrseite ist eine zierliche weibliche Figur, umgeben von den Buchstaben: P. M. T. R. F. Cos. IIII. P. P. Eine Silbermünze ist ein Domitian, die andere bietet auf der Vorderseite das Bild einer Maske mit der Unterschrift: L. Plautus, auf der Kehrseite liest man: Plancus.

Es sollen damals bei den Umreuten des Grundes viele Münzen und andere Sachen gefunden worden sein, aber nur diese Stücke wurden erhalten, weil sie von edlem Metalle waren. Pardell liegt außerhalb St. Peter bei den Brettersägen am linken Bachufer und hinter diesem Weiler zieht sich das Flitz-Thal südwärts. Ueber den sogenannten Flitz-Höfen soll das Schloß Kofel gestanden sein, von dem man noch Höhlen und „Löcher" sieht. In alten Zeiten hätten in den Höhlen des Flitzer Kofels Riesen gewohnt und ein Ring im Felsen bestätige dies noch. Als aber einmal eine solche Kälte eintrat, daß ihnen das Knödelkraut (Sauerkraut aus Rothrüben, eine Nationalspeise der Vilnößer) in ihren Felskellern zusammenfror, ver-

ließen diese Troglodyten traurig ihren hochgelegenen Sitz. Daß die beiden Flitz-Höfe schon 1290 bestanden, zeigt uns des Grafen Meinhart Urbar, wo es heißt: „Der ober hof ze Vlittes driu hundert chese umb ein rint, ein pfunt umb smalz. Der nider hof auch da selben einen mutte bone, roken und gersten vier mutte, zwei pfunt, zwei fleisch, ein lamp, ein chitze, drîzich aier.“ Aus diesen Zinsen muß man schließen, daß unsere Höfe zu jener Zeit zu den größeren gezählt haben. Heutzutage wird Flitz oft wegen seines Mineralwassers genannt, das Herr Dr. Liebl in Brixen in weiteren Curs und zu großem Ansehen bei den Isarken gebracht hat. Unser gefälliger Wirth wußte uns zu erzählen, daß dies Wasser allerlei heilkräftige Gaben besitze, und credenzte uns ein Glas von demselben. Es hatte eine hochgelbe Farbe wie edler Weißwein und einen herben, prickelnden Geschmack. Wir wünschen mit Grund, daß dasselbe bald einer genauen Analyse unterzogen werden möchte.

Nachdem wir uns erquickt und altes Hausgeräthe, z. B. hölzerne Weinkannen, Gemälde, Wachsfiguren, besichtigt hatten, begaben wir uns in die Kirche, wohin uns der Wirth freundlichst geleitete. Die St. Peterskirche von Vilnöß wird schon 1058 erwähnt, denn ein Urbar aus jenem Jahre verzeichnet die Zehente für St. Peter. Vilnöß besaß aber damals keinen eigenen Priester, es gehörte zur Pfarre St. Albeins und erst im Jahre 1394 wurde für Vilnöß ein sonntäglicher Gottesdienst gestiftet, den ein Priester

aus Albeins besorgte. Damit waren die Thalbewohner jedoch nicht zufrieden und sie ersuchten den Dompropst Erhart Canzellari, daß er ihnen einen eigenen Priester vergönne, der beständig in dem von der Pfarre so weit entlegenen Thale wohne. Es wurde auf kräftiges Bitten hin endlich bewilligt, daß ein „Pfaffe“ als Pfarrergeselle, den der Pfarrer zu ernennen habe, in Vilnöß sitzen und die vier Mulgreien als Seelsorger versehen solle. Die Einkünfte des neuen Seelenhirten waren dem im Jahre 1428 aufgesetzten Stiftungsbriefe nach nicht glänzend. Der Pfarrer überließ ihm die zur Stiftung der Sonntagsmesse gewidmeten 12 Mark und die Nachbarschaft legte als neue Stiftung 5 Mark bei. Also 17 Mark jährliches Einkommen! — Dem Gesellpriester wurden zwar die Stolagebühren und pfarrlichen Rechte überlassen, dafür mußte aber der Caplan 8 Mark jährlich dem Pfarrer ausbezahlen. Den Zehent, als die Haupteinnahme, behielt selbstverständlich der Herr Pfarrer von Albeins für sich. (Vergl. Sinnacher VI, 168.) Unter den späteren Stiftungen rührt eine von Oswald v. Wolkenstein her. Dieser widmete einen jährlichen Zins von einer halben Yhrn Wein mit dieser Bedingung: „Daß ein jeder Pfarrer (Curat) zu St. Peter in Vilnöß davon an dem hl. Weihpfinztage und an dem Charfreitage jährlich die Christenleut, die dann auch dieselben Tag den heiligen Gottesleichnam empfangen und genossen haben, davon aus dem Kelche speise und tränke, und soll der Pfarrer meiner, meiner Vordern

und Nachkommen Seel auf der Kanzel gedenken und für sie bitten. Und ein jeder Mensch, der des Weines genossen hat, daß der sprech einen Paternoster und ein Avemaria!“ Zugleich übermachte er der Kirche einen jährlichen Zins von 19 Kreuzern, wofür ihm und seinen Vordern und Nachkommen jährlich drei Messen gelesen werden sollen. Dieser Stiftungsbrief ist gegeben im Jahre 1443. Es ist somit der Donator der Minnesänger Oswald, der erst 1445 hinschied, und nicht Oswald II., wie Sinnacher vermuthete (VI, 274). Im Laufe der Zeiten ist die Zahl der Priester auf vier angewachsen. Daß die Vilnößer frommen Sinn besitzen, zeigt die große St. Peters-Kirche, die stolz das Dorf beherrscht. Hat der moderne Bau (er ward im Jahre 1801 eingeweiht) auch keinen Kunstwerth, so imponirt er doch durch seine Größe und seine Fresken. Der bekannte Tiroler Maler Joseph Schöpf, dessen Leben und Werke Balthasar Hunold*) jünst in anziehender Weise geschildert, zierte 1798 dieses Gotteshaus mit drei Plafondgemälden, die zu seinen besten Werken gerechnet werden. Das eine stellt die Uebergabe der Schlüsselgewalt an Petrus, das andere die Predigt des Apostels Paulus in Athen dar. Letzteres zeigt alle Vorzüge der Schöpf'schen Kunst auf ihrer Höhe. Weniger befriedigte uns die Freske im Presbyterium, die Krönung Mariens darstellend. Gott Vater und die Engel

*) „Der Tiroler Maler Josef Schöpf und seine Werke“. Innsbruck, Wagner, 1875.

erinnern in ihrer Verschwommenheit an Ossian'sche Schemen. Schöpf hat hier dem „Geistigen“ zu sehr gehuldigt und feste, sichere Gestalten fehlen.

Unter der Führung des Wirthes stiegen wir auf einem treppenartigen Pfade bergan. Oft blieben wir aber stehen, um ins fruchtbare Waldthal niederzusehen. Da lag die Ebene von St. Peter vor uns, in deren Hintergrunde das Dörfchen St. Magdalena mit altem weißdachigen Kirchthurme sich lagert. Uns gegenüber reizendes Waldgebirge, überragt von den grauen Dolomitsäulen der Geislerspitzen, gegen Norden das wilde Kofelgebirge! — Anmuth und Großartigkeit sind hier aufs innigste verbunden. Als wir uns der herrlichen Naturbilder erfreut hatten, stellten wir an den Wirth die Frage, es würden wohl viele Fremde kommen, um die Schönheiten des Thales zu besichtigen. Er bemerkte darauf, daß dies nicht der Fall sei. Es zögen wohl Reisende durch, da Vilnöß so günstige Verbindungen mit anderen Thälern habe. Denn von St. Peter aus gelange man in 3 bis 4 Stunden nach Gröden und in 4 Stunden nach Kampill oder Untermoi in Enneberg. Letztere Tour sei ungemein großartig und lohnend und versetze den Wanderer mitten in die Wunderwelt der Dolomite. Der Weg sei bequem und selbst Damen, die des Gehens gewohnt, nicht zu beschwerlich. Würde dieser Uebergang mehr bekannt, würde er gewiß häufig gemacht werden. Als wir die Absicht aussprachen, im Jahre 1876 diese Wanderung zu unternehmen, er-

widerte er: „Dann müssen Sie auch den Zinhof besuchen.“

„Nun, was ist's mit diesem Hofe?“

„Ja“, sagte der Wirth, „bei dem Hofe oben wird jedem das Herz weit, denn so weit sieht man in die Berge hinein. Man kann es gar nicht beschreiben, wie schön es da oben auf diesem Platze ist, selbst den Bauern gefällt es da oben.“

Dieser wegen seiner Fernsicht berühmte Hof gehört zur Malgrei St. Jakob, zu deren Kathedrale wir zogen. Der gesprächige Wegweiser erzählte uns nun, daß es einmal um Pfingsten 1870 in seinem Gasthause gar lebhaft zugegangen wäre. Da sei Professor Dr. Adolf Pichler mit vierzehn Studenten und zwei anderen Steinklopfern gekommen, deren einer aus Berlin und der andere gar aus Brasilien gewesen sei, und Alle hätten „weiße Knödel“ gegessen, hätten an denselben und an den Schönheiten des Thales großes Wohlgefallen gefunden und seien sehr fidel gewesen. Er bedauerte, daß mein Herr Collega sich im Thale gar nicht mehr sehen lasse, und gab mir beste „Complimente“ auf. Unter solchen Gesprächen hatten wir die alte Kirche St. Jakob erreicht.

Die hochgelegene Kirche verdient nicht nur wegen der prachtvollen Aussicht auf Dolomitriesen und üppigste Waldgründe einen Besuch, sondern auch wegen eines Kunstschatzes, den sie birgt. Außen ist dieser alte gothische Bau mit einem St. Christof-Bilde geschmückt, innen mit einem wunderbaren Flügelaltare aus dem

Beginne des 16. Jahrhunderts. Wir möchten Herrn G. Dahlke, der unlängst so eingehend den Flügelaltar zu Tisens besprochen hat („Kunst und Gewerbe." Von Dr. O. v. Schorn. Nürnberg, 1875), ersuchen, daß er auch diesem Kunstwerke freundliche Aufmerksamkeit zuwende. Als wir aus der gothischen Halle traten und das Portal und das Maßwerk der Fenster genauer besichtigten, klangen aus einer nahen Wiese die Klänge einer Schwegel. Ein Hirtenknabe entlockte der Querpfeife, welche schon die Gothen kannten, liebliche Weisen. Wie tief und eigenthümlich berührten diese schlichten Klänge in der stillen Bergeinsamkeit!

Wir wanderten nun durch dunkeln Fichtenwald und über Wiesen und kamen in einer Viertelstunde nach St. Valentin. Wieder eine alte gothische Kirche mit romanischem Thurme, der schöne Kuppelfenster zeigt. Wieder das weiße Thurmdach, wie wir solche nur im inneren Eisack-Thale, namentlich zahlreich bei Bozen finden, wieder an der Außenwand ein Christof-Bild, das sehr werthvoll ist und aus dem 15. Jahrhunderte stammt. Ein Gelehrter hat die Ansicht ausgesprochen, daß diese St. Christofe nur an alten Kirchen zu finden seien, die an bedeutenden Verkehrsstraßen lagen. Dies trifft aber nicht zu, denn wir finden diese Fresken auch oft an den abgelegensten Waldkirchen. Der „große Christoph" galt als Hauptrepräsentant des Christenthums und als Beschützer der Kirchen und des gläubigen Volkes und weitverbreitet war der Spruch:

**Christofori sancti specimen quicunque tuetur,**
**Ista nempe die non morte malo morietur.**

Deßhalb brachte man sein Bild an den meisten alten Kirchen an. (Vergl. Kreuser, Kirchenbau I, 139.) Eine andere Freske aus dem 17. Jahrhunderte stellt den heil. Georg vor und ist flott gemalt.

In der gothischen Kirche fanden wir einen schönen Flügelaltar, wahrscheinlich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Früher besaß die Kirche auch einen kleineren Altar dieser Art, er wurde aber vor einigen Jahren um 90 fl. verkauft und kam bald um 3000 fl. in andere Hände.

„Als wir dies hörten", bemerkte unser Führer, „haben wir uns die Augen ausgewischt und den festen Vorsatz gefaßt, keinen Altar mehr zu verkaufen." Wir konnten diesem Vorhaben nur unseren Beifall spenden.

Auf der sonnigen Halde von St. Valentin standen wir lange und bewunderten das romantische, an Abwechslung so reiche Waldthal. Der Reichthum an Wäldern bildet eine Haupteinnahmsquelle des Thales. Diese dunkeln Forste, besonders im Hintergrunde des Thales, waren einst reich an Wild. Deßhalb hielten sich schon die Andechser öfters im Herbste im Vilnöß auf und betrieben fröhliches Waidwerk. Ein lautes, buntes Leben mochte hier im September 1628 geherrscht haben, als Erzherzog Leopold mit seiner erlauchten Gemahlin Claudia von Medicis und großem Gefolge da weilte und sich an Hirschjagden ergötzte!

Nun äsen wohl noch Rehe in den weitgedehnten Forsten, aber Hirsche und Gemsen sind gänzlich verschwunden.

Endlich nahmen wir Abschied von der Warte St. Valentin und vom freundlichen Wirthe und stiegen durch den Wald nieder zu einem gar lauschigen Wiesthälchen, durch das wir endlich Häuser und bald darauf die Straße erreichten. Am lauen Abende wanderten wir nun durchs bachdurchrauschte Thal hinaus und erfreuten uns nochmals der reichen und mannigfaltigen Landschaftsbilder. Und als die alte, stolze Gufidauner Burg wieder sichtbar wurde, ward man aus der schönen Gegenwart in alte Zeiten zurückversetzt, in denen die Vilnößer Robot geleistet hatten. Wenn das Brennholz in den Bannwäldern des Thales geschlagen war, mußten die Thalbewohner dasselbe auf dem Bache heraustreiben bis zur äußeren Mühle und es hier länden. Dafür bekam jeder Arbeiter einmal im Tage Käse und Brot. Was würden die jetzigen Bauern zu einem so beschwerlichen und so „splendid“ bezahlten Tagwerke sagen? — Selbst der konservativste aller Insassen von Vilnöß würde verneinend das Haupt schütteln und sagen: „Gott bewahre uns vor der guten alten Zeit, wenn sie mit solchen Diensten belastet war!“

---

15.

# Gröden.

An einem schönen Morgen verließen wir Klausen und stiegen am linken Eisack-Ufer den Weg, der nach Laien führt, hinan. Der manchmal steile Pfad ist nach Art der alten südtirolischen Bergstraßen mit großen Steinen gepflastert und schmeichelt nicht den Füßen der Wanderer. Dafür bietet er den Augen erfreulichen Ausblick auf das jenseitige Mittelgebirge von Villanders und Sauders, einst Süders, auf Verdinnes und Garn und in die Thalschluchten des Eisack und des Tinnebaches. Vor allem fesselt aber Säben, das man in seiner ganzen Ausdehnung überblickt, das Auge. Hier, von der gegenüberliegenden Höhe, sieht man, wie großartig angelegt dies Castell war und über welche weite Räume es gebot. Nach einer halben Stunde bogen wir von dem Fahrwege zur Linken ab und erreichten auf schattigem Waldpfade das bezinnte Lusen, nun auch Luseneck genannt. Es ist ein ehemaliger Herrensitz, der nun in den Händen eines Bauern verfällt. Das thurmartige Nebengebäude ist bereits eine Halbruine und entbehrt theilweise der Be-

dachung. Das vom Bauern bewohnte Hauptgebäude zeigt aber noch manche beachtenswerthe Reste alten Prunkes, so daß wir Malern einen Besuch dieses Ansitzes empfehlen können. Durch eine festgewölbte, geräumige Hausflur treten wir in die große getäfelte Stube, die mit einem Erker, der nach drei Seiten herrliche Aussicht bietet, und einem alten Kachelofen geschmückt ist. Ueber der Eingangsthüre hängt ein in Holz geschnittenes Wappenschild. Den Hauptschmuck bildet aber die Oberdecke, aus deren Quadraten nicht vergoldete Holzrosetten, sondern zierlich geschnittene Reliefs, welche Charakterköpfe darstellen, niederblicken. Im anstoßenden Gemache erregt der phantastische Aufsatz eines hohen Wandschrankes die Aufmerksamkeit, ein Muster schwunghafter Holzschnitzerei aus der Renaissance. Von hier tritt man in ein drittes Zimmer, dessen dunkles Getäfel das älteste Lusens ist und gothische Motive zeigt. In Holz geschnittene Gurten vertreten leider nur stückweise das Gesimse. Dieser alte Edelsitz in reizender Waldhöhe begegnet uns zum ersten Male 1350, wo ihn die Prüstle bewohnten, denen die Preu an dem Ende des 15. Jahrhunderts im Besitze folgten. Der berühmteste dieses Geschlechtes war Bartholomäus Preu von Luseneck, der als kaiserlicher Kriegshauptmann die Türkei, Syrien uud Aegypten bewanderte und nach seiner Rückkehr in Ungarn kämpfte, wo er von den Polen gefangen wurde. Im Jahre 1545 kam Lusen in anderen Besitz, bis es 1716 von dem Herrn Johann von Preu wieder erworben wurde,

dessen Nachkommen es bis in die neueste Zeit besaßen. Lusen bildete eine eigene „Malgrei“ (Fraction) des Gufidauner Gerichtes, zu der noch das malerische Gamp, welches in der Thalebene liegt, gehörte. Denn in einem Urbare vom Jahre 1639 heißt es in der Rubrik: „Lusner Malgrei“: „Von Platz zu Gamp, darauf die Stadt Klausen ihre Holzlend und Leg haben, zinst man jährlichen 2 Gulden und Cappaun 2.“ Und Gamp selbst mußte jährlich zu jedem Ehehaft-Täding den Geschwornen ein Viertel Wein geben. Und merkwürdiges Spiel des Schicksals! Das hochragende, zinnengeschmückte Lusen neigt sich traurigem Verfalle zu, während das idyllische Gamp sich hebt und fremden Gästen freundlichen Aufenthalt spendet. Wie oft denken jene, die in Gamp geweilt, an das stille Gehöfte und den säuselnden Kastanienhain mit Sehnsucht und Freude zurück, während das zerfallene Lusen jeden Besucher nur mit Wehmuth erfüllt!

Nachdem wir die Merkwürdigkeiten Lusens besichtigt, kehrten wir auf den Laiener Weg zurück, auf dem wir in einer halben Stunde das alte Dorf Albiuns erreichten. Es besteht nur aus 30 meist zerstreuten Häusern mit beiläufig 180 Bewohnern, allein das kleine Dorf mit der alten gothischen Nikolaus-Kirche, mit seinem zierlichen romanischen Thurme, mit dem alten romanischen Bildstöckchen und seinen grauen Bauernhäusern macht einen poetischen Eindruck. Die Weihe des Alterthums verklärt dieses stille Bergdörfchen. Unser Albiuns ist mit Albeins, dem alten

Alpines, das an den Ufern der Saden liegt, nicht zu verwechseln. Bei unserem Dorfe hat der Weinbau aufgehört und die Bewohner leben von Viehzucht und Getreidebau. Im dreizehnten Jahrhunderte wurde hier außer Weizen, Roggen, Gerste, Hafer rc. auch Pfennich, eine Hirseart, gebaut. Aus einem Urbare vom Jahre 1589 erfahren wir, daß die St. Nikolaus-Kirche damals viele Grundgültigkeiten besaß und daß ein Bezirk dieser Gegend „die Schlern" heißt. Also nicht nur der mächtige Dolomitdom bei Ratzes und die Burg Salern führen diesen entzückenden Namen, sondern auch bescheidene Gründe in Albiuns Marken. Der berühmte Kenner und Deuter tirolischer Ortsnamen Dr. Ludwig Steub findet darin den rhätischen Namen Saluruna und im Churwälschen bedeutet heutzutage noch „Schlerna" Vertiefung. (Zur rhät. Ethnologie, S. 204). Von Albiuns wanderten wir über lichtgrüne Wiesen, die theilweise von Lärchenwäldern umsäumt sind, nach dem uralten Laien. Das Pfarrdorf liegt hinter einer Höhe verborgen, bis man es betritt. Da ragten wieder die beiden Riesenlinden, die uns um Pfingsten so entzückt hatten, und von der Felsmasse blickte der blendendweiße Bau der Pfarrkirche. Interessanter für Kunsthistoriker wäre freilich die alte romanische Kirche, deren Grundriß noch im Widum gezeigt wird. Der gute alte Bau mußte aber dem neuen Pantheon weichen, weil er für die Bevölkerung zu klein und zu unansehnlich geworden. Wieder bestiegen wir mit Freude den hochgelegenen

„Freithof“ und ließen lange unsere Blicke über Berg und Thal, über die tiefen Gründe und das reizende Mittelgebirge schweifen. Nirgends bietet sich ein so bezauberndes Bild des eigenartigen, wunderschönen Eisack-Thales als auf dieser Hochwarte und auf der Höhe von Barbian. Touristen, die nicht nur an Gletschern ihr Wohlgefallen finden, seien diese Punkte bestens empfohlen.

Wir schlugen den alten Weg nach Gröden ein, der von Laien am sonnigen Bergabhange in das durch seine romanische Sprache und seine Holzschnitzereien berühmte Thal führt. Lange begleitet den Wanderer der Anblick des Schlern, der über das waldreiche Vorgebirge von Tagusens herüberblickt. In der Tiefe zur Rechten windet sich die enge Thalschlucht von Gröden, durchbraust vom wild schäumenden Dürsing, der ehemals die Südgrenze des Gerichtes Gufidaun bildete. Dieser Weg an dem Mittelgebirge ist dem neuen in der Thalsohle weit vorzuziehen, denn er bietet reichere Ausblicke und schönereu Wechsel der Landschaftsbilder. Nach drei Viertelstunden erreicht man das Dörflein Tanirz (anno 1000 Tanurcis), dessen Name für das hohe Alter desselben spricht, und bald darauf thaleinwärts die Gemeinde St. Peter. Unfern dem Dorfe dieses Namens liegt an romantischer Thalschlucht, aus der ein Bach stürzt, das Bad „zum Badwasser“. Da ich auch ein besonderes Interesse an tirolischen Heilquellen und Bädern habe, betrat ich mit meiner liebenswürdigen Begleitung diese Heilanstalt, um meine Kenntnisse zu erweitern. Die freund-

liche Wirthin zeigte eine besondere Freude, daß nun auch Fremde ihr Bad, das sonst nur von Grödnern und Bauern besucht werde, mit ihrem Zuspruche beehrten. Es verdiene aber auch die Aufmerksamkeit fremder Herren und Damen, denn dies Bad sei ungemein heilsam gegen alle bekannten und unbekannten Krankheiten und Gebresten, das Trinkwasser sei außerordentlich gut, die Lage freundlich und gesund und der Wein von bester Qualität, der Kaffee exquisit. Wir beschlossen, unsere Studien zunächst auf letztere Gegenstände zu beschränken, und die Frau Wirthin geleitete uns alsogleich in den blitzblauen Salon. Der Badebesitzer erschien auch bald und begann nach der Begrüßung einen Sermon pro domo sua.

Dann enteilte er, um uns den besten Rothwein vorzusetzen. Indessen hatte sich unter den fünfzig Badegästen der Ruf verbreitet, daß „fremde Herrschaften“ angekommen seien. Das neugierige Publikum versammelte sich nun vor den Fenstern und sah mit sichtbarer Andacht zu, wie wir Herren dem Weine zusprachen und die Damen den bräunlichen Kaffee schlürften. Als der erste Elephant im Jahre des Heiles 1545 die isarkische Bischofsstadt mit einem Besuche beehrte, mochte er nicht mehr Verwunderung erregt haben, als wir Fahrende in St. Peter. Eine besondere Aufmerksamkeit fanden aber beiden strickenden Grödnerinnen unsere lieblichen Begleiterinnen und ihre geschmackvolle Toilette. Lebhaft deuteten sie darauf hin und besprachen sich über sie; der lauten Reden

dunkeln Sinn konnten wir aber nicht verstehen, da niemand von uns des grödnerischen Idioms kundig war. Während wir den Badegästen zur Schau dienten, hatten auch wir das Vergnügen, an mancher schönen Grödnerin und ihrer Nationaltracht unser Auge zu weiden, und so war die Unterhaltung wechselseitig.

„Was machen Ihre Gäste, wenn schlechtes Wetter ist?“ fragte ich unter Anderem den Badinhaber.

„Ja, wissen Sie“, erwiederte er, „dies ist bei uns selten der Fall. Wenn es aber regnet, so spielen und trinken die Männer und die Weiber stricken und plauschen. Manche lesen auch. Man muß immer etwas zu lesen bereit haben.“

„Sie haben also auch eine kleine Badebibliothek.“

„Zu dienen,“ war die Antwort.

Da es mich als einstigen provisorischen Bibliotheksleiter sehr interessirte, die St. Peter'sche Bibliothek kennen zu lernen, nahm ich mir die Freiheit, die Bücher anzusehen. Ich fand aber zu meiner Ueberraschung weder Dr. Steubs „Drei Sommer in Tirol“, noch Dr. Adolf Pichlers „Aus den Tiroler Bergen“ und ähnliche Schriften, sondern nur Predigten und Erbauungsbücher aus dem vorletzten und vorigen Jahrhunderte. Und selbst diese Literatur ist nur einseitig vertreten, denn sogar P. Abrahams a Sancta Clara ergötzliche Schriften und J. C. Brinzings erheiterndes: „Candelabrum apocalypticum septem luminaribus coruscans“ fehlen.

Nachdem ich von der erbaulichen Bibliothek nicht

besonders erbaut worden war, theilte uns die Frau Wirthin mit, daß auch für Dampfbäder hier gesorgt sei, was im ganzen Lande nur selten vorkomme. Sie lud uns ein, ihr zu folgen, und da fanden wir in einem engen Gemache eine Art Kiste, aus der ein Weiberkopf, von Schweiß triefend, emporragte; der übrige Körper steckte in der hölzernen Tonne bei einer Temperatur von 31 Graden. Auf dem Rande der Kiste, wie zum Troste der lechzenden armen Seele hingestellt, stand ein Seitel Rothwein. Eine Grödnerin saß in der Kammer, um der Dampfbadenden manchmal einige Tropfen der Stärkung einzuflößen. Besser hatte eine zweite „Badende“ in einem anderen Gemache sich vorgesehen, denn diese hatte zum Labsal eine ganze Halbe in Sicht. Auf unseren Beifall sprach sie: „Ja, Sie wissen nicht, wie so ein heißes Bad trocken und durstig macht, man schwitzt ja Leber und Lunge heraus und ohne einen festen Trunk könnte man's nicht aushalten.“ Ich dachte aber bei dem Anblicke dieser Kabinetsköpfe, denen helle Angst- und Schweißtropfen entperlten, an die Armenseelengruppe in der Todtenkapelle zu Gufidaun und an P. Martins von Cochem Schilderung der Hölle. Die Frau Wirthin erklärte uns aber zur Beruhigung, daß diese Bäder eben dieselbe heilsame Wirkung übten, wie die Heubäder auf der Seiser-Alpe, auf Jochgrimm und in Caldítsch. Ja, wenn die Heilkraft dieser Dampfbäder bekannt würde, könnte es an Zufluß von Kurgästen aus Gries, Meran und Arco nicht ermangeln.

Wir wünschten der aufblühenden Dampfbaderei in St. Peter viel Glück und Gedeihen, nahmen von der gefälligen Badbesitzerin herzlichen Abschied und stiegen gegen die neue Fahrstraße in der Thalsohle nieder. Das Bad St. Peter erfreut sich wirklich einer hübschen Lage. Links die Waldschlucht mit sprudelndem Bache, hüben und drüben mächtige Nußbäume und auf der lichtgrünen Wiese vor dem Hause schwebte und flaggte die blendende Badewäsche im Anhauche lauer Lüfte, als ob ein Fest losgehen sollte. Es müßte für einen Ethnografen gar nicht unangenehm und nutzlos sein, hier an der Grenze des romanischen Sprachbezirkes einige Tage zu verleben, Studien zu machen und zu erfahren, ob dies Wildbad von so edler Art sei und „G'sundt gebe".

Der Weg führte uns durch Wald und Feld nieder auf die Straße, wo ein stattliches Brauhaus steht. Dies mußte doch auch besichtigt und eine Probe des gerühmten Bieres angestellt werden. In der lichten reinlichen Wirthsstube fanden wir einige Grödner, die lebhafte Wechselrede in ihrer Sprache führten. Sie lautet gar klangvoll und rasch entrollt sie den Lippen der Eingebornen. Viele Grödner und Grödnerinnen wandern als Hausierer mit Schnittwaaren über Berg und Thal, und erwerben sich als fahrende Kaufleute ihren Unterhalt. Ein solcher Handelsmann hatte seine Waaren: Kleiderstoffe, seidene Halstücher ꝛc. auf einem Tische ausgelegt und pries dieselben mit beredtem Munde. Er sprach geläufig deutsch, jedoch mit ro-

manischem Accente, was den Worten einen eigenen Reiz gab. Es war ein bildschöner Bursche mit lichtblondem Haare. Die Leute in abgelegenen Thälern und Dörfern sind immer neugierig, wir wurden daher bald mit den gewohnten Fragen bestürmt über das Woher und Wohin, und über den Zweck unserer Wanderung. Wir theilten ihnen mit, daß nur St. Ulrich das Ziel unserer Reise sei. Dies wurde sehr beifällig aufgenommen und die Merkwürdigkeiten und die Schönheit des Dorfes wurden uns gepriesen. Als ich mich erkundigte, ob der Herr Curat Vian, der Verfasser des bekannten Werkes über Gröden und dessen Sprache, in St. Ulrich zu finden sei, erhielt ich die Antwort, er sei wohl früher Pfarrer gewesen, habe aber „sein Geschäft nun aufgegeben" und befinde sich auf einige Wochen bei Meran. Die Phrase: „der Pfarrer hat sein Geschäft aufgegeben", ist charakteristisch für Gröden. Bei der Kargheit des Bodens und der großen Bevölkerung sind alle „auf's Geschäft" angewiesen. Der Eine übt sein Geschäft im Schnitzen, der Andere im Handel mit Schnitzwaaren, der Dritte im Hausieren 2c. Ich ward später wiederholt gefragt, welch Geschäft ich treibe: ob ich ein Beamter, Doktor, Geometer oder Schreiber wäre? Mit der letzten Frage war der Hase aus dem Busche geklopft.

Die schön angelegte, seit 1856 eröffnete Straße führt, durchwegs sanft ansteigend, durch die waldige Thalschlucht am Ufer des wild schäumenden Grödner Baches, der früher Dürsing hieß. Dieser Name ist

nun verschollen und verdiente wohl wieder in Uebung zu kommen. Der mächtige Dürsing bietet prachtvolle Scenen. Bald fließt er durchsichtig grün und behaglich dahin, meist aber stürmt er wie ein Thürse über riesige Blöcke und Felsen, bildet weißkämmige Wogen und wirft rauchenden Schaum empor. An manchen Stellen stürzt er donnernd als Cascade in die Tiefe. An Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der Bilder kann sich unser „Dürsing" mit den bestempfohlenen Bergflüssen messen. An der linken Berglehne zeigt sich einmal ein gewaltiger Bergsturz, Riesenblöcke und mächtige Quadersteine liegen und hängen über einander, als ob sie jeden Augenblick in's Rollen kommen wollten; eine ganze Bergwand scheint abgestürzt zu sein. Ebener führt fortan die Straße, bis plötzlich die Thalmulde von St. Ulrich sich öffnet. Das Dorf mit seinen großen, weißgetünchten Häusern, die grünen Matten, welche den Fuß der Berge bekleiden und die mit zahlreichen, reinlichen Hütten besetzt sind, bieten ein gar freundliches Bild. St. Ulrich, im Volksmunde Ortiseit oder Urtisei genannt, zählt mit Außer St. Jakob 1104 Seelen. Den Fremden überraschen die stattlichen Häuser, die häufig mit Söllern, Veranden und blumenreichen Gärtchen versehen sind. Man glaubt sich nicht in einem Dorfe, sondern in einem stadtähnlichen Markte zu befinden. St. Ulrich zeigt bei dem ersten Anblicke, daß hier ungeachtet des unfruchtbaren Bodens Behäbigkeit, Wohlstand und guter Geschmack herrschen müssen. Welch ein Abstand

zwischen dem reinlichen, ansehnlichen St. Ulrich und manchen verlotterten, unflätigen Dörfern an der Etsch! Urtisei, das deutsch „Nesselthal“ oder „Nesselwang“ lauten würde, zeigt deutlich, was eine solide Idustrie allmälig leisten könne. Seine ganze Blüthe, seinen ganzen Reichthum hat es der Bildschnitzerei zu verdanken. Welch kleines, unbedeutendes Nest mochte dies Prachtdorf noch vor 200 Jahren gewesen sein! Am Ende des 17. Jahrhunderts zeigen sich die ersten Spuren hier betriebener Bildhauerei. Als Gründer der Schnitzerei, als förmlichen Industriezweiges, wird Johann Demetz zu Sovant (geboren zu St. Ulrich 1703) genannt. Er begann Bilderrahmen aus Zirbelholz zu schnitzen, brachte dieselben in den Handel und fand seine Rechnung dabei. Dadurch ermuthigt unterrichtete er seine Söhne und andere Burschen im Schnitzen. Bald griff man weiter und begann Heiligenbilder, Krippenfiguren, Puppen und Thiere zu verfertigen. Die Ersten, welche die Figurenschnitzerei mit Erfolg betrieben, waren die Brüder Martin und Dominik Vinazer, die sich zu Venedig im Zeichnen und Bildhauen gebildet hatten. Seit dem Jahre 1750 nahm nun die Schnitzerei einen erfreulichen Aufschwung. Während die Weiber und Mädchen Spitzen klöppelten, schnitzten Männer und Knaben um die Wette. Zuerst trugen die Arbeiter selbst auf „Kraxen“ ihre Waare zu Markte oder hausirten damit durch das Land. Später, als die Industrie sich mehr entfaltet hatte, standen Verleger auf, welche die Waaren ankauften und in Handel

nach allen Weltgegenden brachten. Der romanische Dialekt der Grödner förderte namentlich den Verkehr mit Italien, Frankreich und Spanien. Die Grödner Schnitzwaaren bildeten bald das Lieblingsspielzeug der Kinder und wanderten nach Nord und Süd, nach Ost und West. In den verschiedensten Städten gründeten sich allmälig Grödner Handelshäuser und im Jahre 1807 bestanden schon solche an mehr als hundert Orten. Der Pfleger J. Steiner zu Castellrutt gab in seinem Aufsatze „Die Grödner", (Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. 1807 B. II, S. 1 bis 52) ein Verzeichniß der vorzüglichsten Handlungen, aus dem wir ersehen, daß im Beginn dieses Jahrhundertes schon Grödner Handlungshäuser zu Cadix, Madrid, Almeria, Murcia, Valencia, Barcelona, Lissabon, Florenz, Rom, Neapel, Brüssel bestanden haben. In jeder bedeutenderen Stadt Italiens war wenigstens ein Depot der Grödner Schnitzwaaren. Bei diesem Absatze der Schnitzereien griffen auch Weiber und Mädchen zum Schnitzeisen und wetteifern nun mit den Männern oder sie bemalen die rohen Stücke. Die Schnitzindustrie wird derzeit mit solchem Erfolge betrieben, daß jährlich wenigstens 2750 Ctr. Holzwaaren im Werthe von 150.000 fl. aus dem Thale geführt werden. Auf den Export ist auch die Anlage der im Jahre 1856 vollendeten Straße berechnet. Von Waidbruck ins Thal zieht ein Pferd 8 bis 10 Centner, von Urtisei hinaus aber 30 bis 40 Centner. Der Export ist

dadurch sehr erleichtert, der Import verhältnißmäßig erschwert. Bei dem Gewerbsfleiße und Handelssinn der Grödner, bei ihrer Nüchternheit und Sparsamkeit hat sich das Thal zu beneidenswerther Wohlhabenheit emporgeschwungen, obgleich die Schnitzer von den Verlegern meist nur kargen Lohn erhalten und der Hauptgewinn letzteren zufällt. Die Liebe der Grödner zu ihrem Heimatthale ist allgemein bekannt. Mag ein Handelsmann in Lissabon oder Madrid, in Florenz oder Neapel sich zum Reichthume emporgeschwungen haben, gern verläßt er die schönen Städte, um sein sorgenloses Alter in der Heimat zu verleben. So fließt häufig das in weiter Ferne Erworbene in das Thal und die Kapitalien mehren sich dadurch in erfreulichster Weise. Von diesem Capitale sollen die Castelrutter Bauern zu erzählen wissen, bei denen viel Grödner Geld angelegt ist. Ein schöner und alterthümlicher Zug ist, daß selbst der in der Fremde wohnende Grödner eine Landsmännin sich zur Lebensgefährtin wählt. Und mit vollem Rechte, denn es werden den Grödnerinnen nicht nur Schönheit und Klugheit, sondern alle häuslichen Tugenden nachgerühmt. Durch diese Ehen von nur Einheimischen wird aber auch das Vermögen der Grödner zusammengehalten und kommt nicht leicht in fremde Hände. Die angewohnte Arbeitsamkeit und Sparsamkeit verläßt den reichen Grödner selbst in hohem Alter nicht. Jung gewohnt, alt gethan! — Als anfangs Septembers in Klausen ein großer Markt

war, musterte ich die zwei großen, dichtbesetzten Gaststuben beim „weißen Lamm." Ein Berliner Maler half mir bei dem Geschäfte. Welch herrliche Charakterköpfe, germanische und romanische, fanden wir hier versammelt.

„Sehen Sie dort den Alten an der Tischecke oben?" fragte der Maler. „Das ist ein wahrer Kabinetskopf. Wer mag der sein?"

Es war ein scharfgeschnittener romanischer Kopf mit blitzenden, klugen Augen.

Ich suchte beim Wirthe Bescheid, wer dieser alte Bauer wäre, und erhielt zur Antwort, daß er ein Grödner sei, der wenigstens ein Vermögen von 80000 Gulden besitze, aber ungeachtet seines vorgeschrittenen Alters persönlich auf den Viehmärkten erscheine, seine Einkäufe besorge und selbst das gekaufte Vieh nach Hause treibe. — Welchem deutschen Bauer, der so große Habe besitzt, fiele es ein, selbst den Viehtreiber zu machen? — Wir bewunderten die Energie des Alten aus Gröden.

Wenn man heute den Grödnern außer unermüdetem Gewerbefleiße, Redlichkeit und anderen preiswürdigen Eigenschaften musterhafte Sittlichkeit nachrühmt, so hat Gröden in seiner Entwicklung einen bedeutenden Fortschritt in letzterer Beziehung gemacht. Denn wenn das schon von Berthold von Regensburg gebrauchte Sprüchwort: „Mali laici, mali clerici" Geltung hat, mußte es in Gröden im 17. Jahrhunderte um die moralitas nicht eben glänzend bestellt gewesen sein. Der

berühmte Graf Engelhart Dietrich von Wolkenstein, dem die stolze Trostburg ihre Pracht und Vorwerke verdankt, berichtete im Jahre 1600 an das Generalvicariat zu Brixen nichts „Lobesames" über den Klerus von Gröden. Wenn die Hirten so beschaffen waren, werden die Schäflein auch nicht makellos gewesen sein. Haben Klerus und Volk in Gröden mit der Liderlichkeit der „guten, alten Zeit" ganz gebrochen, so haben sie aus der Vergangenheit desto treuer die Sprache ihrer romanischen Väter in die Gegenwart herübergerettet und bewahren dies goldene Urväter-Erbstück mit kindlicher Pietät. Obgleich von Deutschen auf drei Seiten umgeben, mit dem deutschen Hauptthale in regstem und directestem Verkehre stehend, sprechen sie unter sich nur das uralte, unbeschreibliche Idiom ihrer Vorvorderen. Von den Halden Gufidauns und Castellrutts ist diese römische Vulgärsprache längst verdrängt worden, aber in der stillen Bucht des weltverkehrenden „Gardena" klingen noch diese flüssigen, melodischen Töne eines von den Deutschen gesprengten Volksstammes, wie ein Mährchen aus alten Zeiten. Wir hoffen, daß die Grödner auch in Zukunft diesen heiligen Hort ihrer Muttersprache bewahren und beschützen werden, wir hoffen aber auch, daß ein deutscher Gelehrter zum Nutz und Frommen der Wissenschaft diesen „romanischen Schatz" heben und sichten werde. Dr. Ludwig Steub und der Sprachforscher von Gottes Gnaden Herr Christian Schneller haben sich um die Erforschung der Grödner

Sprache große Verdienste erworben und der hochw. Herr Curat J. A. Vian hat in seinem Werke „Gröden“ (Bozen, 1864) diesem Dialekte eine ausführliche Besprechung mit Grammatik, Glossar und Sprachproben, S. 49 bis 202, gewidmet. Wie aber die kundigsten Grödner behaupten, ist Herr Vian, der aus dem benachbarten Fassa stammt, zu sehr „Fassaner“, um das Vulgär von Gardena in allen seinen Feinheiten auffassen und rein wiedergeben zu können. Obgleich sie das Verdienstliche dieser Arbeit dankbarst anerkennen, wünschen sie doch sehnlichst eine gediegenere Schrift über ihren Dialekt. Möge ihr Wunsch recht bald in Erfüllung gehen! Ich möchte aber jungen Romanisten zurufen: Kommt hieher an die Ufer des Dürsing-Baches oder steigt hinüber nach Enneberg und Buchenstein und fördert das kostbare Erz dieser alten romanischen Mundarten zu Tage. Hier ist goldener Boden für euch und es ist viel lohnender, neue Goldstufen zu heben, als die goldenen Forschungen des unsterblichen Fr. Diez in leichtwiegende Scheidemünze umzuprägen.

Wenn der Grödner seine alte Sprache hochhält und zärtlich liebt, so ist er deßhalb der deutschen nicht abhold, sondern bestrebt, dieselbe sich bestens anzueignen. Auch der deutsche Gesang wird hochgehalten und die Sängergesellschaft trägt die schönsten deutschen Lieder mit größter Bravour und mit romanischem Feuer vor. Wie süß und begeisternd klangen die Gesänge der Grödner in der wildromantischen Einsamkeit

von Ratzes! und rissen sämmtliche Kurgäste zu stürmischen Applausrufen fort. „Wie göttlich singt dies Sextett!“ lispelte eine gefeierte Opernsängerin mir zu. Das Verdienst, das deutsche Lied im romanischen Thale eingebürgert und zu solcher Vollkommenheit erhoben zu haben, gebührt dem Herrn Schulleiter Johann Demetz, der auch die Grödner Musikkapelle zu ihrem bewunderten Rufe gebracht und manch andere schöne Verdienste um das Heimatthal sich erworben hat.

Etwas ermüdet saßen wir dennoch lange im Speisesaale des Gasthauses „zur Post“, über das Herr Lordschneider gebietet. Ungeachtet des ominösen Namens des Herrn Besitzers erfreut sich die „Post“ des besten Renommées und nicht nur Russen und Engländer, auch bescheidenere Gäste werden liebevollst aufgenommen und scheiden mit voller Zufriedenheit aus den gastlichen Räumen.

Daß Engländer gern hier weilen, mußten wir schon damals daraus schließen, daß englische Blätter auf dem Tische des Hauses lagen. Welcher Fortschritt im Vergleiche zur erbaulichen Badebibliothek bei St. Peter! Endlich nickte unsere schöne Begleitung zur Ruhe — und dieser genußreiche Septembertag war zu Ende.

War uns der Himmel im Thale der Isarken stets günstig, so lachte uns ein besonders schöner, klarer Morgen entgegen, als wir in die Veranda des Herrn Lordschneider traten. Das saftige Grün der Wiesen funkelte im Morgensonnenscheine. Nachdem wir an

Wald und Feld unser Auge erfreut, besuchten wir die moderne Dorfkirche, deren Bau 1796 vollendet ward. Verspricht das nüchterne, styllose Aeußere derselben wenig, so ist man bei dem Eintritte desto mehr überrascht. Erstaunt sprach mein Begleiter: „Eine solche Pracht habe ich in Tirol noch nie gesehen, man möchte glauben, in der Allerheiligen-Hofkirche in München zu sein.“ Ist dieser Ausdruck auch eine Hyperbel, so muß man doch der inneren harmonischen Ausschmückung alles Lob spenden. Wie geschmackvoll und glänzend ist die Dekoration, die strengeren Richtern zu überladen und unruhig scheinen dürfte, desto mehr aber das Auge des Laien besticht. Stylgerechte, glänzende Glasgemälde, ein Geschenk des Herrn Sanoner schmücken alle Fenster und stellen die Apostel dar. Auf dem rechten Seitenaltare bewunderte man eine Madonna, die ein Werk Canova's sein soll. Immer aber wendet man sich zur großen Madonnenstatue zurück, die an der rechten Seite des Schiffes angebracht ist. Welche Wahrheit, welche Hoheit und welcher Zauber der Schönheit liegt in diesem Bilde! Hätte Dominik Mahlknecht (geb. 1793), der gerühmte Plastiker in Paris, nur dies eine Werk geschaffen, es würde des Meisters Ruhm noch fernen Geschlechtern verkünden. Schade, daß dasselbe nicht in Photographien verbreitet ist. Auch die Statuen der zwölf Apostel verdienen unseren Beifall und tragen zum Schmucke des reich ausgestatteten Gotteshauses nicht wenig bei. Die Kirche von St. Ulrich zeigt,

was Kunstsinn und opferfreudige Heimatliebe vermögen. Aus der weitesten Ferne kamen reiche Spenden von Grödnern in der Diaspora, um den Tempel ihres lieben Gardena zu schmücken. Er bildet aber nun mit Recht den Stolz aller Bewohner.

Nahe bei demselben erhebt sich das große, geräumige Haus des Herrn J. B. Burger. Es ist der Hauptstapelplatz der Grödner Waaren. Schon in der Hausflur befinden sich mächtige Kisten in Unzahl zur Versendung bereit. Wie viele Stücke grödnerischen Gewerbsfleißes mögen nur in Einer derselben sich befinden? Wohin mögen sie gehen? Nach Florenz oder Palermo? Nach Brüssel oder Amsterdam? nach Madrid oder Lissabon, oder gar nach Asien oder Amerika? Wohin aber diese stummen Auswanderer ihre Richtung nehmen, überall werden sie den Kindern Lust und Freude bringen. Herr Burger, ein junger, aber gewiegter Geschäftsherr mit freundlichsten Manieren, nahm uns in liebevollster Weise auf und führte uns durch alle die Säle, Gemächer und Räume seines weitläufigen Hauses, von den unterirdischen Hallen bis zum weiten Dachboden uud jeder Winkel war mit Schnitzereien überfüllt. Wie ließ mein junger Freund Franz Josef seine kirschschwarzen Augen vor Freude funkeln, als er alle die Herrlichkeiten sah! — Ja, da gibt es in erdrückendem Ueberflusse Alles, was ein Kindesherz erfreut, von der kleinsten Puppe bis zum großen Schaukelpferde. Und wie viele tausende von Löwen oder Tigern mögen in dieser, wie

viele Frösche oder Vögel in jener Riesenkiste liegen? In friedlichster Eintracht stehen und lagern sich Hausthiere und reißende Bestien und mahnen an das goldene Zeitalter, in dem Wölfe und Lämmer miteinander weideten, oder an jene verkündete glückliche Zeit von welcher der Dichter singt:

Ipsae lacte domum referent distenta capellae
Ubera, nec magnos metuent armenta leones.

die aber außer in Herrn Burgers Universum nie eintreten dürfte. Mit besonderer Virtuosität sind die größeren, feiner gearbeiteten Thierstücke, zur Kästenzierde bestimmt, und Krippenfiguren ausgeführt. Allein unter all den Herrlichkeiten grödnerisch-burgischer Schöpfung suchte mein Auge vergebens nach einem Freunde aus der Kindheit Tagen — nach dem Nußknacker, der früher auf den Grödner Ständen bei Jahrmärkten nie fehlte. Als Herr Burger mein Verlangen bemerkte und ich ihm dasselbe enthüllt hatte, brachte er mir zierlich gedrechselte oder schön geschnitzte Knacker, — aber es waren nur Knackmaschinen von reinster Prosa. Wie poetisch sah dagegen der ältere Nußknacker mit seinem martialischen Gesichte und seinem „Wolkenklieber" aus! Als ich mich erklärt hatte, daß ich nach einem Nußknacker alter Sorte Verlangen trüge, ward mir ein stattlicher Mann mit beweglichem Munde gebracht, der meinem einstigen Freunde „Nußknacker" sehr ähnlich sah, aber in einem anderen Costüm steckte. Ich wollte mir diesen neuesten Nüssebeißer erwerben, hörte aber zu meinem Schrecken, daß

er der einzige Vertreter dieses Genre's sei und deßhalb nicht abgelassen werden könne. Es sei ein Musterexemplar. — Also unter hunderttausenden Geschöpfen aller Art nur Ein, aber klassischer Nußknacker! Wie rar sind diese schrecklich-komischen Gestalten nun geworden, die früher landaus, landein gang und gäbe waren! Wir hoffen, daß Herr Burger für die Wiedererweckung derselben väterlich sorgen und sie zur Lust kleiner und großer Kinder in die weite Welt senden werde. Denn es wäre traurig, wenn die Generation der „Knacker" ganz aussterben und ihr Andenken nur im ergötzlichen Bilde des Malers Kreling fortleben sollte.

Herr Burger besitzt aber nicht nur ein wahres Arsenal von Spielwaaren, sondern er hat auch für höhere, feinere Wünsche bestens gesorgt. Wir treten in einen Saal, der uns die schönsten Nippsachen und allerlei kunstvolles Geräthe zeigt, z. B. Blumenvasen, Leuchter, Spiegelrahmen, Uhrständer, Alles sorgfältigst und geschmackvollst geschnitzt.

Der Alterthumsfreund findet aber hier eine sehenswerthe Sammlung von Waffen, Fibuln, Ringen rc. aus der römischen Kaiserzeit. Alle diese Gegenstände wurden im Jahre 1848 auf dem Hügel Colldeflam, eine Viertelstunde oberhalb der Pfarrkirche von St. Ulrich, gefunden und die nun sorgfältig geordnete Sammlung verdient die Aufmerksamkeit der rhätischen Archäologen. Nachdem wir noch zu guter Letzt eine Sammlung von Photografien, welche Glanzpunkte

Grödens und des Eisack-Thales darstellten, besichtigt hatten, empfahlen wir uns dem größten „Verleger" von Gardena und schlugen den Weg zur Schnitzschule, oder, wie man hier sagt, zur Akademie ein. Unsere Regierung, die allseitigst bestrebt ist, Wissenschaft, Kunst und Industrie zu heben, ermöglichte die Gründung dieser Anstalt und unterstützt das Institut in liberalster Weise. Die Schnitzerei soll durch diese Schule auf eine höhere Stufe gebracht und auch das Kunsthandwerk der Möbelverfertigung gefördert werden. Das stattliche Gebäude, in dem Herr Demetz als Direktor waltet, steht in sonniger, heiterster Lage außerhalb des Dorfes. Diese „Akademie" bot uns den Anblick regsten Lebens. Da wurde um die Wette geschnitzt, gemeißelt und gemalt. Eine große Gruppe, welche die Krönung der Gottesmutter darstellt und nach Sarnthein bestimmt ist, war vollendet und zeigte Knabl'sche Manier. Einige andere hübsche Heiligenstatuen standen fix und fertig da und schienen aus ihrer Herrlichkeit verwundert herabzusehen auf das allmähliche Entstehen neuer Colleginnen. Einen noch schöneren, noch mehr versprechenden Aufschwung nimmt die Möbelschnitzerei. Es war eine Lust, den Arbeitern zuzusehen, mit welcher Geschicklichkeit sie die Löwenköpfe und reiche Dekorationen für einen Prachttisch ausstemmten. Das Ideal eines hohen Kastens, reich ausgestattet mit feinster Schnitzerei, ein Spiegelbild der Renaissance, erntete den größten Beifall. Bereits sendet diese Anstalt ihre Erzeugnisse bis nach England

und Amerika; den größten Absatz findet sie nach Frankreich, Möge die junge „Akademie“ zum Nutzen des Thales emporblühen!

Auf der Rückkehr ins Dorf besichtigten wir die am Wege stehende kleine Antoni-Capelle, die vier sehenswerthe ältere Glasgemälde und auf dem rechten Seitenaltare ein schönes Madonnenbild besitzt.

Gerne wären wir zur gothischen St. Jakobs-Kirche auf dem Berge emporgestiegen, um diese älteste Kirche des Thales und ihre merkwürdigen Fresken kennen zu lernen. Allein die Zeit drängte zum Abschiede und verbot diesen Gang, wie einen Besuch bei den hochgeschätzten Bildhauern Moroder. Dagegen sprachen wir vor dem Scheiden beim Plastiker Dominikus Demetz ein, der zu den begabtesten Künstlern seines Heimatthales zählt und seine beliebten Werke direkt, ohne Benützung eines „Verlegers“, in die Welt sendet.

Den Rückweg nahmen wir auf der Fahrstraße nach Waidbruck. Er führt fortwährend am rauschenden Dürsing-Bache fort und bietet oft wildromantische Landschaftsbilder. Der freundliche Schulleiter Herr J. Demetz gab uns eine gute Strecke das Geleite und erweiterte unsere Kenntnisse über Thal und Volk in liebenswürdiger Weise. Mit dem Versprechen, bald wieder das interessante Thal zu besuchen und dann nach Wolkenstein, dem letzten Orte vorzudringen, schieden wir vom freundlichen Cicerone und eilten raschen Schrittes thalaus, so daß wir noch in der Abenddämmerung das trauliche Waidbruck, den Thorwart des Grödner Thales, erreichten.

17.

## Barbian.

Bei den Reunions, die im Walther Garten zu Klausen stattfanden, wurden nicht nur unterhaltende, sondern auch belehrende Gespräche geführt. Die Klausener Bürger, in der alten Stadt geboren und erzogen, bringen Liebe und Freude an Alterthümern und alten Traditionen mit ins Leben. Gern erzählen sie darum die Sagen und Legenden von dem alten Säben und machen den Fremden auf die alten Bauten und Gemächer ihrer Stadt und deren Umgebung aufmerksam. Da wird man hingewiesen auf die merkwürdigsten Häuser, denen das Volk besonders hohes Alter nachrühmt, z. B. auf das des Kaufmannes Isser, auf Nr. 2, in dessen erstem Stockwerke das Gewölbe mit Wappen bemalt ist, und auf das Kreuzwirthshaus, „zum Keifl" genannt, wo nicht nur zwei malerische Söller, sondern auch das Bärenzimmer mit alten Bildern an der Decke zu sehen sind. Man begnügt sich aber nicht nur, Bekanntes zu referiren, sondern erschwingt sich auch zu neuer Forschung. So glaubte ich immer, daß von der Burg Villanders, der Wiege der

berühmten Wolkensteiner, jede Spur verschwunden sei, denn in Stafflers so verläßlichem Werke liest man: „Ueber die Stelle, wo der Sitz dieser Edlen oder die Feste Villanders einst gewesen, gibt weder ein Stein, noch ein Papier, auch nicht einmal eine Sage die leiseste Andeutung.“ (II., 978.) Nun gelang es aber einem Klausener Herrn, im Steinbocks-Wirthshause zu Villanders das Castell der Edlen von Villanders zu entdecken, was er mit großer Befriedigung der überraschten Tafelrunde mittheilte. Die unmittelbare Folge war, daß ein kompetenter Richter am folgenden Tage nach Villanders eilte, das uralte, höchst merkwürdige Steinbocks-Haus untersuchte und den Fund bestätigt fand. So ward die gefeierte Burg eines der berühmtesten Adelsgeschlechter in einem Bauernwirthshause glücklichst entdeckt. Man besprach aber nicht nur norische Bauten und Antiquitäten, sondern kühnere Klausener verstiegen sich auch zu Versuchen, die Räthsel uralter, geheimnißvoller Orts- und Hofnamen zu erklären, und begannen in die Lieblingsdomaine der Herren L. Steub und Chr. Schneller überzugreifen. Es kamen mitunter lustige Proben dabei vor; so als das alte Albeins (Alpines) als gekürztes „Halbeins“ entpuppt wurde. Der Herr Einnehmer, ein mit der Gegend und den Gehöften genau bekannter Mann, schien besondere Freude an solchen Forschungen zu haben und gab manche plausible Erklärungen. Eines Abends kam er auf Barbian zu sprechen, bemerkte richtig, daß dieser Ort früher

auch „Perbian“ gelautet habe, und deutete es als „Per viam“, weil die Römerstraße an Barbian vorübergegangen sei. Gieng mir auch diese Erklärung des alten Barbianum (Perbian ist jüngerer Form) nicht ein, weil ich Dr. L. Steubs richtiger Ansicht über die Dorf und Hofnamen, welche in „anum“ auslauten (zur rhätischen Ethnologie, S. 126), huldige, so wirkte des Herrn Einnehmers Erklärungsversuch doch sehr anregend auf mich, denn ich entschloß mich, am folgenden Tage Barbian zu besuchen.

Am 5. Oktober wanderten wir auf der Poststraße drei Viertelstunden südwärts. Es ist ein anmuthiger Weg, den ich immer wieder gern zurücklege. Links der rauschende Fluß, rechts alte Gehöfte, lachende Felder oder Weinberge, malerische Felsen, oft mit üppigstem Birnepheu reich geschmückt; manchmal ragt senkrechtes Schiefergestein unmittelbar an der Straße. Frische Wasserfäden spinnen sich da und dort nieder oder schöne Baumgruppen erfreuen den Blick. Wenn ich aber diese Felsstufen des Kunterweges sehe, erinnere ich mich immer an Joh. Ad. Möhler, den zu früh geschiedenen Verfasser der berühmten Symbolik, der obwohl krank, den Wagen verließ, um „diese zauberhafte Felsenwelt“ zu betrachten und die Schönheit dieses Flußthales mit Behagen zu genießen.

Es scheint mir dann, ich sehe die edle Gestalt voll Sanftmuth und Milde am ragenden Felsen stehen, den sie prüfend betastet.

Nachdem wir eine kleine Stunde gewandert waren,

erreichten wir den „kalten Keller", ein einsames, aber von den Klausenern gern besuchtes Gasthaus, das rechts an der Straße liegt, hart am aufsteigenden Berge. Eine Rebenlaube, mit großbeerigen, goldigen Trauben reich behangen, schmückt die Vorderseite des Hauses. Die Rast unter dem schattigen Rebenbogen ist gar angenehm, denn der Anblick des idyllischen Waidbruck und der stolz ragenden Trostburg, so wie der Felder und waldreichen Vorberge am linken Ufer erfreut das Auge in hohem Grade. Und wie wir dort an edlem Obste und frischgepflückten Trauben uns erquickten, schrillten Cicaden in dem nahen Weinberge und im Gehölze, als ob wir im tiefen Süden wären. Südliche Fülle und Färbung zeigt hier auch die Vegetation, obwohl die Föhrenwälder an manchen Stellen bis zum grünlichen Eisack niedersteigen. Der einsame „kalte Keller" hat aber sein Entstehen nicht der schönen Lage zu verdanken, sondern dem Umstande, daß hier der Weg nach dem alten Barbianum in die Straße mündet. Die witzige Tochter des Hauses, der schönen Hebe nicht vergleichbar, gab uns genauere Aufschlüsse über den Pfad nach Barbian und über die zwei Wirthshäuser daselbst. Die Auskunft über letztere gab zu manchem Bedenken Veranlassung. Denn Elsbeth behauptete, in einem Wirthshause sei die Kost, im anderen das Getränke besser. Wohin sollte man sich begeben? Meine Reisegesellschaft meinte, man sollte beide Gasthäuser besuchen, um alle Hochgenüsse Barbians kennen zu lernen. Dies schien jedoch zu kom-

plizirt, und wir hatten später an den Leistungen des Kostwirthshauses recht bescheidenes Begnügen. Es wäre auch unbillig, hohe Anforderungen an das Wirthshaus eines abgelegenen Dorfes zu stellen, das selten von einem Fremden besucht wird. Sollte aber einst Barbians Schönheit in weiteren Kreisen gewürdigt sein, wird mit der Zahl der ankommenden Touristen die Güte der barbianischen Küche und der Comfort sich heben.

Vom „kalten Keller" führt der Weg durch mannigfaltiges Gehölze empor. Eichen und Eschen, Lärchen und Buchen stehen in buntem Gewirre, breitkronige Nuß- und Kastanienbäume fehlen nicht und an sonniger Stelle fanden wir den ersten wilden Feigenbaum, den stummen Boten des Südens. Beim weiteren Anstiege kamen wir zu Einödhöfen von alterthümlicher Bauart, und weitästige Fruchtbäume beschatteten das graue Gemäuer. Je höher wir stiegen, desto herrlicher zeigte sich das gegenüberliegende Gebirge mit den Dörfern Albiuns, Laien und dem Laiener Riede, das die alte Kathrein-Kirche schmückt, und mit den Höhen von Kastellrutt und Völs. Ueber lachende Felder und an stillen, von mächtigen Kastanienbäumen beschatteten Wiesenthälchen vorüber führte uns der Weg in das alte Dorf, dessen Häuser terrassenartig an dem Berge liegen, in deren Mitte der romanische Thurm mit seinen zierlichen Kuppelfenstern aufragt. Bei diesem Zeugen alter Tage erhebt sich nun die neue Kirche, deren Bau beinahe vollendet ist. Als

man im September 1874 den Grund dazu grub fanden die Werkleute eine schön geformte Thonurne, geschmückt mit einer erhabenen Figur. Da diese den züchtigen Bauern nicht genug anständig erschien, zerschlugen sie im heiligen Eifer das merkwürdige Gefäß, dessen Scherben jetzt im Widum aufbewahrt werden, bis sie nach Innsbruck in's Ferdinandeum wandern werden. Von der Figur erblickt man leider nur mehr ein Stück der Füße, so gründlich wurde sie zerstört. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als Urnen mit Bildwerken in Deutsch-Tirol meines Wissens nie gefunden wurden. Es scheint leider Sitte unserer Bauern zu sein, ausgegrabene Antiquitäten mit Kinderlust zu zerstören. Bei dem Funde in „Elvas" bei Brixen gieng es ja auch nicht besser und nur Weniges wurde gerettet. Für das hohe Alter unseres Dorfes sprechen auch die hier vorkommenden Hofnamen Gaslitt, Puntlitt, Kaserol u. s. w., die wir auf dem linken Mittelgebirge des Eisack-Thales wieder finden. Urkundlich taucht meines Wissens unser Dorf circa 1000 auf. Denn um diese Zeit widmet ein Graf Otto Güter in Legian, Parpian, Sutsis, Albiun, Tanurcis, Tsevis ꝛc. dem Domkapitel von Freising (Fontes rer. austr. XXXI, 52) und im Jahre 1020 tauschen Bischof Engelbert von Freising und Bischof Gebehart von Regensburg Besitzungen zu Legian, Parpian, Sutsis, Tieres ꝛc. aus (ibid. 59). Daß die Leute in Barbian dem Freisinger Capitel Wein zinsen mußten, bezeugt uns im Freisinger Urbar c. 1310

(Fontes XXXVI, 48) der Abschnitt: „Isti sunt dantes vinum in Perbiano.“ Manche gaben 3 urnas, andere nur 2 bis 10 pacidas. Am meisten zinsten zwei Brüder von Sauders von dem Hofe in „Pach“, nämlich 7 urnas cum dimidia. Die Freisinger Herren waren aber nicht unbehelligt in ihren perbianschen Besitzungen und Rechten, denn aus einer Urkunde vom Jahre 1307 ergibt sich, daß das Capitel seine Unterthanen gegen das Deutsch-Ordenshaus zu Bozen und dessen Uebergriffe vertheidigen mußte. Darin werden Chunrad de Fontana und dessen Brüder Nikolaus und Engelmann als coloni possesionum sitarum in monte Perbian genannt. (Fontes XXXV, 42.) In einer Urkunde von 1334 kommen zwei Huben zu Perbian war, deren eine Ober-Aichach und die andere Witdran und Nieder-Aichach hießen und mit Vogtei und mit allen Sachen in das Gericht „ze Gufedaun“ gehörten. Schon in den Meinhard'schen Urbaren meldet uns „der gelt von Gufedaun“, daß von der Vogtei zu Freisingen zu Aichach und Berbian zwei Mutte Roggen und Weizen entrichtet wurden. Eine Freisinger Urkunde von 1352 berichtet, daß Propst Jakob von Schliersee, jener Zeit „gewaltiger Weinpropst im Gebirge“, dem Nikolaus von Villanders ein Stück Weingarten, das in der Mulgrei zu Perbian gelegen, verliehen habe. Die Bewohner von Barbian erzählen daher ganz richtig, daß viele ihrer Gehöfte dem Hochstifte Freising gehört und dorthin zinspflichtig gewesen seien. Außer Freisingen er-

hielt auch das Kloster Neustift bei Brixen Schenkungen und Besitz in Barbian. Im Jahre 1316 schenkte Tegen von Villanders vier jährliche Yhrn Weins dem Kloster, die er dem Hofe „ze Barbian“, den Buhler baute, „überband“, und 1385 schenkte Katharina Tobhanin, des Herrn Ciprian von Villanders Wirthin, dem Stifte den Hof, genannt „ze Platz“. Aus diesen Urkunden ergibt sich, daß Parbian die älteste Namensform ist und die Hypothese „Per viam“ nicht zu halten sei; ferners macht das Freisinger Urbar wahrscheinlich, daß in früherer Zeit auf dem Barbianer Berge mehr Weinbau betrieben wurde, als heutigen Tages.

In unserem Dorfe aber kehrt sich der Fremde gern von derartigen alten Erinnerungen ab und wendet sich der schönen Gegenwart zu. Nicht nur der romanische Thurm, die alten schönen Kastanienbäume und das melodische Rauschen des in der Tiefe strömenden Eisack machen Barbian anziehend, sondern die vorzügliche Aussicht, die einen großen Theil des Isarkenthales beherrscht. Im Umkreise schweift der Blick vom Jochgrimm und Schwarzhorn im Süden bis zu dem Spingeser Berge, hinter dem höhere beschneite Berge emporragen, im Norden. Uns gegenüber öffnet sich in der Tiefe, von der Trostburg bewacht, die Thalschlucht von Gröden, die das Auge tief hinein verfolgt. Links von ihr steigt das Laiener Ried, mit alten Gehöften, mit Feld und Wald geschmückt, hinan, bis zur hochthronenden Laiener Kirche; im Hintergrunde erheben sich die Ra=

schötzer-Alpe und herrliche Dolomite, wie der Langkofel, rechts von Gröden dunkles Waldgebirge, mit dem alten Dorfe Tagusens, dahinter der Puflatsch, die Seiser-Alpe und der prachtvolle Schlern. Wohin man den Blick wendet, allüberall Wald und Feld und alterthümliche Dörfer. Gegen Norden stehen Villanders mit der stattlichen Burg Gravötsch, Garn, Verdins, Velthurns am rechten Eisack-Ufer in Sicht. Aus der Tiefe grüßt das uralte Clusa herein, überragt von der Veste Branzoll und dem höher thronenden Sabiona. Auf dem linken Ufer lagern auf dem reizenden Mittelgebirge St. Leonhart, St. Andreas, Theis, Albiuns, Tagusens und weiter gegen Süden das schöne Völs mit seiner uralten St. Peters-Kirche, überragt vom schwunghaften Tschavon. Weit hinein gegen Süden verfolgt der Blick die Eisack-Schlucht. Immer aber fesselt das Auge das Schlerngebirge, das in seiner ganzen Großartigkeit vor uns emporstarrt und einen magischen Anblick gewährt, wenn es abends feuerig glüht, während über die Schluchten und Waldberge schon tieferes Dunkel sich breitet.

Gegen Abend verließen wir das Belvedere von Barbian und schlugen den Weg nach dem eine Stunde entfernten Weiler „Saubach“ ein. So unästhetisch dieser Name klingt, um so schöner ist der zum Ziele führende Pfad, der bald in eine Schlucht führt, in die der „Ganderbach“ als mächtiger Wasserfall von steiler Höhe stürzt. Mächtige Felsblöcke und üppigster Baumwuchs schmücken die pittoreske Einöde, die ein Wall-

fahrtsort für die Landschaftsmaler sein würde, wenn sie bekannter wäre. Von hier führt der meist ebene Weg zwischen alten, riesigen Kastanienbäumen nach Saubach, das für Lehensleute der Fürstbischöfe von Brixen gebaut worden. Ein schöne gothische Kirche aus dem 15. Jahrhunderte schmückt diese stille Stätte. Sie ist den Bisthumspatronen von Brixen, den heil. Ingenuin und Albuin, geweiht und besitzt noch drei sehenswerthe Altäre.

Als wir, um diese zu sehen, durch's zierliche Portal das Heiligthum betreten wollten, fanden wir die Thüre geschlossen. Endlich kam ein blonder Knabe mit einem Schlüssel, der an Thors Hammer Miölnir erinnerte, und ließ uns ein. Wir freuten uns des schönen Baues mit dem Netzgewölbe und der alten kunstvollen Flügelaltäre. Ist der Hochaltar und der rechte Seitenaltar mit runden Figuren und Reliefs reich geschmückt, so zeigt der linke Altar im Kasten und an den Flügeln werthvolle Gemälde. Das Mittelbild stellt den Gekreuzigten vor, zu seiner Linken den Engel Gabriel, zu seiner Rechten Maria, so daß auf diesem Gemälde Maria Verkündigung und der Tod des Erlösers zugleich dargestellt sind. Auf dem linken Flügel befindet sich St. Anna, auf dem rechten St. Joachim. Diese Bilder verrathen die Hand eines tüchtigen Meisters. Auf meine Frage an den jungen Küster, ob die Kirche immer geschlossen sei, antwortete der Knabe: „Ja, wir müssen wohl sperren, weil den Fremden die Altäre so gefallen, daß sie schon öfters

„ein Andenken“ davon mitgenommen haben.“ Später wurde mir diese Rede auch von anderer Seite bestätigt. Selbst Gotteshäuser sind demnach vor fahrenden „Kunstfreunden“ nicht gesichert. Der Weiler Saubach mit seinen grauen Höfen und strohbedachten Scheunen, mit seinen weitästigen, hohen Kastanienbäumen bietet ein gar idyllisches Bild. Von hier gelangt man in kurzer Zeit nach St. Verena auf dem waldumbuschten Felskegel. Allein der immer glühendere Schlern wie die dunkeln Schatten gönnten uns nicht den Gang zu dem von Alemanen gegründeten Heiligthum. Wir stiegen über Wiesen und Aecker bergab nach dem alten Kolmann, das bis in neueste Zeit eine gefürchtete Zollstätte war. Nun ist es auch in Kolmann öde, denn kein Weinzoll wird mehr dort erhoben und leer stand auch das Gasthaus Ringler, die erste Herberge des nun einsamen Ortes. Eine Frau Wirthin, die in Rede und Benehmen höhere Bildung zeigte, bewillkommte uns und setzte sich zu traulichem Gespräche an unsere Seite. Sie stellte auch die Frage, woher wir kämen, welche auch wahrheitsgetreu beantwortet wurde.

„Und sind Sie nicht nach dem Bade Dreikirchen hinaufgestiegen? — Das wäre Jammer und Schade, dort hat man die schönste, eine unvergleichliche Fernsicht.“

„Leider gönnte es uns nicht die Zeit“, erwiderte ich der freundlichen Frau, „aber im nächsten Sommer möchte ich diese Stelle, von der man über vierzig

Thürme erblickt, doch auch sehen. Sagen Sie mir, Frau Wirthin, wie ist dort das Unterkommen? — Man könnte, wenn dasselbe nicht übel ist, einige Tage weilen und sich in luftiger Waldhöhe der herrlichen Aussicht widmen."

Die alternde Frau machte nachdenklich sich mit den Schleifen der Schürze zu schaffen und entgegnete: „Diese Frage kann ich Ihnen nicht leicht beantworten, — denn Eigenlob hinkt."

Wir hatten also das Vergnügen, die Gastgeberin von Dreikirchen in Person vor uns zu sehen, und ergiengen uns nun in Fragen über dies oft genannte Bad und dessen herrliche Aussicht, die immer mit besonderer Sachkenntniß beantwortet wurden. Sie versicherte uns auch, daß das alte Badbuch sich dort noch vorfinde, in dem die bezeichnenden Verse stehen:

„Man sagt, Dreikirchen sei recht schön,
Ich muß es selber loben,
Und müßt' ich nicht hinuntergeh'n,
Ich blieb' viel lieber droben."

Jedenfalls ein Zeugniß für die zufriedene Stimmung des Schreibers! — Als wir Fahrende erklärt hatten, wir würden das weitblickende Dreikirchen „mit unserer Gegenwart beehren", war die Frau Wirthin damit zufrieden, wollte jedoch noch wissen, wo wir jetzt unseren Aufenthalt hätten. Mein Gefährte antwortete: „In Klausen."

„Aber wie können Fremde in Klausen, diesem langweiligen Orte, wohnen?" ward entgegnet. Was

wird sich bei diesen Worten die hübsche Klausnerin gedacht haben, die in unserer Mitte saß? — Erröthend, dennoch lächelnd, senkte sie ihre Blicke.

„Und viele Fremde sollen dort sein, hört man", schloß die Frau.

„Und ob!" erwiderte mein Freund. „Maler aus Wien, München, Berlin halten sich dort auf, sind entzückt und versitzen sich. — Auch Dr. Steub beehrte Klausen mit seinem Besuche."

„Aber ich erlaube mir eine Frage: was finden die Herren an diesem Klausen?"

„Das beste Klima, freundliches Entgegenkommen, Naturschönheiten in Hülle und Fülle", war die Antwort. „Wo ragt eine Burg wie Sabiona? Wo ist ein so wildromantisches Thal, wie die Tinneschlucht, so leicht zugänglich? — Wo findet man so nahe ein Schloß Velthurns oder einen Punkt wie Gufidaun? — Die fremden Maler sind förmlich berauscht von diesen Schönheiten — und die Gelehrten weiden sich an den historischen Erinnerungen und an dem vollen Klange der etruskischen und romanischen Namen."

Unsere Frau Wirthin glaubte aber, daß es an Unterhaltung, wie Dreikirchen sie bieten würde, dennoch fehle, und zeigte sich auffallend überrascht, als man ihr erzählte, daß es in Klausen bei Sang, Musik und Tanz Abends gar munter hergehe.

„So geht es", sprach sie ruhig, „die Künstler und Reisenden bringen überall Leben hinein — selbst ins alte Klausen."

Wir versprachen nochmals, ihrem Wunsche, Drei-kirchen zu besuchen, nachzukommen, und nahmen Abschied von der so gemüthlichen Frau. Wir wanderten gegen Klausen im Abenddunkel zurück und melodischer rauschte bei der Stille, die Tiefe und Höhe umzog, der neben der Straße wogende Eisack.

---

18.

# Castelrutt.

Das an historischen Erinnerungen reiche Waidbruck gewährt besonders im Vorfrühlinge, wenn die alten Trauerweiden im frischen Grün strahlen, einen malerischen Anblick. Wer sähe es diesem idyllischen Bilde an, daß hier einst die weltbezwingenden Römer gehaust haben, daß es noch im Mittelalter ein Hauptpunkt an der Straße nach Italien gewesen war? Wie stille und verlassen es auch heute am rauschenden Gröbner Bache liegt, es wird in diese gesunkene Römer-Mansion noch neues Leben kommen, denn Waidbruck bildet einen Ausgangspunkt für Touristen. Von hier aus wandert man in das durch seine Sprache und Industrie berühmte Gröbner Thal, von hier aus steigt man empor zum heilkräftigen Bade Ratzes und der vielgepriesenen Seiser Alpe, dem Eldorado der Botaniker, und in das Wunderreich der titanischen Dolomite. Hier ist die Pforte zum Gaue Ladinien, wo die Reste einer sonst längst verschollenen Sprache noch nachklingen. Und wer steht uns dafür, daß in dieser lauschigen Bucht nicht mancher Fremde sein Zelt auf-

schlagen werde, um sich der süßen Ruhe und der gesunden Luft zu erfreuen! Mit Freude und sehnsüchtiger Wehmuth denke ich noch an die Tage zurück, die ich auf dem Castell von Sublavione, der stolzen Trostburg, verlebte. Wenn ich droben auf der hohen Laube saß, lag das stille Thal mit dem vollgehenden Flusse und all seinen unbeschreiblichen Reizen in jener magischen Herbstbeleuchtung vor mir, die nur das Eisackthal kennt. Stundenlang möchte man in dieser luftigen Höhe ruhen und sich der unvergleichlichen Aussicht erfreuen! Und aus den Gründen steigen dann alte Bilder hervor, die uns in längst entschwundene, bewegte Zeiten versetzen. Bilder blutiger Kämpfe zwischen den Urbewohnern und den vordringenden Römern und später zwischen den zurückweichenden Weltbezwingern und den südwärts stürmenden Germanen!

Durch die Eisack-Region mußte der Römer seinen Zug nach dem Norden nehmen und die himmelanragenden Burgen stürzen, durch das Eisack-Thal zogen die Deutschen nach dem schöneren, aber entnervenden Süden. Welch' kriegerisches Leben mochte sich oft auf diesen klassischen Stätten entfaltet haben! — Jetzt ragt die stolze Trostburg schweigend in die Lüfte. Das ehemals reichbelebte Schloß ist meist geschlossen, nur auf vierzehn Tage besucht im Hochsommer der edle Besitzer die einsamen Räume.

Wie über die ältere Geschichte der meisten Burgen tiefes Dunkel herrscht, so hat man auch über die frü-

heren Schicksale dieses Römercastells bis zum 13. Jahrhunderte keine Kunde. Zur Zeit Meinhards II. saß hier Haug von Velthurns, der die Veste dem genannten Landesfürsten übergab. Bald aber kamen Haugs Erben wieder in den Besitz der Burg und Konrads von Villanders Sohn Friedrich († 1400) vermählte sich mit der Erbtochter Katharina von Trostburg. Da Friedrich der Stammvater der Ritter von Wolkenstein wurde, befindet sich nun diese Burg 500 Jahre im Besitze dieses Geschlechtes. Unter all den Besitzern erwarb sich aber Engelhard Dietrich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der in den Grafenstand erhoben wurde, die größten Verdienste um die alte Burg. Dieser reiche und prachtliebende Graf sah in Trostburg den Schlüssel des Eisack-Thals und erweiterte die Höhenburg zur gewaltigen Festung. Wenn man die Umgegend des Schlosses begeht, muß man über die Ausdehnung der Festungswerke staunen, die Engelhard gebaut. All die Mauern und Vorwerke sind nun zerfallen, geben aber noch großartiges Zeugniß von dem Unternehmungsgeiste und der Energie dieses tüchtigen Kriegers und Staatsmannes. Nebenbei widmete aber dieser Graf der Geschichte seiner Familie liebevolle Aufmerksamkeit und stellte mit dem größten Fleiße Alles zusammen, was man in Betreff derselben finden konnte. Seine diesbezüglichen Aufzeichnungen geben werthvolles und reiches Material für die Geschichte der Wolkensteiner. Die Burg bietet außer dem reichhaltigen Archive und dem Ahnensaale

mit sehenswerthem Plafond nichts Merkwürdiges. Ein einfaches Zimmer mit unvergleichlicher Aussicht gegen Süden hat für mich insofern Interesse, als darin mein unvergeßlicher Lehrer Beda Weber manche Sommermonate verlebte und in ungestörter Ruhe sich schriftstellerischen Schaffens erfreute. Wie mochte sich der poetische Mönch aus dem beengenden Banne Merans nach dem süßen, lieben Frieden der Trostburg gesehnt haben!

Die nächste Umgegend des Schlosses ziert ein reizendes Gemische von südlicher und nördlicher Vegetation. Steht es hart an Nadelbäumen, so glänzt an der Südseite schon der erste Granatapfelbaum, Feigenbäume breiten ihre dunkelbelaubten Aeste aus und Cornellkirschensträuche gedeihen in seltener Schönheit ungepflanzt und ohne Pflege.

Von der Burg führt ein uralter Weg nach Castelrutt empor. Mitte Juli des vorigen Jahres wanderte ich mit einem Freunde aus München diesen anfangs steilen Pfad. Das Laiener Ried mit den Vogelweider Höfen lag in voller Sommerpracht uns gegenüber. Später zogen wir durch schattigen, harzduftenden Fichtenwald, bis wir nach einer Stunde zu einem Hofe gelangten, der auf einem Felsenvorsprunge liegt, so daß sich plötzlich die bezauberndste Aussicht gegen Süden öffnete. Dies unerwartete Landschaftsbild war für den Sohn der Ebene so überwältigend, daß wir lange Rast halten mußten. Namentlich zeigte sich das wechselvolle Rittner Gebirge in vollster Schönheit

und vom dunkeln Waldkegel blinkte wieder das Verena-Kirchlein herüber, diese weitleuchtende Hochwarte der inneren Eisack-Region.

Wie eine träumende Sphynx schaut es in die langgestreckten Gründe — dies Waldheiligthum aus der alten Zeit. Ehemals stand dort auch ein alter Thurm und die Kreidenfeuer brannten als flammende Signale auf diesem weitblickenden Waldkegel.

Neugekräftigt und gehoben von den schönsten Bildern der Bergwelt zogen wir nun auf beinahe ebenem Wege gegen das Dorf Tisens, die erste Mansion auf diesem glücklichen Mittelgebirge. Das kleine Dorf mit seiner alten Nikolaus-Kirche ist gar malerisch gelegen und mit riesigen Nußbäumen geschmückt.

Von hier führt ein bequemer Fahrweg durch lachende Wiesen und Kornäcker in drei Viertelstunden nach dem höher, am Fuße der berühmten Seiser Alpe gelegenen Castelrutt. Ueber die reizende Mittelebene voll Wald und Feld erhebt sich der versteinerte Riesendom des Schlern. Wer kann diesen wunderbaren Dolomitenbau je vergessen, wenn er ihn einmal gesehen! — Er gehört zu den Weltwundern Tirols und sein Name schon übt geheimnißvollen Zauber. Schwelgend in den Genüssen reich bevorzugter Natur erreichten wir das stattliche Pfarrdorf Castelrutt, das mit seinen großen, weißgetünchten Häusern einen städtischen Eindruck macht. Hier befindet man sich auf classischem Boden.

Die nun verschwundene Burg auf dem Calvarien-Berge war ein römisches Castell und war schon im

10. Jahrhunderte gebrochen, wovon das Dorf den Namen Castelrutt, Castellum ruptum, erhielt. Im 11. Jahrhundert erstand die Burg wieder im Besitze der Edlen von Castelrutt, kam später an die Ritter von Aichach, an die Villanderer, Gufidauner, Wolkensteiner und andere berühmte Familien, bis sie, beinahe zerfallen, 1675 ganz niedergerissen wurde. Das schöne Dorf, das nun Sitz eines Bezirksgerichtes ist und bei 1600 Seelen zählt, bestand schon am Ende des 10. Jahrhunderts und besaß bereits 1273 einen eigenen Pfarrer.

Zahlreiche Funde römischer Münzen bezeugen, daß hier eine römische Niederlassung gewesen, und bis in späte Zeiten herab herrschte hier die romanische Mundart, wie heutzutage noch im nahen Grödner Thale. Welch' seltsame Flur- und Hofnamen dieser Gegend bieten die Meinhard'schen Urbare (1286 bis 1295). Da begegnen uns: Parzigal, Churvai, Lamplan, Ummeis, Suse, Soler, Gundrunie, Takufeß, Zambins, Dulenge, Silvels, Telven, Salusnes, Brandes, Runzol, Tingnasels, Pitschit, Chaphedepont, Tüs, Valevin. Daß damals das Romanische hier noch klang, beweist die Stelle: „von der pastura im Puffel“, wozu eine spätere Hand „hirtschafte“ setzte. Ungeachtet der Naturgenüsse und historischen Erinnerungen machte die Sehnsucht nach Labung sich in bedenklicher Weise geltend und störte die poetische Stimmung. Wir fielen also bei dem bestrenommirten Gasthaus: „zum Lamm“ ein, um unseren Mittagsimbiß zu nehmen, und wurden

auf's freundlichste aufgenommen. Als aber mein Gefährte forderte, in den Garten geführt zu werden, um dort zu speisen, auch Bier begehrte, erhielten wir die Antwort, daß weder Garten noch Bier vorhanden wäre.

„Bei Gott, am Sitze eines kaiserlichen Bezirksgerichtes muß doch ein Gärtchen und Bier zu finden sein, ich muß beides haben — und will den Anblick des Schlern genießen", rief entrüstet der bajuwarische Genosse. „Gehen wir weiter!"

Mein Beschwichtigen half nicht, er griff zum Stocke und verließ das gastliche Haus. Ich mußte ihm folgen. Wo nun irgend ein Wirthshausschild zu sehen war, trat der nach Bier lechzende Gefährte ein, kehrte aber immer muthloser zurück, denn nirgends stand Garten und Bier zu Diensten. Als die Inspektion aller Gasthäuser dasselbe ungünstige Resultat ergab, giengen wir wieder zum „Lamme", wo wir auf dem Söller wenigstens den Anblick des Schlern's genießen konnten. Der Aerger über den unverzeihlichen Mangel des Bieres an einem k. k. Bezirksgerichtssitze legte sich auch allmälig, da der Baier fand, daß der rothe Traminer kein übles Getränke sei. Es wird aber einem Baiern nie ungetrübte Freude zu Theil, wenn nicht eine goldene Hofbräuhaus-Quelle in der Nähe schäumt. Selbst das Bekenntniß des idealsten Baiern, des Wolfram von Eschenbach, daß ihm Wein über Bier gehe (Parzival 201, 5), kann die bajuwarische Biersehnsucht nicht mindern. Wenn also das wundervolle Hochplateau von Castelrutt Pilger von der Isar

und dem Leche vollends befriedigen und für diese eine Stelle frommer Sehnsucht werden will, muß es neben dem reizenden Gelände, den unvergleichlichen Dolomitgebilden und der historischen Weihe auch einen schattigen Biergarten bieten. Ich spreche diesen Wunsch nur im Interesse der Gemeinde aus, die dann bald das vielbesuchte Wanderziel unserer Stammesbrüder werden könnte.

Wer Castelrutt besucht, versäume nicht den einstigen Schloßberg zu besteigen. Den kurzen, angenehmen Weg belohnt eine überraschende Aussicht auf diese hügelreiche Mittelebene, die mit blühenden Feldern und dunkeln Wäldern wechselt. Die Schönheit der Landschaft wird durch die grauen, himmelan starrenden Dolomite erhöht. Mit süßem Behagen weilt auch der Blick auf dem langgestreckten, mit Dörfern und Landhäusern besäeten Rittner Berge. Auf dem Hin- oder Rückwege betritt man gerne die stattliche Pfarrkirche, welche mehrere Gemälde von Deschwanden enthält. Schade, daß die großen Räume und Flächen so leer sind und deßhalb einen allzu kalten und nüchternen Eindruck machen. Nach Freskenschmuck scheinen die öden Wände sich zu sehnen. — Am schwülen Nachmittage wanderten wir durch fette Saatfelder nach dem idyllischen Seis, das nur eine halbe Stunde vom Pfarrdorfe entfernt liegt. Vor uns stieg in königlicher Majestät der riesige Schlern, früher Salern, Schalern genannt, empor. Wir konnten uns an diesem Bergesriesen und seinen wundervollen Formen nicht satt sehen.

Und wie unbeschreiblich ist erst seine Pracht, wenn er in der Abendglut lodert und flammt! Sein Fuß ist von dunklem Walde umsänmt, aus dem auf einem Felsen das graue Hauenstein ragt.

Da droben über dem finsteren Tannenforste winkte das ersehnte Ziel unserer Wanderung, die gestürzte, noch im Verfalle stolze Burg, verklärt vom Zauber der Poesie und Geschichte. Höher schlug unser Herz, es schien, als ob wir eine heilige Stätte betreten würden, als ob ein Zauberbann uns umgäbe. Hier das lachende Seis, dort der finstere Hauensteiner Tann, überragt vom Schlosse, in dem Oswald von Wolkenstein gelebt, geliebt und gesungen.

Und ans Ohr schienen die Gilm'schen Verse (Gedichte 2, 5) zu klingen:

„Schau rings dich um,
Mein Eigenthum,
Das alles hab' ich besungen."

Ja, jeder Schritt und Tritt mahnt hier an den großen, vielgewanderten Dichter. Sind nicht die leuchtenden Wiesenmulden von Seis „die grüne Au", wo der lebenslustige Oswald der weißfüßigen Graserin „den Gatter rucken half?" (Gedichte Nr. LXIV.) Und in der drei Viertelstunden entfernten St. Oswald-Kirche soll eine nun übertünchte Freske unseren Dichter dargestellt haben, wie er auf hoher, stürmischer See ein Faß ergreift. Es war dies wohl ein Votivbild und hatte auf seinen Schiffbruch auf dem Schwarzen Meere und seine Rettung auf einem Fasse Bezug:

Die swartzeu see lert mich ein
vas begreifen,
Do mir zerbrach
mit ungemach
mein wargatein,
ein koufman was ich,
doch genas ich,
und kom hin,
ich und ein Reuss;
in dem gestreuss
houbtguet, gewin
das suecht den grund, und swam ich
zu dem reifen."

Nach kurzer Rast verließen wir das liebliche Seis, wo ehemals eine Stadt Susa gestanden haben soll, und zogen nun mit einem Führer gegen Hauenstein. Bald nahm uns der Hauensteiner Tann in seine kühlen Schatten, üppiges Moos und mächtige Felsblöcke schmücken den Wald. Zwischernde Meisen und andere Vögel beleben den schönen Forst. Die stolze Burg mit ihrer Herrlichkeit liegt in Ruinen, aber ewig jung grünt der säuselnde Wald fort und scheint seines Sängers zu denken.

„Zergangen ist meins herzen wee,
seid das nu fliessen wil der snee
ab Seuser alben und aus Flaak,
hort ich den Mosmair sagen.
Erwachet sind der erden tünst,
des meren sich die wasserrünst
von Castellrutt in den Ysack,
das wil mir wol behagen.

Ich hör die voglin gros und klain
in meinem wald umb Howenstain,
die musick brechen in der kel,
durch scharpfe nötlin schellen
Auf von dem ut hoch in das la,
und hrab zue tal schon auf das fa
durch manig süesse stimm so hel,
des freut euch, guet gesellen.“ (Gedichte XC, 1.)

Wie oft kommt Oswald in seinen Liedern auf den Wald von Hauenstein und der Vöglein Sang zurück! Hier machte er die Studien über die Stimmen und Weisen der Vögel, die er im Liede:

„Der mai mit lieber zal
Die erd bedecket überal.“ (Gedichte XLI.)

so glücklich verwerthet. Endlich erreichten wir den Schloßberg, wenn wir diese Bezeichnung gebrauchen dürfen. Denn diese Burg steht nicht auf einem Berge oder Hügel, sondern „auf einem herabgestürzten Dolomitblocke des Schlern“. (F. Freiherr v. Richthofen, geognostische Beschreibung der Umgegend von Predazzo rc. S. 182.)

Hier erklärte sich uns der Name des Schlosses, denn der untere Theil des riesigen Steins ist nach drei Seiten so behauen, daß der obere Theil weit vorspringt und gleichsam ein Halbgewölbe bildet. Da war es für Feinde freilich unmöglich, von diesen Seiten zur Burg empor zu gelangen. Ein schmaler Pfad führte nur auf der Südseite zum trutzigen Schlosse und selbst dieser ist bis auf einzelne Reste verschwunden. Mit Hilfe des tüchtigen Führers gelang es, vorwärts

zu bringen, an den schwindlichsten Stellen ließ man sich auf „alle Viere“ nieder, so daß der Seiser über die „schiechen Köpfe“ der Herren sich verwunderte. Für ein neues Idiotikon möge der Ausdruck: „der hat einen schiechen Kopf“ für „es schwindelt ihn“ hiemit gerettet sein. Endlich war der Burghof erreicht. Wir setzten uns auf die Trümmer und vor uns lag die wunderbarste Bergwelt ausgebreitet. Wie ein düstrer Zauberkreis umgab uns im Halbringe der dunkle Wald, außer dem Walde lachten uns aber sammtgrüne Wiesen und Felder, schattige Tiefschluchten und umbuschte Hügel entgegen. Nach drei Seiten fliegt der Blick in weite Fernen, hart an der vierten starrt der graue Schlern wie ein Riesenthurm empor. Hier, auf diesem vom Walde umgürteten einsamen Schlosse, das aber die wunderbarste Bergwelt vor den Blicken entrollt, saß der große Dichter seit 1432 bis zu seinem Tode am 2. August 1445. Unser norischer Odysseus, der, vom unbezwingbaren Wandertrieb gezogen, als zehnjähriger Knabe die väterliche Burg verlassen und die weite Welt durchzogen hatte*), verlebte nach dem bewegtesten Leben, nachdem er Lust und Leid bis zur Hefe geleert, in dieser stillen Waldeinsamkeit dreizehen lange Jahre.

---

*) Europa hatte er durchwandert von Schweden, Schottland und Rußland bis zum Cap Finisterre und Italien, von Frankreich bis zum Schwarzen Meere, überdies war er in Arabien, Persien, Syrien und in der Berberei. S. Beiträge zur älteren tirolischen Literatur I, 31.

Reiche Erinnerungen und vielgestaltige Bilder der Vergangenheit belebten und verklärten seine Rast. Wie oft mochte er hier seiner Reisen und Abenteuer, seiner Lust und seiner Leiden gedacht haben! Wie oft kommt er in seinen Gedichten auf seine heiteren und traurigen Erlebnisse zurück! Er erzählt uns, wie die Königin von Arragon ihm ein Ringlein an den Bart band, wie ihn die schöne Königin Margarite mit zwei Ohrringen schmückte, er meldet von dem lustigen Leben in Constanz und von dem theuren in Ueberlingen, von seinem Aufenthalte in Perpignan, Paris und Köln, von seinem Elend in Preßburg und von seinem Schiffbruche auf dem Schwarzen Meere.

Mit Sehnsucht mag er oft an das schöne Heidelberg und seine Rhein-Reise gedacht haben! Den alten Wanderer hätte es wohl wieder in die Ferne gerissen, wenn ihn nicht die Ehe an den Hauenstein gefesselt hätte. Sein Leben auf dem von dem Verkehre abgelegenen Waldschlosse schildert er selbst:

„Auf einem runden kofel smal,
mit dickem wald umbfangen,
vil hoher berg und tiefe tal,
stain, stauden, stöck, snee, stangen,
der sich ich teglich âne zal.

(Gedichte S. 32.)

Anstatt des glänzenden Treibens und der gewählten Gesellschaft an Fürstenhöfen sah er hier:

„neur kelber, gaiss, böck, rinder,
und knospot leut, schwarz, hässelich,

vast ruessig gen dem winder,
die geben muot, als sackwein vich,
vor angst slach ich mein kinder
vast hinhinder.“ (Gedichte S. 33.)

Eselgesang und Pfauengeschrei bilden seine Unterhaltung, der rauschende Bach macht ihm Kopfweh und selten ist Hauenstein von böser Mähre frei. Den waldöden Aufenthalt verklärte ihm aber die süße, treue Margaretha von Schwangau, deren Lob zu singen er nie müde wird.

Die vielen Lieder, die er seiner schönen Trösterin widmet, übertreffen an Wahrheit und Glut Alles, was Oswald je gedichtet hat. Wie sinnig, innig und glühend wird das glücklichste Liebeleben in den Wechselgesprächen geschildert! Mit welcher Lust malt er uns ein fleißig ausgeführtes Bild von ihr in dem Neujahrswunsche:

„Gelück und hail ein michel schar
wünsch ich dir, frow, zum newen jar,
mein stät gerechte treu fürwar
in deinem dienst ich nimmer spar,
des soltu werden innen“

und schließt das Lob der blonden Schwäbin mit den Worten:

„ân allen tadel ist si vein“.
(Gedichte S. 153.)

Und in einem zweiten Neujahrsliede, S. 167, spricht er zu seiner „zartlieben Gret“:

„Du wendst mir we,
du wendst mir pein,
du wendst mir laid
und ungemach.“

Die treue Gattin mochte aber oft lange, traurige Tage verleben, als ihr „Osli" lahm und krank dahinsiechte. Und wie oft mochte selbst in glücklicheren Tagen „Grete" in dieser Waldeinsamkeit an das schöne Schwaben, an das prächtig gelegene Schwangau, den blauen Alpsee und den hohen Säuling gedacht haben, an den sie der formverwandte Schlern tagtäglich erinnerte! Oswalds minnige Lebensgefährtin überlebte ihren berühmten Gatten, was aus der Einantwortungsurkunde des Schlosses Hauenstein an ihren Sohn Oswald sich ergiebt.

Sie beginnt: „Ich Margret von Wolkenstain, geporn von Swanga, herrn Oswalts saligen wittib" (Germania 16, 76) und widerlegt die Annahme, daß Margaretha vor Oswald hingeschieden sei, für immer. Und welch reiches Inventar befand sich dieser Urkunde zufolge auf dem Schlosse! Da gab es kölnische Kissen, türkische Messer und Hüte, heidnische Teppiche, mailändische Blatten, ungarische Tarschen und Kolben, schwäbische Gürtel u. A. Oswald scheint von seinen Wanderungen allerlei Geräthe mitgebracht und gleichsam ein kleines Museum gegründet zu haben. Unter dem übrigen Geräthe, den Waffen- und Speisvorräthen, Handwerkszeug, Kleidern und Pelzwerk fehlen Kannen und Flaschen nicht, so wie fünf Fässer alten Weines. Denn Oswald hatte immer einen guten Humpen geliebt, war vorzüglich dem rothen Traminer hold und besang außer Lenz und Liebe, Leid und Lust auch den freudespendenden Wein. Wohin ist all dies reiche Geräthe

gekommen? Das stolze Schloß liegt nun in Trümmern und nur spärliche Spuren von Gemälden geben noch Zeugniß von der ehemaligen Pracht.

Nach langem Aufenthalte stiegen wir den Schloßstein hernieder und es kam uns mehr als ein Mal der fromme Wunsch in den Sinn, eine gütige Hand möchte zu Nutz und Frommen „schiecher Köpfe“ doch einen Pfad zu dieser von der Dichtung geheiligten Stätte bahnen lassen. Bis dies geschieht, gelten auch von Hauenstein Scheffels Verse:

„Wer keuchend in den Knieen zittert,
Thut besser, es gemalt zu seh'n.“

Wie froh waren wir, als wir wieder auf sicherem Wege uns befanden! Es ist der Hauensteiner Tann ein preiswürdiger, seliger Wald, der weit am Fuße des Schlern sich hinzieht. Viele Pfade durchkreuzen die schweigende, schattige Waldöde und ein zwar kleiner, aber malerischer Teich birgt sich zwischen hohen Bäumen und bemoosten Felsblöcken. Aber bei aller Romantik dieser Waldesherrlichkeit kann ich nicht glauben, daß hier die Erzählungen von Dietrich von Bern und dem König Laurin spielen, wie Beda Weber und Freiherr v. Richthofen (S. 182) annehmen.

Das Gedicht „Laurin“ in seiner ältesten Form reicht in das Ende des 12. Jahrhunderts zurück und damals wurde die Gegend von Kastelrutt noch nicht mit „Tirol“ bezeichnet. Tirol hieß damals und noch längere Zeit später nur das Burggrafenamt, das ist die Gegend von Meran zwischen dem Schnalser und

Aschler Bach. Von Meran über Lana führt auch der Weg nach dem nur acht Stunden von Meran entfernten deutschen Dorfe Laurein im Nonsberg. Nach Aventinus (Grimms Heldensage Nr. 136, Brandis, tirol. Ehrenkränzlein S. 19) zeigten auch die von Tirol im Etschlande König Laurins Harnisch, und nicht die mächtigen Burgherren im Eisack-Thale.

Gönnen wir Laurin, den erst jüngst ein Meraner, Dr. Gottlieb Putz, so glücklich besungen, dem alten Tirol, denn der wilde Forst um Hauenstein besitzt ohne den heidnischen Zwerg romantischen Zauber genug und ist durchwoben von den Erinnerungen an Oswald und Margaretha.

Die schattige Waldkühle that doppelt wohl an diesem sommerschwülen Tage. Tiefblau lachte der Himmel nieder durch die dunkeln Bäume. Wir hatten deshalb nicht Eile, aus dem Walde ins Freie zu gelangen, und es mochte schon Sechsuhr sein, als wir den Forst verließen und in die Schlucht des Tschapitbaches traten. Dieser Wildbach hat sich ein tiefes Bett gegraben zwischen dem Stocke der Seiser Alpe und dem Schlern. Uns gegenüber am rechten Ufer des Baches lag das Bad Ratzes in der düsteren Spalte und lockte zur Rast nach tageslanger Wanderung. Wir überschritten das breite Rinnsal und erreichten die gastliche Stätte. Auf dem Wiesenplatze hinter dem Badhause setzten wir uns. Aus der Bergesspalte strömte labende Abendluft, vor uns stieg der mächtige Schlern in voller Herrlichkeit, von der scheidenden

Sonne geröthet, empor. Schweigend saß der tiefsinnige Dichter aus dem Flachlande an meiner Seite, versunken in den Anblick des gewaltigen, übermächtigen Schauspieles.

Ich dachte mir aber: was könnte aus dir, einsames Wildbad Ratzes, werden, wenn du nicht das Unglück hättest, im Lande Tirol zu liegen! Du besitzest zwei kräftige Heilquellen, erfreust dich beneidenswerther Lage und stärkenden Walddustes, würzige Alpenluft umströmt dich und die nahe Seiser Alpe gewährt dir die besten Molken. Welch ein Capital würdest du anderswo bieten und unter den besuchtesten Wildbädern würdest du ehrenvoll genannt werden!

Wann wird einmal in unserem Berglande die Zeit kommen, daß man die Schätze, welche die Natur uns gespendet, hebt und in Fluß bringt! Dann werden auch zu dir, Heilstätte am wildrauschenden Tschapitbache, Pilger aus Nah und Ferne strömen und neues Leben wird in der nun einsamen Felsschlucht Einkehr halten. — Während ich solchen Zukunftsträumen nachhieng, setzte sich ein graues Wölkchen am Schlern an. Wir sahen, daß bald andere ihm folgten — und ehe man es meinen sollte, war ein Theil des Bergdomes verschleiert.

„Ich hoffe“, sprach ich zu meinem Begleiter, „daß uns der Bergesalte zum Danke für unseren Besuch und unsere Bewunderung seiner heiligen Stätte das Schauspiel eines imposanten Hochgewitters bieten werde.“

„Glauben Sie das?" erwiderte er. „Das wäre ja prächtig. Ich habe noch nie ein Gewitter im Gebirge gesehen."

„Gedulden Sie sich ein wenig!" versetzte ich. Und wirklich ballten sich die Wolken dichter und dichter um den Riesenberg, während andere leicht hin und her huschten und flogen. Es war ein eigenthümliches, geisterhaftes Weben und Brauen, dem wir gespannt zusahen. Da rollte es endlich wie dumpfe Paukenschläge in der Ferne, bald aber erdröhnte Schlag auf Schlag und Blitz schoß auf Blitz nieder oder züngelte bläulich leuchtenden Schlangen gleich an der Bergeswand. Immer mächtiger und großartiger wurde das Gewitter, oft stand der ganze Schlern in zauberhaftester Beleuchtung. Auf einmal prasselte grosstropfiger Regen nieder und trieb uns ins Haus. Lange sahen wir auf dem gedeckten Söller noch dem unvergleichlichen Sturme zu, während der Regen in Strömen niederfloß und der Tschapitbach immer wilder rauschte. Nun tönte die Glocke und rief in den Speisesaal. Draußen wüthete aber der Sturm immer heftiger und Hiobspost auf Hiobspost wurde gebracht. Die Muhre komme in Bewegung, die Wasserleitung sei zerstört, ein schrecklicher Hagel zerschmettere Gras und Korn. Und zwischendrein hörte man die ängstliche Frage: „Wo ist etwa der Herr Major? Wenn ihn nur nicht der Blitz erschlagen!" — Endlich erfuhren wir, daß der Herr Major, der gerne einsam stundenlang durch die Wälder schweife und auch dort Studien mache, schon um Zwei-

uhr Ratzes verlassen habe. Er komme sonst pünktlich zu Tische, aber heute sei er noch nicht hier. — „Ihm ist gewiß ein Unglück begegnet!“ hieß es allenthalben.

Ich fragte die freundliche Nachbarin, woher der Major sei und wie er heiße, und erhielt die Antwort: „Ja, wissen Sie, er heißt halt der Herr Major und ist aus der Bozner Gegend.“ Auch von Anderen erhielt ich denselben Aufschluß: „Sie heißen ihn halt den Herr Major.“

Der Abendimbiß war beendet, man erhob sich, stand zusammen, plauderte — und allmälig lichtete sich der Kreis. Ein Gast nach dem anderen suchte die Ruhe. Wir setzten uns noch und einige Herren folgten unserem Beispiele. Draußen rauschten noch Regen und Bach um die Wette durch die rabenschwarze Nacht — und immer wieder kam das Gespräch auf den verschwundenen Herrn. Da öffnete sich die Thüre, pudelnaß und grau wie ein nebelumhüllter Bergesalter trat der Vermißte ein.

„Bei Gott, wie kommen Sie hieher, Herr Professor?“ rief er.

Und ich sprach voll freudiger Ueberraschung: „Sind Sie es wirklich, Herr Major!“

Ja, es war der geniale Herr Major v. Schöpfer aus Bozen, der jene großartigen, historisch-allegorischen Compositionen im Styl von Cornelius schuf, die in München so großes Aufsehen erregten und hohe Bewunderung fanden. Er war es mein verehrter Freund, mit dem ich manch altes Schloß, darunter Greifenstein

bei Bozen, genommen hatte. Dies unerwartete Sich-finden gab dem genußreichen Tage noch den schönsten Abschluß. Nachdem der durchnäßte Waldgänger sich trocken gekleidet hatte, begann eine, ich weiß nicht, wie lange währende Sitzung. Früh — oder war es schon frühe? — mochte es nicht mehr sein, als wir unser Gespräch über die vielen alten Fresken in der Bozner Gegend und über den Einfluß der italienischen Malerschulen auf jene Kunstdenkmäler abbrachen und die Ruhe suchten. Der Tag, der uns so hohe Naturgenüsse, so reiche Erinerungen an Oswald, dann das unvergleichliche Donnerwetter am Schlern und endlich das unverhoffte Symposion in Ratzes bot, wird uns immer unvergeßlich bleiben.

Am frühen Morgen wurden wir geweckt. Schwer war es, das warme Lager zu verlassen, doch gab es keine lange Wahl. Tiefblau lachte der Himmel durch das Fenster herein und mächtig rauschte der Wildbach. Um Fünfuhr verließen wir mit einem Führer das gastliche Ratzes. Frisch und kühl wehte uns die Morgenluft entgegen, von den säuselnden Waldbäumen fielen perlende Tropfen nieder — und wie verjüngt durch das gestrige Unwetter schien die einsame Waldgegend. Selbst mit dem alten Schlern-Riesen schien eine Metamorphose vorgegangen. Von leisem Roth umhaucht sah er auf die thaufrische Landschaft nieder. Ein sich windender Pfad führte uns an einigen Gehöften vorüber in die Höhe. Der Ausblick auf Wald und Flur, auf Berge und Schluchten weitete sich mehr

und mehr — und wie das Wahrzeichen der Gegend ragte aus dem grünen Waldgürtel das graue Hauenstein. Wo sich sein Anblick am schönsten und großartigsten bot, nahmen wir auf einem Felsblocke Platz und mein Freund zeichnete das Bild der noch im Verfalle stolzen Ruine. Ich dachte aber an längstverschwundene Zeiten und an das ferne Schwangau und die geheimnißvollen Fäden, welche beide Burgen verbunden. Es scheinen alte Wechselbeziehungen zwischen ihnen gewaltet zu haben. Nicht Oswald allein hatte sich eine Frau aus Schwangau geholt, auch sein Bruder Michael hatte Elsbeth von Schwangau zur Gattin und dessen Sohn Berchtold († 1476) ehelichte Anna von Schwangau. Dagegen führten auch Schwangauer Wolkensteinerinnen zum Altare, so Johann von Schwangau (1428 bis 1468) Beatrix von Wolkenstein und Kaspar (1464 bis 1506) Anna von Wolkenstein. Ueber beiden Burgen strahlt die Weihe der Sangeskunst. Wie Hauenstein durch Oswald verklärt ist, so Schwangau durch Hildebold, dessen Minnelieder jüngst Johannes Schrott in so würdiger Weise veröffentlicht hat. (Augsburg 1871.) Die Verbindungen zwischen Tirol, Baiern und Schwaben waren ehedem viel lebhafter und allgemeiner als heutzutage. Man denke nur an den innigen Verkehr zwischen Bozen, Augsburg und Nürnberg und zwischen Sterzingen und Ulm. So lange diese Wechselbeziehungen bestanden, erfreute sich Tirol auch eines beneidenswerthen Lebens in Kunst und Literatur; mit dem späteren Abpferchungssysteme

nach außen pulsirte auch das geistige Leben langsamer und träger. An großen Talenten hat es in unserem Berglande nie gefehlt, aber an Anregung, Ermunterung und Theilnahme. So mußte endlich das geistige Leben und Streben mehr und mehr versiegen und Gilm konnte mit Recht dem letzten Minnesänger zurufen:

„Nicht wollen wir dein Ritterschwert, das scharfe,
Das Vaterland fleht dich, das liedentwöhnte,
Oswald von Wolkenstein, um deine Harfe,
Die liederreich durch diese Berge tönte."

„Nimm einen Lorbeerkranz für deinen Orden
Von Arragon! O schweige nicht mehr länger!
Seit jener Zeit ist Alles anders worden,
Wir haben Thaten, aber keine Sänger."

Der Freund hatte sein Bild vollendet und wir stiegen auf dem breiten, gepflasterten Alpenweg weiter. Er führte uns durch dunkeln Wald, der uns würzigen Morgenduft spendete. Jenseits des Thales zur Rechten leuchtete der Schlern im Morgenschimmer. Das Schweigen ward nur von dem Säuseln der Bäume und dem Zwitschern der Vögel unterbrochen. Wir folgten unserem schweigsamen Führer, schweigsam gleich ihm. Denn beseligender Naturgenuß liebt nicht Worte. Nur wenn ein gar malerisches Plätzchen mit bemoosten Felsblöcken oder eine seltene Blume sich zeigte, ward das Schweigen gelöst. Doch auf einmal schlug Hufschlag an unser Ohr, — wir lauschten. Hoch zu Pferde ritten drei blühende Damen daher, deren Schleier im Morgenwinde flogen. Zwei Herren folgten. Es waren

Gäste aus Nürnberg, die schon vier Wochen in Ratzes weilten und von ihrem einsamen Standorte Ausflüge nach allen Richtungen unternahmen.

„Wohin reitet diese Herrschaft?“ fragten wir den Führer.

„Auf den Schlern“, erwiderte er und setzte bei: „Da oben, wenn sie über den „Gröben“ gehen müssen, wird das Frauenvolk saure Gesichter machen. Wissen Sie, dort geht's eine Strecke lang schwindlig her und ihre Handschuhe werden gewiß an den Steinen zerrissen“. Dem guten Manne schienen die schönen Handschuhe sehr am Herzen zu liegen, denn wiederholt kam er auf dieselben zurück. „Dann“, fuhr er fort, „geht's aber gleich wieder besser und oben auf der Höhe ist eine Ebene, daß man darauf tanzen könnte. Früher haben auch die Hexen immer auf dem Schlern getanzt und Wetter gemacht.“

„Es werden viele Fremde in diese wundersame Gegend kommen und die Seiser Alm und den Schlern besteigen?“ fragte mein Begleiter.

„Freilich, im Sommer, wenn's oben blüht, kommen Herren aus allen Ländern, um Kräuter zu suchen. Gerade jetzt sind zwei Herren aus Leipzig droben. Sie sind schon vor vierzehn Tagen angekommen.“ Nun erzählte er uns, daß er im Sommer meist vollauf zu thun habe und alle Fremden nicht zu führen vermöge.

„Nun, da werdet Ihr gut bezahlt werden und ein Heidengeld verdienen?“ forschte der Genosse.

„Ja, ich muß Gott danken", anwortete Jakob. „Viele Herren sind gut und geben mehr, als ich verdiene. Am besten hat mich aber ein Fremder bezahlt, der ein vielfärbiges Gewand hatte. Es war ganz aus verschiedenen Flecken zusammengenäht. Er war aus Polen und wollte die ganze Alm sehen. Da nahm er mich als Führer auf und ich mußte ihm auch einen Korb mit Lebensmitteln tragen. Drei Tage brauchten wir, um die Alm ganz abzugehen, und rasteten nie, außer beim Essen und bei der Nacht. Am frühen Morgen waren wir immer auf den Füßen. Das war aber ein feiner Herr und ein feines Leben da oben auf der Alm! Wissen Sie, es geht einem ordentlich das Herz auf, wenn man da oben ist, denn eine solche Alm gibt's auf Gottes weiter Welt sonst nirgends. Und dazu hatten wir genug zu essen und zu trinken. Und bezahlt hat er mich! Sackermordio, so etwas ist mir nie begegnet. Am vierten Morgen wollte er von mir, ich sollte ihn nach Fassa führen. Da sagte ich: „Mein lieber Herr, ich thät's gerne, kann's aber nit. Denn überm Berg drüben kenn' ich weder Weg, noch Steg und ich will niemanden schlecht führen, denn die Zeit und die Füße sind beim Gehen kostbar." Er wollte aber nicht nachgeben und ich gab auch nicht nach. Da sagte er endlich: „Dann sag' halt, Jaggl, was ich dir zahlen soll, und verlange nicht zu wenig, denn ich bin mit dir sehr zufrieden." Da dacht' ich mir: „Jetzt, Jaggl was sollst verlangen? Zehn Gulden sind ihm gewiß zu wenig und zwanzig Gulden sind

doch zu viel.“ Als er aber wieder mir zusprach, ich solle nur ordentlich verlangen, aufs Geld komme es ihm nicht an, nahm ich „mein Herz aus den Hosen“ und sagte: „Sind zwanzig Gulden „epper“ nit zu viel?“

„Du Narr, schnauzte er mich an, „was denkst du? Kannst nicht mehr verlangen?“ und gab mir dreißig Gulden — und alle drei Tage hat er mich „ganz verzehrt“, daß es eine Lust war. Denken Sie, drei Tage lang hat er mich ganz verzehrt und noch dreißig Gulden! Er hat gesagt, er werde jedes Jahr kommen — so hat es ihm auf der Alm gefallen, — aber jetzt ist es schon das vierte Jahr und er hat sich nie mehr sehen lassen. Vielleicht kommt er doch heuer!“ schloß Jakob mit sehnsüchtiger Hoffnung. Als er die Erzählung von seiner Wanderung mit dem polnischen Polyphem vollendet hatte, wurden die Bäume seltener und bald begannen die grünen Matten. Ein leiser Nordostwind trug uns die würzigsten Düfte entgegen, Düfte, wie sie nur die Seiser Alpe beim Vollstande ihrer reichen Flora gewähren kann. Wir hatten den richtigen Zeitpunkt getroffen, denn jetzt strahlte die weite, hügelige Wiesenfläche in voller Blüthe. Ein unübersehbarer bunter Blumenteppich, noch unversehrt von der Sense des Mähers, lag weitgebreitet vor unseren Blicken, im Osten umstarrt von den wechselreichen Steilwänden riesiger Dolomite. Wären wir um eine Woche später gekommen, hätten wir auf der Alm das bewegteste, lustigste Leben gefunden, allein der unbeschreibliche Blumenschmuck hätte nicht mehr

mit vollster Pracht diese Fläche verschönt. Denn am Magdalenen-Tage (22. Juli) ziehen die Mäher aus und es beginnt das wochenlange „Heuen“, dem selbst die reizendsten Kinder der Flora zum Opfer fallen müssen.

Noch aber bildete die weite Hochfläche eine reichgestickte Blumendecke mit üppigem Schmelz und berauschendem Dufte. Die braunrothe Brunelle, die rosige Gymnadenia, das goldgelbe Fingerkraut, das heilkräftige Wolverlei, zierliche Arten von Pedicularis, die flammende Bartglocke und viele andere bekannte Blumen der Alpenwelt blühten ringsum in seltener Fülle und Pracht. Auch die weiße Ranunkel, die blaue Fransenblume und die Berg-Anemone zeigten sich als Spätlinge noch an manchen Stellen, während zwischen Gebüschen die Feuerlilie brannte und die zierliche weiße Simse im Schatten nickte. An den Hügelwellen glühten im reichsten Blüthenschmucke ganze Buschwälder des Rhododendron, der sogenannten Alpenrose, und wieder kamen uns bei dieser niegesehenen Alpenrosenfülle die alten Verse von Laurins Rosengarten:

„in mohte niht belangen,
swer in solte sehen an,
der muoste al sîn trûren lân;
vil wünne an dem garten lac:
die rôsen gâben süezen smac
unde dar zuo liehten schîn.“

in die Erinnerung. Ja, wer sollte hier auf dieser lachenden Hochfläche, umweht von süßesten Düften,

nicht der Alltagssorgen vergessen und sein Trauern lassen! Dieser riesige, unvergleichliche Blumengarten mißt nicht weniger als 15 bis 16 Stunden im Umfange und hat 9600 Tagmahd Wiesgründe. Die hügelige Fläche ist mit 70 Sennhütten und mit 400 Heustädeln besät. Und welch' Leben entwickelt sich hier, wenn das Mahd beginnt und hunderte von Mähern und Mäherinnen unter Singen, Jauchzen und Jodeln der würzigen Arbeit obliegen! Auf das lustige Leben auf der Seiser Alpe freuen sich die Arbeiter in der Tiefe das lange Jahr hindurch. Mit Vergnügen erinnerte ich mich, wie ich vor mehreren Jahren einige Tage zur Zeit des „Mahd's" hier in einer Schwaige verlebte. War das Tagewerk vollendet, kamen die lustigen Schaaren singend und jauchzend zur Herberge. Die Abendkost wurde bei Scherz und Witz eingenommen, dann wurde der obligate Rosenkranz in üblicher Weise gebetet, welche fromme Uebung den rüstigen Knechten und Dirnen langweilig scheinen mußte, denn schläfriges Gemurmel und unbeschreibliches Gähnen überwog das ernste Beten.

Kaum war aber dieser officielle Schluß des Tagewerkes vollendet, als neues Leben in die trägen Beter gefahren schien. Um die Wette sprangen sie auf, statt des dumpfen Gemurmels erscholl heitere Rede und lautes Gelächter. Die einen thaten sich zusammen, um zu „zwicken" oder einen „Barlogger" zu spielen, die anderen tanzten und walzten zum Klange einer verstimmten Zither. Zwischendrein klangen Jodler und

Juchezer, kurz, es herrschte nach des Tages Mühen das heiterste Leben und Treiben. „Geht's da nit lustig her, wie im Roßhimmel oben?“ fragte mich ein älterer Mäher, der seelenvergnügt dem „Walzen“ zusah und der schönen Zeiten denken mochte, wo er selbst eine Almschöne im rasenden Wirbel gedreht. Endlich begab man sich zu Bette, das heißt auf's Heu. Eine alte Laterne leuchtete vor, ihrem matten Scheine folgte der lange Zug zum Heulager. Auf der einen Seite des Stadels legten sich die Weiber zur Ruhe, auf der anderen die Männer. Das Licht ward ausgelöscht. „Gute Nacht!“ klang es hin und wieder. Jedoch sollte die Ruhe noch lange nicht einkehren. Bald erscholl ein Rufen und Schreien im jenseitigen Lager, denn Bursche hatten sich hinübergeschlichen, um die Schönen zu necken. Das Licht wurde wieder angezündet, allein die Schleicher — waren indessen schon wieder an ihren Schlafstätten. Allgemeines Gelächter! — Diese Scene wiederholte sich öfters. Als man endlich dieses Scherzes müde war, begannen lustige Bursche Bälle aus Heu zu machen und sie auf die Schläferinnen zu schleudern. Neues Leben zog ins jenseitige schweigende Revier. Rasch entschlossen nahmen die Amazonen den Kampf auf und überschütteten uns mit einem Hagel von Heugeschossen. Bälle flogen hin und her, Gekicher und Geschrei, Fluchen und Lachen scholl wirr durch einander. Endlich mahnten die sinkenden Gestirne auch unsere Helden zum Schlummer und friedliches Schweigen

oder behagliches Schnarchen herrschte in des Stadels weiten Hallen, bis man früh Morgens unter Scherz und Spaß, unter Sang und Klang wieder auf die duftenden, thaunassen Matten auszog.

Am bewegtesten geht es aber in der letzten Woche des Mahdes zu, denn das Ende krönt auch hier das Werk. Wer das lustige Leben auf einer Alm kennen lernen will, der soll die Seiser Alpe im August besuchen, wer aber dieselbe im vollen, unbeschreiblichen Schmuck ihrer Flora sehen und bewundern will, der steige Mitte Juli in diesen vom Dolmitenzaune umhegten Zaubergarten empor!

Wir wanderten diesmal quer über den weiten buntgestickten Blumenteppich und bestiegen den rühmenswerthen Puflatsch, den nördlichsten und höchsten Vorsprung der Alpe, „der zugleich der Eckpfeiler des nördlichen und des westlichen Steilabfalles ist". Von dieser Stufe aus überblickt man am besten die flachhügelige Hochfläche der Alm. Weitgedehnt strecken sich die saftgrünen Wiesen im üppigsten Schmelze, bedeckt mit Sennhütten und Heustädeln. Ihr Reiz ist gehoben durch die grotesken Formen der Dolomitriesen, die im Osten dies Bergparadies wie eherne Mauern und Thürme umstarren. Der Rosengarten, der doppelzackige Schlern, der Plattkofel und der Langkofel wetteifern an mächtiger Schönheit. Im Nordosten schimmern die Zillerthaler und Duxer Gletscher, im Norden die Stubaier Alpen und im Westen tauchen riesige Häupter der Ortles-Gruppe empor. Vor uns zu Füßen liegt

Pufels und jenseits der Grödner Thalschlucht lachen die sonnigen Hänge von Laien mit der alten St. Peters-Kirche, auch das feinlinige, wald- und felderreiche Rittner Gebirge breitet sich, belebt von fünf Ortschaften, vor unseren Blicken aus. Wir begaben uns vom Belvedere des ersten Wetterkreuzes zu dem andern Wetterkreuze, wo man in das Grödner Thal und auf das Dorf St. Christina niederblickt, westlich liegt aber das stattliche Kastelrutt einem dergestalt zu Füßen, daß einen die thörichte Lust anwandeln möchte, mitten auf den Kirchplatz hinunterzuspringen.

Da liegt die Bergwelt von ewigen Gletschern und riesigen Dolomiten bis zu schattigen Thalschluchten und sammtgrünen Matten vor den überraschten Augen! Kein Wunder, wenn man auf diesem Berge der Verklärung sich Hütten bauen und sommerlang hier wohnen möchte, bis das klingelnde, bekränzte Almvieh niederwärts zieht.

Ist der Freund der Natur von den Schönheiten und dem Blumenschmucke der Seiser Alpe hingerissen, so schwärmt der Bauer und Oekonom für den Grasnutzen dieser wundersamen Fläche. Der alte „Tiroler Landreim", der die Vorzüge und Merkwürdigkeiten unseres Landes besingt, sagt:

„Seyser Albm, die tregt vil Hei"

und vertritt damit ganz die Prosa der Kastelrutter Bauern. Wie hoch aber diese seit Jahrhunderten den Besitz dieser ausgedehnten Alm schätzen, zeigen die in rothen Sammt gebundenen, auf Pergament geschriebenen

„Almrechte“, welche von jedem Landesfürsten bestätigt wurden und nun im Archiv zu Kastelrutt ruhen.

Wie oft ließen sich die um den Besitz der Alm ängstlich besorgten Bauern ihre diesbezüglichen Rechte „vernewern“, bestätigen und besiegeln! — Die älteste Aufzeichnung vom Jahre 1593 führt den Titel: „Das seint die albenrecht, als das comain und die alten gedenken“. Den letzten Bestätigungsbrief gab Kaiser Franz II. am 9. November 1792.

Nachdem wir die Herrlichkeit der Alm und der Alpenwelt lange genossen, stiegen wir zwischen Rhododendron-Gehägen zu einer Schwaige nieder, wo wir einen bescheidenen Imbiß nahmen. Neugestärkt wanderten wir nach kurzem Aufenthalte durch dünnen Wald an einer Steilhalde zum Pufler Bache hinab, der durch die enge Waldschlucht lustig rauschend niederstürzt, um in den Grödner Bach zu münden. Zur Linken auf grüner Höhe liegt das Dorf Pufels, in der Grödner Sprache Bulla genannt, von dem Thal und Bach den Namen führen.

Es bietet dieses Bergdörflein mit seinen weißgetünchten Häusern und dem rothkuppeligen Kirchthurme ein gar freundliches Bild in der Bergeinsamkeit. Die Hof- und Flurnamen sind hier durchaus romanisch, wie auch die Bewohner die Grödner Sprache sprechen. Wir befinden uns schon auf romanischem Gebiete. Die Kirche ist dem hl. Leonhard geweiht, was uns beweist, daß hier schon ein alter Saumweg geführt

habe. Denn nur an Straßen und sehr besuchten Saumpfaden findet man Kirchen dieses Heiligen, der als Patron der Reisenden verehrt wurde. Daß Pufels sich eines hohen Alters erfreut, ergibt sich aus Meinharts Urbaren, in denen „Pufels" schon genannt ist. Vor wenigen Decennien noch waren die Bewohner dieser Gemeinde wegen ihres Wohlstandes und ihrer Redlichkeit so bekannt, daß bei Geldanleihen oder Käufen von ihnen keine Bürgschaft verlangt wurde. Die Versicherung des unbekannten Käufers: „Po se son da Bulla" genügte, ihm Credit zu verschaffen. Die Viehzucht gab dem genügsamen Volke reiches Erträgniß und Wohlstand und daraus erklärt es sich, daß die Pufelser unter allen Grödnern zuletzt in dem Bilderschnitzen einen Erwerbszweig suchten. Ein ziemlich guter Bergweg führte sonst am rauschenden, über Stein und Felsen springenden Bache entlang, in 1½ Stunden ins Hauptthal von Gröden nieder. Wir genossen aber nicht das Glück, gebahnte Pfade zu wandeln, denn das gestrige Hochgewitter hatte den Weg theilweise zerstört und drei Brücken fortgerissen. Der Genuß dieses romantischen Waldthales war auf diese Weise uns arg verkümmert, denn wir konnten uns nicht am Anblicke der dunkeln Waldhänge oder niederrieselnder Cascaden erfreuen, sondern mußten ängstlich nach Stellen suchen, um den Bach zu übersetzen oder durchs Gestrüppe zu dringen. Selbst der Galgenhumor unseres Jaggl vermochte nicht, die Wanderung an unwegsamen Stellen zu würzen.

Endlich hatten wir die Thalsohle und die gute, seit 1856 eröffnete Straße erreicht.

In einer halben Stunde hätten wir nach St. Ulrich oder Urtisei, dem durch seine Schnitzindustrie bekannten Hauptorte dieses ladinischen Thales, gelangen können, uns zog aber für heute weder die mit Malknechts Statuen geschmückte Kirche, noch die sehenswerthe Holzschnitzwaarenniederlage des Herrn Burger an, sondern wir sehnten uns zurück nach dem melodischen Rauschen des Eisack und nach dem Anblicke der stolzragenden Sabiona. Den wildschäumenden Bach entlang wanderten wir thalaus. Es ist ein gar reizender Weg durch die waldesdunkle, an malerischen Partien reiche Thalschlucht. Hier stürzt ein Schaumquell von buschiger Höhe, dort ragen bemooste Felsen, am großartigsten droht aber ein schauerlicher Felsabsturz, an dem losgerissene riesige Felsblöcke über einander lagern, des Momentes gewärtig, in den stürmenden Bach niederzubrechen. Liebliche Einödhöfe mit Obstängern und einsame Mühlen liegen da und dort an Stellen, wo sich die Thalenge etwas weitet. Nach zwei Stunden Weges verengt sich das Thal dergestalt, daß nur Bach und Straße den nöthigen Raum finden, und alsbald standen wir am Zollgitter von Waidbruck, das den Eingang in das ladinische Grödner Thal bewacht.

19.

## Völs.

In stiller Bucht, am rechten Ufer des Eisacks, liegt Atzwang, das kleine Dörflein mit dem geräumigen Gasthause. Hinter diesem steigen Weinberge und ragen minaretähnliche Cypressen empor. Feigenbäume breiten ihre dunkellaubigen Aeste über graue Mauern und eine große Orangerie schmückt dies eng umrahmte, südliche Landschaftsbild. Als der längst im Herrn entschlafene Atzo hier den Boden urbar machte, dachte er wohl nicht an Cypressen und Citronenbäume. Wiese und Kornfeld mochte dem alten Germanen genügen, als er da seine bescheidene Hütte aufschlug. Aus dem Walde der Steineichen, der den Berg bekleidete, holte er sich den Braten für sein Mahl und der vorüberrauschende Isarcus bot ihm Fische genug. Es mochte auf diesem Gehöfte des Atzo einst ein recht einsames Stillleben, unterbrochen von Jagd- und Fischweide geherrscht haben. Als aber der Kunterweg gebaut war, schwang sich Atzwang zu Bedeutung auf, denn es war eine Hauptherberge für die durch das Eisackthal Fahrenden. Aus dem Gehöfte erwuchs eine kleine Gemeinde mit

vielbesuchten Gasthäusern. Wer, ehe die Brenner-Bahn erbaut war, diesen Weg zog, fand meist vor dem Posthause eine ganze Wagenburg stehen und es war manchmal schwer, in der weiten Stube einen Platz nur zum Stehen zu finden. Nun ist all dies bewegte Leben aus der Periode der Eilwägen und Omnibusse verschwunden und das ehemals vielumworbene Atzwang ist still und öde geworden. Der melodisch rauschende Eisack und an heißen Sommertagen das Geschmetter der zahlreichen Cicaden bringen Klang und Leben in diese sonst schweigende Stätte. In neuester Zeit nehmen aber daselbst nicht ungerne Touristen, besonders Landschaftsmaler, ihre Wohnung und bringen bewegteres Leben; denn Atzwang ist zu einem Standorte für solche Wanderer bestens geeignet. Von hier aus führen Wege nach Völs, Kastelrutt und dem romantischen Wildbade Ratzes, nach den wonnigen Höhen von Ritten und Ober-Bozen, oder nach dem alten Barbian und dem burgenreichen Villanders. Kurz, am rechten und linken Flußufer locken lohnende Gebirgspartien, geschmückt mit uralten Ortschaften und Bauten und historischen Erinnerungen, und wer das industrielle Gröden oder das sehenswerthe Eggenthal besuchen will, kann diese Thäler in kurzer Zeit erreichen.

Eine gedeckte Holzbrücke uralter Struktur, wie deren im untern Eisack-Thale öfters vorkommen, führt über den tosenden Fluß ans linke Ufer. Ein Weg steigt durch Wald und Feld empor. Weinberge und Föhrenwälder sind hier nahe an einander gerückt.

Gelbe Kürbisse prahlen an den Mauern und die Aecker stehen in vollster Blüthe des Heidekorns. Ein eigenthümlicher Duft schwängert die Luft dieser Höhen, wenn die „Plentenfelder“ blühen, und tausende von Bienen diese honigreichen Blüthen umschwärmen. Bei dem Anstiege am Völser Riede genießt man immer die schöne Aussicht auf das lachende Rittner Gebirge und immer vernimmt man das Rauschen des Flusses aus tiefer Thalschlucht. Nach einer drei Viertelstunden langen Wanderung erblickt man rechts auf einem Felskopfe die graue St. Peters-Kirche, das alte Heiligthum von Völs, das wohl an die Stelle einer dem Donar geweihten Opferstätte getreten ist und an der Stelle der ältesten Pfarrkirche steht. Bald ragt auch der Pfarrkirchthurm mit seiner rothen Kuppel empor und frischeren Muthes steigt man die Wiesen hinan, um Völs, das alte Velis zu erreichen. Die Cicaden des Thales sind verstummt, dagegen zirpen die Heuschrecken im Grase. Wer von hier den kürzesten Weg einschlägt, der steigt über eine Treppe zur Kirche empor, einem gothischen Baue des 15. Jahrhunderts. An den zwei Portalen derselben sieht man die Wappen des berühmten Geschlechtes Völs-Colonna. Das eigentliche Dorf, 2675 Fuß über der Meeresfläche, besteht aus soliden Häusern, die nach Art einer Stadt zusammengebaut sind. Auf der Südseite befindet sich noch ein festes Thor, welches ehemals geschlossen werden konnte, obwohl es zur Einfahrt in das Dorf diente. Daraus kann man mit Sicherheit folgeru, daß Völs kein ge-

wöhnliches offenes Dorf, sondern ein geschlossener Markt gewesen sei. Das Alter unseres Dorfes bezeugt der Umstand, daß Velis schon im 10. Jahrhundert eine Pfarre besaß. Die alte St. Peters-Kirche, welche eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt auf einem runden Hügel ragt, war die frühere Pfarrkirche. Mit feinem Sinne haben die alten Völser ihr Heiligthum auf den Punkt hingebaut, von dem man Höhe und Thal beherrscht. Ein wundersames Landschaftsbild, das Staffler als Muster einer romantischen Berggegend bezeichnet, entrollt sich vor den Blicken. Zu Füßen die tiefe Schlucht des Thales, durchschäumt vom wogenden Eisack. Am rechten Flußufer das prangende Rittner-Gelände mit seinen zahlreichen Ortschaften und Kirchen, mit seinen Phorphirgebirgen und Waldschluchten und den Sandpyramyden des Finsterbach-Thales. Noch bunter und reicher ist das Bild der Linken. „Höhen, Tiefen und Flächen, Felsgruppen und Bergvorsprünge, Saaten, Wiesen und Wald, Dörfer und Meierhöfe, Kirchen, Schlösser und Schloßruinen, alle diese Gegenstände in mäßiger Entfernung spielen hier unter einander in üppiger Fülle, und der majestätische Schlern im Hintergrunde bildet würdevoll den Schluß," berichtet Staffler. Der hochverdiente Statistiker vergaß aber die Cyklopenmauer der Mendel und den herrlichen Tschaffon u. A. zu nennen.

Abends saß ich lange auf dem Balkone ob dem Völser Thore. Vor mir lag das wonnesame Bild der Gegend im geschlossenen Halbkreise. Mir gegenüber

ragte auf bebuschtem Hügel, jenseits der Schlucht des Schlern-Baches, das gewaltige, thürmereiche Schloß Pröfels, eine der größten und schönsten Burgen Tirols, das Ziel meiner Sehnsucht. Links davon in dunkler, baumschattiger Bucht ruhte das Dörflein Umes zu Füßen des Tschaffonberges, der sein mächtiges Dolomithorn in den tiefblauen Himmel streckte, in der Nähe die Ruine des Schlosses Schenkenberg mit dem schönen Wartthurme, weiter zur Linken, in nächster Nähe, das alte Kirchlein von Ober-Völs, umgeben von riesigen Nußbäumen und Linden und idyllischen Gehöften. Unmittelbar vor mir lagen ein duftender Garten und gutbestellte Aecker und Wiesen. Durch die Abendstille klangen aber die silberhellen Stimmen der Lieder singenden Dorfjugend. Ich dachte mir aber bei dem Anblicke des wundervollen Bildes, angehaucht von milder, weicher, würziger Alpenluft: die Herren von Völs-Colonna, die Ritter von Kühbach und die Edlen von Schenkenberg hatten, ohne Aesthetik studiert zu haben, dennoch den besten Geschmack, als sie hier ihre Sitze aufschlugen und sich nicht durch die Lockungen und Bequemlichkeiten des Thales, selbst durch die Anziehungskraft des handelsreichen Bozen von dem reizenden, schönheitstrahlenden Gebirge niederziehen ließen. Die Anmuth, Schönheit und Großartigkeit der Gegend wissen aber auch heute noch die gebildetsten Herren und Frauen von Bozen zu würdigen und steigen gerne herauf in die Herrlichkeit von Völs, um sich süßer Landluft zu erfreuen. Ja, der unbeschreibliche

Zauber dieser Landschaft hat in neuester Zeit einen Herrn im fernsten Osten dergestalt umstrickt, daß er hier die mächtige Pröselburg erwarb und sich aus dem üppigen Japan hieher sehnt nach den frischgrünen Feldern und dunkeln Buschhügeln, nach den schattigen Steilschluchten und den glühenden Dolomithäuptern des Völser Gebietes.

Am folgenden Morgen stiegen wir zu dem eine halbe Stunde entfernten Edelsitze Zimmerlehen, der zur Gemeinde Ober-Völs gehört und sich herrlicher Lage erfreut, empor. Noch grünt vor dem Bau die riesige Schloßlinde, aber das Schlößlein ist traurigem Schicksale anheimgefallen. Ob dem Thore, das in den geräumigen Hof führt, prangt das Kühbach'sche und das Colonna'sche Wappen. Links im Hofe steht die Capelle, deren alter Altar mit 36 Emailbildern aus Nürnberg geschmückt ist, die das Leben und Leiden sowie die Verherrlichung des Erlösers darstellen. Haben sie auch keinen Kunstwerth, so werden sie doch von Antiquaren hochgehalten und hohe Preise sollen dafür geboten worden sein. Auch das Wappenbild in einem Fenster wurde oft zu kaufen gewünscht, allein der jetzige Besitzer, ein alter Bauer, widersteht allen derartigen Lockungen wandernder Unterhändler und spricht: „Was da ist, muß da bleiben."

Hätten mehrere Besitzer von Alterthümern sich solcher Energie erfreut, so wäre unser Bergland an Antiquitäten und Kunstwerken noch reicher. Von der Capelle, die 1587 vollendet worden, führt ein zierliche

Wendeltreppe in die ehemalige Pfaffenwohnung empor, wo sehr primitive Wandgemälde Jagdscenen in naivster Weise darstellen. Besonders stimmt die Elephantenjagd zur heitersten Laune. Das Hauptgebäude steht aber zur Rechten des Hofes, der Capelle gegenüber, und zeigt große getäfelte Räume, die noch wohl erhalten sind. Zimmerlehen auf der wiesigen Anhöhe mit schöner Aussicht mußte ein höchst angenehmer Sommeraufenthalt für die Ritter von Kühbach, deren Stammburg bei Bozen gestanden, gewesen sein.

Aus dem verfallenden Jagdschlosse traten wir wieder ins Freie und wanderten am Hofe Afiol vorbei, eine kleine Wiesenmulde entlang, durch die in ältesten Zeiten die Straße von Völs nach Seis und Kastelrutt geführt haben soll. Thatsache ist, daß am Raine dieses Thälchens vor nicht langer Zeit viele römische Aschenkrüge ausgegraben worden sind. Alterthumsforscher können nur wünschen, daß hier weiter „geschürft" werde. Erfreuliche Resultate würden Auslage und Arbeit lohnen.

Quer durch den anstoßenden Acker wanderten wir nach einem etwas höher gelegenen Vorsprung, der wegen seines reichen Panorama's scherzweise der „Völser-Rigi" genannt wird. Ohne steigen und die Lunge anstrengen zu müssen, gewinnt man hier eine bezaubernde, überaus wechselreiche Aussicht. Vor Einem starren die Riesenthürme des Schlern, daran reiht sich Puflatsch, die Krone der Seiser Alpe, und die Wand der den Laienern gehörigen Raschötzer Alpe.

In derselben Höhe unseres Standpunktes schimmern die sammtgrünen Matten von Seis mit der alten Virgilius-Kirche, während der Hauensteiner und Salegger Wald gar düster sich um den Fuß des Schlern gürtet, aus dem die Ruine Salegg hervorgraut. Vom rechten Eisack-Ufer grüßt uns der weidenreiche Latzfonser Berg mit den Wiesenhöhen von Garn, es grüßen die alten Gemeinden Villanders, Barbian, Sauders (ehemals Suders) und die zahlreichen Ortschaften des Rittener-Gebirges: Lengstein, Mittelberg, Klobenstein, Siffian, Unter-Inn u. a. Zwischendrein ragen von Waldhügeln oder lauschen in Thalschluchten uralte Capellen, wie St. Verena, St. Ottilia und die gothische Kirche von Saubach. Gegen Süden starrt die Dolomitmauer der Mendel, hinter welcher Sulzberggletscher ihre eisigen Häupter erheben. Das Jochgrimm und das Schwarzhorn, der Kollerer Berg, das Horn des Tschaffon und andere Berge ziehen weiter den Zauberkreis. Und welch ein Wechsel von zahllosen Hügeln und Höhen, Schluchten und Waldthälern! Und wohin der Blick in die Runde kreist, ein Bild ist fesselnder und bestrickender als das andere, und vom entzückenden Schauen müde, sagt man endlich der Höhe ein dankbares „Lebewohl!“

Wir schlugen einen einsamen Waldpfad ein und fanden einige halbversumpfte Teiche, auf deren Wasserspiegel die weißen Seerosen in seltsamer Fülle schwebten. Unferne dem letzten „Weiher“ ruht auf moosigem Waldgrunde der sogenannte „Heidenstein“. Drei riesige

Felsblöcke sind in Hufeisenform gestellt, so daß man in diese Halle bequem treten kann. Im Innersten derselben steht wie ein Altar ein kleinerer Stein. Das Volk meidet mit abergläubischer Furcht abends diese Stätte und erzählt allerlei Spuck von diesem unheimlichen Orte. Kein Wunder, denn Irrlichter zeigen sich oft auf den nahen Mooren und das Volk erblickt in ihnen umgehende Geister. Nicht ferne dieser gefürchteten Stätte liegt im grünen Walde ein kühler Keller, ein beliebter Unterhaltungsort der Sommerfrischler. Weiche Moosbänke laden zur Rast im Fichtenschatten. Findet hier ein weiteres Stelldichein von Gästen statt, so wird eine alte Karthaune gelöst, deren Donner den Wiederhall an Felswänden weckt, der durch die Thalschluchten rollt und den Freunden auf dem jenseitigen Ritten das Symposion im stillen Walde verkündet. Oft steigen aber hier im Abenddunkel blitzende Raketen, Feuergarben sprühen und der Waldgrund strahlt in bengalischem Feuer. Ein märchenhafter Anblick. Unter Sang und Klang zieht man dann durch's Waldesdüster nach dem heimatlichen Völs zurück und freut sich der schnell entflohenen, schönen Stunden. Habe ich bisher von den Schönheiten und Anziehungsmitteln des alten Velis berichtet, so muß ich jetzt eine bedenkliche Schattenseite, die in neuester Zeit sich immer fühlbarer machte, berühren. Seit fünfzehn Jahren nimmt die Seelenzahl mehr und mehr ab. Die Folge davon ist, daß es an Arbeitskräften für Aecker und Wiese fehlt und daß der Bauer sein Feld mit fremden Kräften, meist aus

dem wälschen Fassa bestellen muß. Da dadurch bedeutende Geldsummen in die Fremde fließen, so sinkt der Wohlstand der einst reichen Gemeinde in traurigem Grade. Nur jene Bauern, die ihr Hauswesen mit eigenen Kindern besorgen können, erhalten ihre Wirthschaft auf ehemaliger Stufe, ja schwingen sich zu einem Glanze empor.

Es leuchtete ein wolkenloser Augustmorgen und das vielthürmige Pröfels auf dem hellgrünen Bergvorsprung blickte so lockend über die dunkle Thalschlucht des Schlern-Baches. Welcher Wanderer, der für alte Bauten Sinn und Verständniß hat, könnte der Anziehungskraft der ausgedehnten, prächtigen Halbruine Pröfels widerstehen? Wir stiegen auf jähem Pflasterwege zwischen Weinbergen und Wiesen nieder zum schäumenden Schlern-Bache, der sich ein tiefes Rinnsal gegraben, und wandelten durch kühlen Wald hinan zum Buschhügel, auf dem Pröfels so majestätisch thront. Ueber eine Wiese führt der Weg von der Südseite zur großartigen Burg. Schon das Thor zeugt von ihrer Herrlichkeit. Durch den ehemaligen Graben, der nun in einen Hof verwandelt und mit Nußbäumen und Reben bepflanzt ist, kommt man zum eigentlichen Schloßhofe, der ein gar malerisches Bild alter Herrlichkeit bietet. Da erblickt man einen halbzerfallenen Corridor im Spitzbogenstyle. Wie leicht und zierlich sind die schlanken Säulchen aus feinem rothem Sandsteine gemeißelt; Bruchstücke alter Fresken beleben die Mauerflächen; unter vier Bildern, die

Ritter darstellen, ist eines noch wohl erhalten. Es stellt den Tafelrunder Wigalois mit dem Rade dar. Hochaufgeschossene Bäume und Gesträuche wuchern im engen Raume, aus dem schöne Wendeltreppen aus weißem Sandsteine in die Kemenaten und Säle emporführen. Ist der ehemalige Prachtbau auch verwahrlost, ja theilweise verfallen, so begegnen wir überall Zeugen untergegangenen Prunkes. Hier sind nicht enge, dunkle, dumpfe Gemächer, wie meist in anderen Burgen, sondern größtentheils helle, weite Räume. In einem Zimmer stellen halbverwischte Fresken Bilder aus Ovids „Verwandlungen" z. B. den Raub der Europa, Orpheus, den bezaubernden Sänger, den sich in der Quelle bewundernden Narziß, Piramus und Thisbe, Diana und Calisto dar.

In einem großen Saale sind auf einer Tafel die jährlichen Jagdbeuten verzeichnet. Und aus den großen Fenstern genießt man nach drei Seiten herrliche Aussicht, die hehrste und beste aber von dem hohen Thurme, der wie ein Riese über den kleineren Thürmchen aufragt. Dies Prachtjuwel tirolischer Burgen wurde von den Herren von Völs, einem Zweige des römischen Geschlechtes Colonna, erbaut; seine weite Ausdehnung, die neuen Umfassungsmauern und die Prunkgemächer rühren aber meist von Leonhard I. her, dessen Wappen und Namen mit der Jahreszahl 1518 wir auf dem schönen Burgthore finden. Er war einer der mächtigsten und einflußreichsten Herren in Tirol und Landeshauptmann, wie seine Erben Leonhard II. und

Hans Jakob. Welcher Blüthe und Pracht mochte sich im 16. Jahrhundert diese Burg erfreut haben! Das reiche Archiv, die kunstvollen Möbel und Geräthe und die mit kostbaren Waffen und Rüstungen aller Art ausgestattete „Eisenkammer“ gaben noch in diesem Jahrhundert beredtes Zeugniß von dem ehemaligen Reichthume dieser Burg. Nach dem Erlöschen des berühmten Geschlechtes 1804 kamen aber schwere Zeiten über das Castell der Freiherren von Völs. In den Dreißiger und Vierziger Jahren wurde das berühmte Schloß theilweise demolirt und geplündert. Knaben, die Vogelleimtaschen wünschten, lichteten die Schränke des Archivs. Bauern, die Eisen brauchten, sandten den Schmied in die Rüstkammer, um Waffen zu holen, und wer bauen wollte, führte Quadersteine und Sandsteinstufen von Prösels weg. „Kommen Sie doch mit mir und schauen Sie meine Stube an“, sprach mein Führer, ein Schuster in Völs, 1871 zu mir. Ich folgte seiner freundlichen Einladung und trat in seine Werkstätte. Sogleich fiel mir ein alter, werthvoller „Kachelofen“ mit Bildern auf. „Ah, der ist schön!“ rief ich aus. „Ja, mir ist schon viel Geld dafür geboten worden, aber ich gebe ihn nicht her“, erwiderte der Schuster. „Aber“, fragte ich, „woher haben Sie diesen Prachtofen? Er ist nicht immer hier gestanden, denn er ist für's Stübchen zu groß.“

„Ja, wissen Sie, mein Herr,“ antwortete er, „den habe ich erst eingesetzt. Ich habe ihn aus dem Prösler

Schloß geholt. Ist recht schön. Finden Sie sonst nichts, was Ihnen gefällt?"

Ich sah mich um und erblickte um Thüren und Fenster kostbares, eingelegtes Getäfelwerk und sprach meinen Beifall dazu aus. „Und woher haben Sie dies gebracht?"

„Aus dem Prösler Schloß", klang die lakonische Antwort und der Schuster setzte bei: „Wissen Sie, dort konnte Jeder nehmen, was er wollte, und ich habe halt nur diese Stücke retten können, weil ich zu spät gekommen bin und fast Alles schon fort war."

Ich erinnerte mich dabei an ein anderes Begegniß. In einem Landhause des Inn-Thals zeigte mir der kunstsinnige Besitzer unter anderen Kunstwerken zwei Apostelstatuetten, die jedenfalls zu den besseren Resten altdeutscher Kunst in unserem Lande zu zählen sind. Ich fragte, wo er sie erworben habe. Nun erzählte der Besitzer, er sei in das Schloß N. gekommen und habe dort alle Merkwürdigkeiten besichtigt. Der sogenannte Castellan habe ihm diese Statuetten gezeigt und gesagt: „Früher waren alle zwölf Apostel hier, sie sind aber bis auf diese zwei gestohlen worden." Er habe nun den Schloßwart bei Seite zu bringen gewußt und habe diese zwei Bildnisse eingeschoben und nach Hause gebracht. „Sehen Sie," schloß der Rechtskundige seinen Bericht, „so ist es mir gelungen, wenigstens diese zwei Kunstwerke zu retten," und rieb sich behaglich schmunzelnd die Hände. So giengen der vornehme Herr dort und der arme Schuster hier von der nämlichen Ansicht

aus: Kunstwerke und Alterthümer zu retten, und wie viele mochten ihrem Beispiele gefolgt sein! — Die meisten Schätze dieser Art sind aber entweder zerstört oder ins Ausland verschleppt worden.

Unserer Burg schien eine schönere Zukunft zu erwachen, als sie Herr v. Kofler aus Bozen erwarb, der Manches für die Erhaltung und Wiederherstellung derselben unternahm. Der kunstfreundliche Herr konnte leider sein Lieblingsvorhaben nicht vollenden. Diese schöne Aufgabe war dem Freiherrn v. Sybolt, dem jetzigen Besitzer, vorbehalten. Mit reichsten Mitteln ausgestattet, will er Prösels in altem Glanze wieder herstellen und hat das Werk in eifrigen Angriff genommen. Auf dem Hügel hinter dem Schlosse steht ein einsamer, viereckiger Wartthurm, von dem aus man die Burg Hocheppan im Etsch-Thale und die Gegend des burgenreichen Villanders sieht. Er sollte zu Kreidefeuern dienen, und deshalb mit anderen Warten in Sicht gestanden sein.

Das Volk sieht in ihm einen Römerthurm. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß in der Nähe von Prösels und von Schenkenberg Skelette ausgegraben wurden, bei denen sehr alterthümliche Halszierden, Ohrringe und Armringe gefunden wurden.

Nachdem wir von hier aus die Gegend gegen Westen, Osten und Norden noch lange bewundert hatten, schlugen wir den lieblichen Weg nach der Gemeinde Ums, die als Umweis schon 1280 erscheint, ein. Das kleine Ums, an der Schlucht des Schlern-Baches ge-

liegen, vom herrlichsten Baumwuchs umgeben, vom schöngeformten Tschafon überragt, bietet ein gar idyllisches Landschaftsbild. Sein Name erinnert an das Dumes-Thal bei Axams, das selbst früher Duxoumes hieß, und an das Umista, das gegenwärtige Imst, im Ober-Innthal. Von Ums, in dessen Nähe die Ruine Schenkenberg mit dem mächtigen Wartthurme liegt, erreichten wir auf einem angenehmen Feldwege in einer halben Stunde unsern Ausgangspunkt Völs, als die Glocke die Mittagsstunde verkündete. Der schöne, wahrhaft entzückende Morgengang nach Prösels und Ums mit der herrlichsten Aussicht wird uns aber immer unvergeßlich bleiben.

---

## 20.

# Berühmte Tiroler Weine.

Der Ruhm unserer Weine war einst viel bedeutender und verbreiteter als heutzutage. Zwar kann unser Land nicht mehr die Ehre beanspruchen, den rhätischen Wein für die Hoftafel des Kaisers Augustus geliefert zu haben, da weineskundige Philologen diese klassische Bedeutung dem vin di val Polucella bei Verona vindiciren, und der gescheibte Thurm bei Bozen muß somit der Gloriole entsagen, die Saltnerhütte Seiner römischen Majestät gewesen zu sein. Dagegen waren unsere Weine im Mittelalter hochberühmt, und stand kein Tiroler Wein auf der römischen Hoftafel, so schmückte er später oft mit seiner Blume die Tafeln fürstlicher Aebte und Bischöfe, die gewiß keinen schlechten Tropfen liebten. Als der hl. Ulrich, Bischof von Augsburg, seiner huldvollen Gesinnung gegen die Mönche von St. Gallen erfreulichen Ausdruck geben wollte, schickte er eine Ladung Bozner Wein, „bozanarium“, vermuthlich einen damaligen „Kreuzbüchler,“ in das um Wissenschaft und Bildung so hochverdiente Kloster*).

*) Ekkehardi casus S. Galli, Mon. Germ. Scr. 2. 108.

Daß unsere Weine vorzügliche Gnade bei baierischen und schwäbischen Hochstiften und Klöstern fanden, beweist der Umstand, daß so viele Weingüter und Weingilten im Etschlande, besonders in der Umgegend von Bozen und Meran in ihrem Besitze waren. So besaßen die Klöster Pollingen, Weingarten, Steingaden, Wessobrunn, Ettal die schönsten Höfe bei Meran; bei Bozen hatten Besitzungen das Hochstift St. Afra in Augsburg, und die Klöster: Andechs, Altomünster, Baumburg, Benedictbeuern, Bernried, Biburg, Chiemsee, Diessen, St. Emmeran, Niederaltaich, Pollingen, Rott, Scheftlarn, Scheiern, Schlehdorf, Seon, Steingaden, Suben, Tegernsee, Weihenstephan und Weiarn. Das Hochstift Freisingen besaß Güter bei Meran, Bozen und in Tramin. Bedeutende Güter mit Weinbergen im Etschthale gehörten den Bisthümern Constanz, Regensburg und Passau.

Allein nicht nur deutschen geistlichen Herren mundete der Etschländer, den Bozner Wein fanden selbst Böhmen, welche im Jahre 1158 zum Heere des Kaisers nach Italien zogen, ihrem czechischen Geschmacke zusagend, worüber Vincenz von Prag berichtet:

„Tandem ad montem Pausanum, qui nostro vocabulo Pôcyn dicitur, perveniunt, ubi optimi vini maximam inveniunt habundantiam, qua defatigati exercitus recreantur et reficiuntur."

In diesem Punkte stimmten somit schon damals fromme deutsche Herren und czechische Krieger überein, wohl nicht ahnend, daß im Verlaufe vieler Jahrhunderte noch in anderen Punkten wunderbare Harmonie zwischen

verwandten Seelen sich bilden werde. Daß aber den Preis der Bozner Weine selbst Geschichtschreiber und Dichter verherrlichten, konnte nicht ermangeln, wenn deutsche und czechische Trinker ihn gut fanden. Gottfried von Viterbo erwähnt ihn in seinem Carmen de rebus gestis Friderici primi in Italia v. 262.

„Valle Tridentina nihil impedit ulla ruina.
Brixia festinat Bozanica tradere vina“ —

und Otto von Freisingen:

Dehinc per Tridentum vallemque Tridentinam transiens ad Bauzanum usque pervenit. Haec villa in termino Italiae Bajoariaeque posita dulce vinum atque ad vehendum in exteras regiones naturale Noricis mittit. Lib. II. c. 26.

Der größte deutsche Dichter des Mittelalters, Wolfram v. Eschenbach, sagt:

„er begunde im hertiu wastel gebn
und trinken, des diu nahtegal
lebt, dâ von ir süezer schal
ist werder, dann ob se al den wîn
trunk, der mac ze Bôtzen sîn.“
Willehalm 136, 6.

Freilich mußte unserm Dichter ein Wein, den selbst der heilige Ulrich respektirte, besser gefallen, als der baierische Landwein, von dem der Spruch galt:

„daz beirisch wîn,
juden und jung wölvelîn
aller best sîn in der jugend.“ Renner 249 a.

Ein ungenannter Dichter des 13. Jahrhunderts sagt:

„ich hete dâ ze Insbrugge
vil guoten Bôtzenaere
getrunken für die swaere

und für die grôzen arbeit,
die ich von ir slegen leit,

Uebles Weib 553.

und Ottaker nennt unter den Weinen, die man zu Venedig fand, den Bozner:

wîn von Wippach
und Pôzner man dâ sach.

Pez p. 310 b.

Den besten Beweis für das hohe Ansehen der Bozner Weine giebt, daß Karl IV., als er, um die Weinkultur in Böhmen zu heben, die Weineinfuhr verbot und nur die Importierung feinerer Weine erlaubte, zu diesen letzteren außer dem Vernatscher, Malvasier, Rumänier, Rivoglier auch den Bozner zählt (9. Jänner 1370*). Und als er am 6. Jänner 1373 dies Verbot wiederholte, nahm er wieder den Bozner Wein als einen kostbaren aus: „on alleine Vernatsch, Malvasy, Romany, welisch wein, Poczner, Raifal und ander sulche tewre wein" **).

Der Export des Bozner Weines war im Mittelalter bedeutend, und er durfte in Ulm, wo der Hauptmarkt für Deutschland war, neben dem Rheinwein und andern nicht fehlen. (Jäger, Ulm's Mittelalter 715 f. f.) Stand aber unser Wein in den deutschen Gauen im höchsten Ansehen, so trugen die verwöhnten Bewohner mancher Städte doch Gelüste nach seltenern

*) Pelzel, Kaiser Karl IV., II. Urkundenbuch S. 236.
**) A. a. O. 240.

Weinen. Denn im alten Meraner Stadtrechte vom Jahre 1337 heißt es:

„Man sol ouch den Kriechel und Rômàner schenken ein ganzez trinken umb zwêne zweinziger und ein halbez trinken umb einen zweinziger, und Malfasier ein trinken umb drî zweinziger und ein halbez trinken umb anderhalben zweinziger.“

Mit Malvasier, griechischen und romanischen Weinen befaßten sich somit die Meraner in der guten alten Zeit, wenn sie sich einen besonders freudigen Tag anthun wollten.

In Brixen wurden fremde Weine seit 1431 ausgeschenkt. Mit sichtlichem Behagen schrieb Fürstbischof Ulrich Putsch, der nicht nur für das geistliche, sondern auch leibliche Wohl seiner Schäflein sorgte, in sein Tagebuch:

„In diesem Jahre brachte ich zuwegen, daß in Brixen Malvasier, Rumäner und Rivoglio (Malvasia, Rumania et Rabolium) ausgeschenkt wurde, das keiner von meinen Vorfahren zuwegen bringen konnte.“ Sinnacher, Beiträge VI, 123.

Im 15. Jahrhundert wird der Wein von Tramin genannt. Als Oswald von Wolkenstein in Ueberlingen herben Wein fand, sehnte er sich nach einem guten Tropfen aus Tramin:

„Vast süesser wein, als slehen trank,
der reuhet mir die kel so krank,
das sich verierrt mein hels gesank;
dick gên Tramyn stêt mein gedank. IV, 2, 1.

und ein ander Mal singt er:

der snarcht recht als ain hafenreuss,
wenn in der stark Traminner trang ze saigen.
XIII, 10, 4.

Der feurige Traminer, dessen Reben nach Deutschland verpflanzt wurden, mochte den obigen Stoßseufzer wohl verdienen*). Eine Musterkarte von preiswürdigen Tiroler Weinen giebt uns der Tiroler Landtreim (1558):

„Traminer Wein,
Eppaner und guete Lagrein.
Leitacher, Caltharer, Gürler,
Missaner und Montanier,
Planitziger, Riedrer, Griesser,
Akpfeiffer und Sant Gothartswasser,
Schreckhpühler und rotter Yserer
Sein an der Etsch fast die pesten
fürz' tragen Innlendern und Gesten.

Tirol. Archiv V, 235.

Neben dieser Blumenlese Tirolischer Weine wird uns anderswo der von Borgo genannt, das wir mit Erlaubniß des Herrn v. Prato auch noch zu Tirol rechnen.

Der Tourist Samuel Kiechel erzählt in seinen Erlebnissen vom Jahre 1589:

„Küten des Abents noch al Borgo, ein Stättlin, so schon österreichisch, aldo wür iber Nacht geblüben und so herrlichen,

---

*) Auch Megenberg kennt Bozner und Traminer. Er schreibt im Buch der Natur 195, 21: ez spricht auch Aristoteles, wer daz weiz in den airn nimt und laezt ez in ain trüebz getrank oder in ainen syropp, daz macht ez lauter und dünn. alsô mách wir in däutschen landen die trüeben wein und allermaist die Botzner und Traminer in sölher temperung, diu dar zuo gehoert.“ Also im 14. Jahrhundert brauchte man schon jenes Klärungsmittel, dessen sich unsere Etschländer Bauern heute noch bedienen!

nicht starken, sondern früschen uffrechten Thrunk bekahmen von rottem Wein, als ich in langer Weül dößgleichen nicht versuecht, so racente und so scharpf, als bei uns düe Nekarwein, das ich genzlich vermeinte, müer das Fieber ob dem Hals zu trinken."

Dem wackern Schwaben scheint der Borgeser somit sehr gemundet zu haben, und es wäre nur zu wünschen, daß der Ruhm des gegenwärtigen Weines von Borgo, der ja noch des besten Leumunds sich erfreut, über die Zollgrenzen getragen würde. Die schriftlichen Zeugnisse für die Güte unserer Weine versiegen nun auf lange Zeit. Es scheint, daß das praktische Volk lieber durch die That, als durch die Schrift seinen unzweideutigen Beifall dem guten Weine gezollt habe. Wenigstens bezeugt uns dies der berühmte Arzt Guarinoni, wenn er wiederholt auf die bewundernswerthe Leistungsfähigkeit unsers Volkes zu sprechen kommt. Daß man auf einen guten Tropfen damals viel hielt, beweisen uns manche Weisthümer, in denen den Wirthen bei Strafe geboten ist, guten, echten Wein wenigstens für Wöchnerinnen und Kranke vorräthig zu halten. In diesen Gemeindestatuten ist auch manchmal vorgesehen, daß die Wirthe nicht zu hohe Preise machen. So heißt es z. B. in der Alranser Eehaft:

„Item vor sankt Martheins Tag soll man uns Wein schenken ain Maß umb ain Kreitzer, und darnach soll man ihn schenken, wes er werth sei. Will er ihn denn also schenken, ist gut; wollt er des nicht thun, so soll er den Zapfen zuschlahen und sein Wein führen, wo er will."

Als aber in unserem Jahrhunderte poetisches Schaffen und Streben neu erwachte, wurde von unsern

Dichtern auch das Lob unsers Weines nicht vergessen. Beda Weber veröffentlichte schon im ersten Jahrgange der Alpenblumen ein Gedicht „an den Gott des Weines“, feiert ihn im Dithyrambus „Die Mystik des Landsturmes“ und erwähnt wiederholt unsern Leitenwein, z. B. „Stark wie unser Leitenwein“, und

„Habt ihr edlen Leitenwein,
Feuerkräft'gen, rothen,
Schlürft das heil'ge Labsal ein,
Das erquickt die Todten.“

An einer Stelle nennt er auch den Traminer:

„Die Schüssel voll von Reh und Schunken,
Traminerwein und Liebesfunken.“

Hermann v. Gilm nennt den Wein von Isera:

„Du aber sollst Isera mir kredenzen,
Frühfeigen pflücken mit den weichen Händen,
Und mir das Haupt mit Mandelblüthen kränzen.“

Und an anderer Stelle den Terlaner:

An der Passer Strande bei der alten
Burg von Tirol, da sitzt ein Freund beim Strahl
Des Abendsterns, Terlaner im Pokale
Und ruft der Vorwelt eiserne Gestalten.

Auch Christ. Schneller, der wie Gilm diesen Nektar in Roveredo näher zu kennen das Glück hatte, feiert den Iserawein:

„Wie mundest du so lieblich gar,
Du dunkelrother Tropfen,
Und machst die Augen glänzen klar
Und laut die Herzen klopfen!

Wohl ließ vielleicht, der Alles schuf,
Bei seinem Erdenwallen
Ein Thränlein hier, wie am Vesuv,
Auf diese Erde fallen.

Er sah der Wälder grün Gewand,
Das er einst schuf voll Prangen,
Rings auf den steilen Höh'n im Land
Zerrissen spärlich hangen.

Da dacht' er, wie bei Sonnenglut
Vertrockne jede Quelle
Und wie der Wand'rer ohne Muth
Müß' eilen von der Stelle.

Oft ließ er schon im Wüstensand
Den Durstigen Quellen fließen,
D'rum, weil er liebte Volk und Land,
Ließ er die Reben sprießen.

Sie sproßten hoch, sie wuchsen gut
Mit vollem, grünem Laube,
Dazwischen schwoll voll Feuerglut
Der Saft der edlen Traube.

Und wer da je vorüberzieht
Nach Süd und Nord im Frieden,
Froh nehm' er sich die Labung mit,
Die ihm der Herr beschieden!" —

Dagegen wendet Dr. Adolf Pichler seine Sympathie wieder dem deutschen Traminer zu. Denn obwohl er eine seiner klassisch-schönen Hymnen mit dem Verse beginnt:

„Goldener Wein von Meran!"

und den „Rothen von Meran“ in seinem „Hexenmeister“ (Gera, Amthor 1871) nennt, bevorzugt er in seinen Epigrammen den Traminer vor allen übrigen Tirolerweinen:

„Sollt' ich wählen, ich nähm' Falerner nicht für Traminer.“
S. 3.

„Bringt mir Wein von Tramin, doch füllet den mächtigsten
Heute dem ersten Kuß gelte die wonnige Fei'r.“ [Humpen.
S. 10

„Duft balsamischen Oels wird mischen sich deinem Arome,
Athmend beides zugleich schlürf ich den Wein von Tramin.“
S. 12.

„Wo du die Juninacht sonst mit den Freunden geschwärmt,
Bringt dir das Wehen der Luft das Arom des süßen
Traminers.“ S. 17.

So stimmt der bedeutendste Tiroler Dichter der Neuzeit mit Oswald von Wolkenstein, dem größten deutschen Sänger des 15. Jahrhunderts, in dieser Frage zusammen, und es ist kein Zweifel, daß unter allen Tirolischen Weinen der Traminer in der Poesie am öftesten genannt und von zwei so hervorragenden Dichtern gewürdigt und gefeiert worden ist. Ihnen reiht sich J. V. Scheffel an, wenn er auf Runkelstein singt:

„Im Rittersaale am hohen Kamin
Saß lang ich in Sinnen versunken,
Und habe im feurigen Wein von Tramin
Des Vintlers Gedächtniß getrunken.“

Gaudeamus S. 118.

und Otto Roquette in Waldmeisters Brautfahrt

„Wie wenig will heut' Muscateller ruh'n
Wie viel hat Herr Traminer zu thun.“

Wir wünschen den weinbauenden Traminern zu dieser poetischen Verklärung ihres Erzeugnisses Glück, denn solche Zeugnisse wiegen schwerer, als die glänzendsten Etiketten und die hellklingendsten Namen. Leider sagen die bösen Zungen diesem Weine nach, mag er noch so duftreich, gluthvoll und angenehm sein, daß er nicht lange halte. — Unter den Weinen der Jetztzeit, wo die Weinkultnr auch in Tirol einen erfreulichen Aufschwung nimmt, müssen als die preiswürdigsten genannt werden die Klebensteiner und Runkelsteiner, die Rametzer und die Missianer, anderer ausgezeichneter zu schweigen. Abgesehen von diesen Flaschenweinen gelten als vorzügliche Weine der Terlaner und der Kalterer Seewein, die schon der Münchner Dichter 1841 nebeneinander nannte:

„Die Becher kreisen, es schäumt im Pokal,
Die Zecher wollen nicht altern;
Wie könnten sie auch beim Terlaner Most,
Beim feurigen Weine von Kaltern?"

---

21.

## Der Obstplatz in Bozen.

Wenn der berühmte Fragmentist das bischöfliche Brixen das rhätische Koblenz nannte, so möchte ich Bozen, die alte Handelsstadt, als das tirolische Florenz bezeichnen. Giebt es wohl eine Ortschaft in Tirol, die diesen Namen mit größerem Rechte verdient, als das blumenliebende, an Gärten so reiche Bozen? Der Wanderer aus dem Norden wird bezaubert von dem Glanze südlicher Blumenpracht, von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Gesträuche und Bäume, die nur unter einem so milden Himmel gedeihen oder diese Schönheit und Üppigkeit entwickeln können. Wer die Gärten des Erzherzogs Heinrich, des Grafen Sarnthein, des Baron Goldegg oder die Gartenanlagen des Dr. J. Streiter besucht hat, kann ihre Herrlichkeit nicht mehr vergessen; ihr Zauberbild steigt ihm gewiss oft aus dem Dunkel der Erinnerung leuchtend empor. Und wer so glücklich ist den Garten des Herrn Moser zu sehen, wenn Hunderte der verschiedensten Rosenbüsche in voller Blüthe stehen, die wasserreichen Brunnen rauschen und die Vögel im Dickicht singen, der denkt

unwillkürlich an König Laurins Rosengarten, von dem der alte Dichter sang:

„Wer ihn konnte sehen an
Der mußte all sein Trauern lân.“

Ja, wenn ein Fremder den feinsten Reiz dieser Stadt kennen lernen und genießen will, muß er jene lauschigen Heiligthümer südlicher Flora besuchen, wo „im dunkeln Laub die Goldorangen glühen, die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.“ Allein nicht nur Anlagen und Gärten, selbst andere Plätze und stille Winkel mahnen uns, daß wir an der Schwelle Italiens stehen. Minaretähnliche Cypressen und breitkupplige Pinien erheben sich aus den Weinbergen; der dunkle Lorbeer und die zarte Myrthe grünen an den Felswänden, und die Fackeldistel breitet ihre saftigen Blätter über das röthliche Porphyrgestein. In reichster Toilette zeigt sich aber Bozen als Blumenstadt am ersten Mai, an dem der vielbesuchte Blumenmarkt gehalten wird. An diesem Tage bildet der ganze Obstplatz, den Herr Petzl in München so meisterhaft gezeichnet, einen großen wundervollen Garten voll von Glanz und Gluth und berauschendem Duft. Was Blumenfreunde, Gärtner und Bauern an Blumenpflanzen und schönen Gewächsen auszustellen und zu verkaufen haben, wird von nah und fern hierhergebracht, um den Reiz dieses unvergleichlichen Maifestes zu erhöhen. Die wechselvollen Trachten, die schönen Gestalten und interessanten Typen des hin- und herwogenden Volkes beleben dieses blumen-

und blüthenreiche Fest. Da findet man Abkömmlinge der Hessen, die vom Reggelberge niederstiegen, neben Gothen und Gothinnen, die aus dem romantischen Sarnthale oder von den Höhen des Tscheggelberges gekommen sind; Bajuwaren aus der nächsten Umgegend, verdeutschte Romanen aus Ueberetsch und Welsche aus dem Trentino drängen sich im dichten Gewühle.

Es erinnert dieses bewegte reiche Bild an das Gewühle und Treiben auf dem Obstplatze in alten Zeiten, als noch die berühmten Messen abgehalten wurden, zu denen die Handelsherren aus Sinigaglia und Venedig, aus Augsburg, Ulm, Calw und Nürnberg herbeikamen, oder an die alten Volksfeste, die einst hier gefeiert wurden. Ich erinnnere nur an das Georgispiel, das am Frohnleichnamsfeste gegeben wurde, an das Ringelrennen um Pfingsten und an den Bindertanz mit seinen Auswüchsen lustigster Volkslaune. Allein selbst an gewöhnlichen Tagen bietet der Obstplatz, der schon im Mittelalter den belebtesten Punkt der Stadt bildete und zwei öffentliche Bäder besaß, ein bewegtes, lautes, farbenreiches Bild, das mit seinem halbitalienischen Charakter jeden Fremden, der aus dem Norden kommt, durch Eigenthümlichkeit und südliches Leben ansprechen muß.

Das Hauptgebäude dieses Stadttheiles, von dem die Straße nach Meran abzweigt, war das Gasthaus „Zur goldenen Sonne“, welches schon 1420 bestand. Wie unzählige Fremde mögen in dieser Sonne, die

ihr Licht über Gerechte und Ungerechte leuchten ließ, eingekehrt sein und sich an ihrem Scheine erfreut haben! Damals hatten schon venetianische Kaufleute hier ihre Herberge; welsche Fischer und Geflügelhändler boten hier ihre Waare feil und zahlten je einer sechs Gulden jährliche Steuer. Bis in die neueste Zeit noch ehrten italienische Handelsleute die alte Sitte, daß aber auch gute Deutsche im Schatten der „Sonne" sich nicht nur wohl fühlten, sondern auch das Zeitliche segneten, zeigt uns der Umstand, daß hier 1515 der Schulmeister Benedikt Debs aus Ingolstadt, dessen Name mit den religiösen Volksschauspielen in Tirol in engster Beziehung steht, seine literarische und irdische Laufbahn beschloß. Als im vorigen Jahrhundert die „Sonnne" ihren Höhenpunkt erreicht, beehrten Fürsten und Kaiser dieses „Wirthshaus" mit allerhöchsten Besuchen, wie die Kaiserin Maria Theresia, wovon der große, hohe Salon Nr. 10 im zweiten Stocke noch jüngst den Namen „das Kaiserzimmer" führte.

Auch Goethe, als er nach Italien zog, bewohnte dieses Gemach am 9. September 1786. Zwei Jahre später finden wir Herder hier, der am 1. September 1788 an seine Kinder schrieb: „Jetzt bin ich in Bozen, wo heute eine unsägliche Menge Volkes ist, weil neunzehntausend Kinder gefirmelt werden sollen, da der Bischof in vielen Jahren nicht gefirmelt hat, weil er zu faul gewesen. Da ist nun vor unserem Wirthshause zur Sonne ein solcher Obstmarkt, als Ihr in Eurem Leben nicht gesehen habt: Birnen, Quetschen,

Weintrauben, Nüsse, Feigen." Damals stand die Sonne am höchsten, und es begann kurz darauf ihre Neige. Italienische Kaufleute, Künstler und Gelehrte hielten aber fest an der „Sonne", wenn auch die vornehme Welt nur mehr die „Kaiserkrone" besuchte. Endlich bewahrheitete sich auch an unserer „Sonne" der Spruch:

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergeh'n,"

denn im vorigen Jahre wurde das altberühmte Gasthaus verkauft und, um den Platz zu erweitern, abgebrochen. Maler Petzl hat aber das Bild des Hauses, in welchem Goethe und Herder gewohnt, für die Nachwelt gerettet.

Der „Sonne" gleich haben auch die historischen Bozener Messen ihren Glanz verloren, allein das rührige Kaufmannsleben dauert in der alten Handelsstadt dennoch fort und vermittelt theilweise den regen Verkehr zwischen Deutschland und Italien. Bozen wird indessen nach anderer Seite hin sicherlich aufblühen. Es wird eine Hauptstation alpiner Touristen werden, denn kein Punkt Tirols bietet für den feineren Landschaftsbeobachter so viele und wechselnde Genüsse, wie die Bozner Gegend. Zudem giebt Bozen den besten Ausgangspunkt nach dem noch zu wenig besuchten Sarnthal, nach dem romantischen Eggenthal, sowie nach der schönen Mittelebene, nach Ueberetsch und dem reizenden Gehänge von Montan zwischen Auer und Neumarkt. Wer eine überraschende Berg-

aussicht ohne viele Mühe und ohne Gefahr genießen möchte, der kann das schon im Eckenliede genannte Jochgrimm besteigen. Damen werden sich daran auch kein Füßchen verletzen. Diesen alpinen Vorzug Bozens hatte Herr Amthor auch erkannt, als er seine Schrift über diese Stadt und deren Umgegend schrieb.

Möchten recht viele Reisende das Florenz an dem Eisack besuchen und die ebenso wechselreiche wie schöne Umgebung kennen lernen — und sie werden, wenn sie die rechten Wege und Punkte gefunden, dem Schreiber dieser Zeilen gewiß nicht undankbar sein.

---

## 22.

# Meran in der „guten, alten Zeit“.

Wiederum ist der sonnige Herbst in unser Thal gezogen, und Berg und Thal schimmern in jener magischen Beleuchtung, die unsere Gegend an heitern Oktobertagen verklärt. An den Reben blauen die reifen, saftreichen Trauben, und am Feigenbaume lockt die zuckersüße Feige, während die dunkeln Kronen der Kastanienbäume mit zahllosen Früchten wie mit goldenen Sternen geschmückt sind. Und mit dem Herbste sind auch die fremden Gäste eingezogen, die sich an der Schönheit unserer lieblichen Gegend erfreuen, an unsern Früchten erquicken oder in der milden Luft des Burggrafenamtes Genesung suchen wollen. Um Mariä Geburt (8. Sept.), wenn nach dem alten Sprichworte die Schwalben fortziehen, kommen die Fremden an, beleben unser Städtchen und bringen Heidengeld in Umlauf.

Was wäre Meran, wenn es nicht durch des milden Klima Gnaden ein Kurort geworden wäre? — Die ehemalige Residenz des Landesfürsten wäre ein einsames armes Landstädtchen, wie die mauernumgürtete

Metropole Vinschgaus, durch deren bethürmte Stadtthore morgens und abends klingend die Ziegenheerde zieht. Meran ist aber aus langem Schlummer zu neuem Leben erwacht, und wer es seit 20 Jahren nicht mehr gesehen hat, traut kaum seinen Augen, wenn er dasselbe betritt. Geschmackvolle Anlagen, wohnliche Neubauten haben sich erhoben, und unter den schattigen Pappeln der Wassermauer ergehen sich Herren und Damen aus allen Gegenden Europa's. Es besitzt aber auch diese kleine Allee an der Passer Reize, wie deren sich selten eine erfreut. Der Blick ins tiefe Thal ist weit geöffnet bis zum Gebirge von Leifers, welches wie eine Mauer die Sicht abschließt. Von den meist bis zur Höhe bebauten Bergen lachen Einödhöfe und malerische Burgen und Ruinen, die uns an die Zeit des Ritterthums erinnern. Keine Gegend Deutschlands, selbst die des Rheins nicht ausgenommen, ist so burgenreich, wie das Etschland von Meran bis Neumarkt.

Unwillkürlich denkt der einsam Wandelnde beim Anblicke dieser grauen Reste der Vergangenheit an die alte Zeit und wirft sich die Frage auf, welch reiches bewegtes Leben mag damals hier geherrscht haben? wie mögen damals die Verhältnisse hier gewesen sein? Ich versenkte mich selbst oft bei früherem Aufenthalte in dem mir lieb gewordenen Kurorte in solche Gedanken und sammelte später dies und das, was beitragen könnte ein Bild von der guten, alten Zeit Merans zu geben. Ja, „die gute alte Zeit" scholl es zur Zeit

des Glaubenseinheitskampfes von allen Kanzeln des Burggrafenamtes, aber man kann überzeugt sein, daß weder die eifernden Prediger, noch die freien Bauern und behäbigen Bürger dieselbe zurückwünschen möchten, wenn sie genauere Kenntniß davon besäßen. Nun jede Zeit hat ihre Licht- und Schattenseiten, und die gute, alte Zeit mag ein Ideal für herrschsüchtige Junker sein, aber die Bauern und Bürger würden sich für das Wiederauftauchen derselben gehorsamst bedanken.

Die alte Bezeichnung: „an Maran, an Meraun, auf der Maraun" zeigt uns, daß Meran auf einer Stelle gebaut wurde, die von Ueberschwemmungen und Bergbrüchen bedroht war. Denn die Namen Maraun, Marein, Mahr, Marning bezeichnen durchwegs von Muhren oder Bergbächen bedrohte Plätze und Orte. Mit Mairan, Maraun wurde hier ursprünglich die Gegend benannt, die von der Passer längs des Küchelberges etwa bis zu der Muhre bei Gratsch sich hinzog. Der Name selbst kommt zuerst in einer Urkunde Ludwig des Deutschen vom 2. Juni 857 vor: „in loco, qui dicitur Mairania", womit wol nicht eine Ortschaft, sondern nur die Gegend gemeint ist. Erst 1239 taucht Meran als „forum Meranum" wieder auf, es war somit damals noch ein Marktflecken. Unter den Landesfürsten aus dem Hause Görz 1254–1363 erhob sich der Ort zu größerer Bedeutung und Blüthe, denn er lag ja in der Nähe der Burg Tirol, auf der die mächtigen Grafen saßen, und von wo aus sie ihre Herrschaft über das Land im Gebirge weiter

und weiter auszudehnen verstanden. Sie scheinen den Ansiedlern den Grund zu neuen Häuserbauten gegeben zu haben, denn alle Häuser „an Meran“ waren ihnen grundzinspflichtig.

Ein altes Urbar gibt uns manche Aufschlüsse über das damalige Meran und dessen Umgebung. Aus den bedeutenden Weingiebigkeiten ergibt sich, daß in Mais, Algund, Tscherms, Tirol und Schenna die Weinkultur in großer Blüthe stand. Auf dem Mittelgebirge wurde Hirse neben Gerste, Haber und Roggen gebaut. Die Gehöfte in den Dörfern der Meraner Gegend führten großentheils schon die heutigen Namen, während wir uns aus dem dort über Meran Mitgetheilten kein klares Bild von der damaligen Gestalt und Größe machen können. Die Namen der dort genannten Häuser haben sich längst geändert, denn in einer Stadt pulst das Leben schneller, und die Häuser haben mit den Eigenthümern auch ihre Namen gewechselt. Jedenfalls scheint damals Meran nur aus einer bedeutenderen Gasse bestanden zu haben, die sich von Osten gegen Westen am Fuße des Küchelberges hinzog. Gewiß ist es aber, daß all die damaligen Bürger den im Mittelalter unvermeidlichen Pfeffer (ein bis drei Pfund) steuern mußten, während die Bauern Wein, Kastanien, Schweine, Kitze, Hühner, Gänse und Eier nebst verschiedenem Getreide „gelten“ sollten. Aus dem Urbar ergibt sich auch, daß „an Meran“ fünf Müller, ein Goldschmied und ein Gerber sich befanden.

Daß im 13. Jahrhundert bei Meran schon gebildete Herren saßen und die edle Sangeskunst eine höhere Pflege fand, bestätigt uns der Minnesänger Rubein, einer der bedeutendsten Schüler des unvergleichlichen Walther.

Am Beginn des 14. Jahrhunderts war Meran zur Stadt erwachsen, denn 1317 erhielt es vom Herzog Heinrich sein „Statut“, das uns in vieler Beziehung interessante Aufschlüsse bietet. Meran war in jener Zeit schon mit Mauern umgeben und besaß eine Münze in der Nähe des nunmehrigen Pfarrplatzes. Vor derselben war der Obstplatz, wo man auch Milch und Käse feil bot, während man Holz, Heu und Stroh auf dem Platze jenseits der Passerbrücke verkaufen mußte. Die Stadt erfreute sich zweier Jahrmärkte, deren einer um Pfingsten, der andere am St. Martinstage abgehalten wurde. Somit reicht der noch heutzutage vielbesuchte Martinimarkt, bei dem Meran in einen großen Dultplatz verwandelt zu sein scheint, schon in die Zeit des lustigen Herzog Heinrich's zurück. Auch das Institut der Schenken, „Buschen“ genannt, blühte schon in der jungen Stadt. Die Bürger und Gäste begnügten sich aber nicht mit dem Küchelberger und Terlaner, sondern tranken griechischen und romanischen Wein und Malfasier. „Man soll“, sagt das Stadtrecht, „auch den Kriechel und Romaner schenken, ein ganzes Trinken um zwei Zwanziger und ein halbes Trinken um einen Zwanziger, und Malfasier ein Trinken um drei Zwanziger und ein halbes Trinken

um anderhalb Zwanziger." Um nächtlichem Lärmen und andern Exzessen vorzubeugen, war es den Schenkwirthen strenge verboten, nach dem mit der Weinglocke gegebenen Zeichen noch Wein auszuschenken oder ein Spiel zu dulden. Wie stille und einsam mußte es im dunkeln Städtchen nach der Weinglocke ausgesehen haben im Gegensatze zur „besoffenen Metten", die heutzutage ganze Nächte hindurch andauert und die conservativen Schläfer stört! Ja die „gute, alte Zeit" sorgte nicht nur für ächtes Getränke, sondern auch für nächtliche Ruhe. Aber nicht allein Schenken befanden sich in Meran zur Erlustigung der Insassen, auch „gemeine Fräulein" trugen ihre Reize zur Schau. Diese mußten auf ihren Schuhen ein gelbes Fähnlein tragen, „damit man sie erkenne."

Unsere alten Meraner waren praktische Leute, und das Statut zeigte, daß sie mit klugem Sinne für Ordnung und Reinlichkeit sorgten. Manche Satzungen verdienten heute noch Beachtung und Befolgung. So war das überflüssige Vorkaufen von Korn strenge verboten, um dem Wucher vorzubauen. Ein Brotbeschauer mußte das Brot prüfen, ob Größe und Gewicht dem Kornpreise entspreche. Ward es zu klein befunden, wurde es „gar und gänzlich" weggenommen, und zwei Drittel davon dem Spital und ein Drittel den Aussätzigen gegeben. Die Metzger durften nur frisches Fleisch verkaufen und keine Unsauberkeit, Blut 2c. in den Bach werfen. Die Wege und Straßen sollten rein gehalten werden, und niemand durfte weder

bei Tag noch bei Nacht Unsauberkeit dahin werfen ein Vergehen dieser Art wurde mit zwei Pfund und fünf Schillingen gebüßt. Dieselbe Strafe war für jenen angesetzt, der ein offenes Fackellicht im Freien trug. Brach Feuer aus, mußte jeder Bürger mit einem Feuerhacken oder mit einer Axt oder mit einem Schaff Wasser erscheinen und retten helfen; der Säumige wurde mit zehn Pfund Berner bestraft. Das Aufhängen der Wäsche am Brückengeländer unterlag strenger Ahndung. Zur Zeit, als das Stadtrecht gesetzt wurde, besaß Meran auch schon einen Schulmeister und einen Notar. Ersterer hieß Meister Wigant, letzterer David. Auch ein Schreiber Namens Ulrich wird genannt. Eine Rolle von Bedeutung spielten die Weinmesser, denn ein eigener Abschnitt des Statutes ist denselben gewidmet.

Unter der Regentschaft des genannten seligen Heinrichs, der ein gar jovialer Herr war und häufig auf dem Schlosse Zenoburg fröhlichen Hof hielt, und unter dessen minnelustiger Tochter Margaretha, deren Leibsprüchlein war:

> Langer Liebesmangel
> Ist meines Herzens Angel,

herrschte in der jungen Stadt ein reges, heiteres Leben; denn in jene Zeit (1302 bis 1367) fällt der Bau der stattlichen Pfarrkirche, die des höchsten Thurmes im Lande sich rühmt, des Thurmes, der durch sein langdauerndes Geläute heute noch Fremde und Kurgäste zur gelinden Verzweifelung bringt. Die zahl-

reichen muntern Baugesellen mögen damals dem Städtchen reges Treiben und dem Herzen mancher Maid süße Herzenspein gebracht haben. Am Lautesten mochte es aber in Meran zugegangen sein, als am 10. Februar 1342, dem Faschingssonntage, Kaiser Ludwig mit vielen Herren hier weilte, wo Margaretha Maultasche, den Jungfernkranz im blonden Haar, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg in dem Kelleramtsgebäude feierlichst angetraut wurde. Durch ein altes Freskobild in der Sakristei ist dies Ereigniß noch verewigt, und die Meraner behaupten mit Stolz, daß damals schon ein Maler, Christoforus von Meran, in der Stadt gesessen sei, der freilich den gegenwärtigen Meraner Künstlern seines Faches an vollendeter Technik weit nachstand, aber doch schon seinen Ideen launigen und schwunghaften Ausdruck zu geben verstand.

Unter der Regierung der Margarethe erlebte die Stadt wechselvolle Tage voll Freud und Leid, Angst und Hoffnung. Eine neue bedeutungsvolle Zeit war es, als der geniale Herzog Rudolf IV. im September 1363 dort weilte und am 29. desselben Monats die urkundliche Uebergabe der Landesregierung an ihn erfolgte. Festliche Tage, geschmückt mit bewegtem Hofleben, genoß Meran auch unter Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, der oft und gern in der schönen Gegend weilte. Wie mochten die schaulustigen, frommen Bürger am 15. Oktober 1414 gesprungen sein und gegafft haben, als seine päpstliche Heiligkeit Johann XXIII. in Meran eintraf und mit dem Herzoge einen

Vertrag schloß. Der gute Herzog wußte aber auch für die weinbauenden Meraner väterlich zu sorgen und verbot schon 1409, wälschen Wein von Trient herauf einzuführen. Dies war so eine Maßregel, die alle Weinproduzenten höchlichst erfreuen und dem eigenen Erzeugnisse höhern Werth und Absatz verschaffen mußte. Durch eine solche Verfügung würde selbst Minister Schmerling die Sympathien der glaubenseinheitlichen Burggräfler errungen haben. Allein ungeachtet dieser Maßregel und daß die tirolischen Stände damals noch in Meran tagten, stand der Weinpreis oft sehr gering. So kostete im Jahre 1448 die Maß nur zwei Pfennige und im Jahre 1484 gar nur einen Pfennig, und man kann sich vorstellen, wie die Burggräfler dem billigen Getränke „ohne Verstand" zusprachen. Die glänzende Zeit war aber nun auch für Meran vorüber; denn das rasch aufblühende Innsbruck hatte sich allmälig zur Landeshauptstadt emporgeschwungen. Einen zweckmäßigen Versuch, das Wohl von Meran zu heben und die Stadt für die Verluste zu entschädigen machte 1522 Kaiser Karl V., indem er die Niederlage der Güter und Kaufmannswaaren in Bozen verbot und allergnädigst befahl, diese nach Meran zu führen und daselbst auf den Märkten feil zu haben.

Eine Abwechslung in das eintönige Leben brachte die einbrechende Reformation. Die Geistlichkeit stand damals noch nicht auf der Höhe von heutzutage, wo sie das „katholische Gaeta" mit so großer Energie und strategischer Kenntniß vertheidigt, ja der Stadtrath

von Meran beklagte sich 1524 bitter über die Unwissenheit und ungebührliche Aufführung seiner Priester. Zudem durchstreiften abtrünnige Geistliche und Mönche aus Bünden und Schwaben die Gegend, ausländische Kaufleute vertheilten damals schon Tractätlein, und der rebellische Bauernführer Michael Gaismaier führte sogar einen Prädikanten mit sich, der sich oft in Meran aufhielt und das „wahre Wort Gottes" predigte. Die Zusammenkünfte der mißvergnügten Bauern wurden hier abgehalten, bis endlich der Aufruhr im Mai 1525 verheerend ausbrach und nur mit aller Kraftanstrengung gedämpft werden konnte. Die gefangenen Rädelsführer wurden zum abschreckenden Beispiele verbrannt, radgebrochen, gespießt oder geviertheilt. Allein dadurch waren die religiösen und social-politischen Strebungen noch nicht unterdrückt. Wie im Innthal, Puster- und Eisackthal „das reine Evangelium" viele Anhänger zählte, so versuchten „Prädikanten" die neue Lehre auch im Vinschgau und Burggrafenamte einzuführen. Allein der Stadtrath zeigte damals schon burggräfliche Entschiedenheit in der „brennenden Frage" und ließ 1540 zwei reformirte Prediger, die den unglückseligen Gedanken hatten in Meran für ihre Sache Propaganda zu machen, in der Nacht ergreifen und vor Tagesanbruch an der Pestilenzkanzel vor dem Ultnerthore aufhängen. Durch dies bündige Verfahren, das noch 1861 von einer Kanzel höchlich gepriesen wurde, ward dem „Pöbel" sein Neuigkeitskitzel verleidet, und die Verbreitung der neuen Lehre im Burggrafenamte sistirt.

Damit war der gährende Stoff aber noch nicht beseitigt, und im Jahre 1562 wäre ein verheerender Sturm im Burggrafenamte ausgebrochen, wenn nicht der Plan des Balthasar Dosser von dessen Gemahlin verrathen, und er selbst in Innsbruck geviertheilt worden wäre. Mehrere Mitverschworene aus der Gegend bluteten unter dem Henkersschwerte.

Einen angenehmern Eindruck als die religiös-socialen Zuckungen und deren blutige Vernichtung macht die Kirchenordnung vom Jahre 1559, die noch im Pfarrhofe aufbewahrt wird und uns manchen Blick in die damalige Zeit und ihre Bräuche thun läßt. Auch hier klingt uns die Weinglocke entgegen, die zum Schrecken aller Trinker in den Wintermonaten um Siebenuhr abends geläutet wurde. Die Prozessionen in der Bittwoche hatten zum Theil eine solche Ausdehnung, daß der ganze Tag davon beansprucht wurde. So zog man am Dienstage von St. Leonhard über Gratsch, Algund, Riffian nach Tirol und St. Peter. Daß bei solchen langen Umzügen nicht nur gebetet, sondern auch weidlich „gepicht“ wurde, versteht sich von selbst. Ein Hauptfest für's junge Volk war das Himmelfahrtsfest, an dem nicht nur Christus mit Engeln gen Himmel gezogen wurde, sondern auch brennende Werchflocken, Oblaten, Nüsse und Kastanien von dem „Kirchenloche“ heruntergeworfen wurden zu Nutz' und Frommen der Schüler. Daß diese sich um diese Spende balgten, und daß es ohne ein Mordspektakel dabei nicht abgieng, darf wohl sicher angenommen

werden. Am Frohnleichnamsabende zogen die Fräulein unter der Anführung der Frau Richterin und Bürgermeisterin um Einuhr in den Thurm und läuteten in höchsteigener Person zum Feierabend. Wie zauberhaft mögen die Glocken für manch liebenden Jüngling damals geklungen haben! Bei der Frohnleichnamsprocession wurde ein Hochamt in der Kirche zur heil. Klara gehalten, während dessen sich die Fahnen- und Standartenträger in den Wirthshäusern auf dem Rennwege so gütlich thaten, daß auf dem Rückzuge durch die Laubengasse die Träger sammt Fahnen und Standarten wackelten, und es wüsten Lärm und lautes Handgemenge gab.

Doch wenden wir uns von diesen heitern und komischen Dingen der „guten, alten Zeit“, deren viele die Kirchenordnung in ihrer naivsten Weise erzählt, um noch einen Blick auf ein düsteres Bild zu werfen, das Meran mit seiner Zeit theilte. Die Hexenepidemie, die in manchen deutschen Gauen Tausende von Scheiterhaufen entzündete, hatte auch die gemüthlichen Burggräfler angesteckt. Dem Tagebuche des schlichten Benefiziaten Lorenz Paumbgartner zufolge wurden im August 1679 sechs Personen, am 13. Dezember vier Knaben, am 13. September 1680 zwei Jünglinge, am 4. September desselben Jahres ein Mann wegen Hexerei justifizirt. Der Scharfrichter von Meran und dessen Helfer waren mit Hexenhinrichtungen in Tirol und im Salzburgischen dergestalt beschäftigt, daß er einen Auftrag nach Trient zu kommen auf längere

Zeit ablehnen mußte. Die Hexenbrände sind verglommen, doch der Hexenwahn spuckt im Gehirne manches Burggräflers fort, und selbst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts noch spielte die letzte der Hexen, die alte Baldelin, unter dem Namen der Riffianer Hexe, ihre Rolle. Wer damals die stillen Räume der zerbröckelnden Zenoburg besuchte, sah nicht selten das kleine, rothäugige Weiblein unheimlich durch das Gestrüppe huschen, denn sie wohnte im einsamen Schloßthurme, wo zu des seligen Heinrichs Zeiten lustiges, lautes Hofleben blühte.

In neuester Zeit wurde den Altmeranern oft Intoleranz gegen Andersgläubige vorgeworfen; ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt. Einen gewissen Zug von Exclusionsgelüsten finden wir aber schon in den Bestimmungen zur Aufnahme in das Bürgerthum vom Jahre 1606; da heißt es, daß kein Eidgenosse, Engedeiner, Wälscher oder Savoyer hier als Bürger aufgenommen werden soll. Welche Gründe zu diesem Beschlusse Anlaß gaben, ist uns unbekannt.

Daß übrigens die Meraner in früheren Zeiten nicht immer hinter dem Ofen saßen, sondern sich in der weiten Welt gern umsahen, erzählt uns der Dichter des Sleigertüchleins, der im 15. Jahrhundert schrieb. Denn er berichtet, daß er in Jerusalem einen jungen Kaufmann aus Meran, Namens Malsch, gefunden habe, der oft auf Wassersflut gefahren sei und vor Sturm und Wetter keine Furcht gehabt habe. Unser Dichter

fuhr mit ihm „gen Meran in die Stat“ und blieb eine gute Weile bei dem vielgewanderten Geschäftsmanne, bis er endlich über Innsbruck und Seefeld in seine schwäbische Heimat zurückkehrte.

Ich schließe diese Erinnerungen aus der alten Stadt an der Passer mit dem Wunsche, daß sie sich zu immer höherer Bedeutung und neuem Leben emporschwingen möge!

---

## 23.

# Ein Faschingsabend an der deutschen Sprachgrenze.

„Salurn! Salorno!“ erscholl der Ruf des Bahnbeamten. Ich hatte somit mein Ziel erreicht, das Dorf Salurn, die letzte Gemeinde im Hauptthale am linken Etschufer, in der noch siegreich die deutsche Sprache ihr altererbtes Recht gegen das stürmisch vordringende italienische Element behauptet. Drüben am Fuße des Berges lag vor mir das stattliche Dorf im kühlen Schatten, darüber der berühmte Wasserfall des Titschbaches, nicht lustig niederrollend, schäumend und brausend, sondern als mächtiger Kristallaken, der an der Bergwand niederhieng. Zur Rechten ragte trotzig auf grauer Felsklippe die altersgraue Schloßruine, eine der keckſten und bestangelegten Höhenburgen Tirols. Während die Gegend um Bozen und südwärts schon aper (schneefrei) war, hatte dieses Landschaftsbild noch winterliche Färbung, kein grünes Plätzchen lachte dem Auge entgegen, Schnee lag noch auf der Ebene und selbst an sonnigen Abhängen. Ja, die Gegend hatte noch ein düsteres, winterliches Gepräge, obwohl

die Christen so eben den „unsinnigen Donnerstag" feierten. Auch von diesem Feste schien Salurn keine Notiz zu nehmen, denn tiefe Stille herrschte weit und breit.

Allein mit meinen Gedanken wanderte ich meinem Ziele zu, das schon bei Paul Diaconus als Salurnis vorkommt. Nach Steub setzt dieser Name ein älteres Salurnusa voraus, das Vertiefung bedeutet. Die Deutung paßt wirklich zur Ortslage, denn Salurn liegt in einer Bucht, die der vorspringende Kleingeier-berg bildet, und die dem Dorfe im Winter zwei Monate lang jeden Sonnenstrahl neidisch vorenthält. Und das kecke Geiernest auf dem unwegsamen Felsen! Wann und von wem wurde es erbaut? welche Dynasten hielten da oben vor dem 13. Jahrhunderte, in dem es den Grafen von Hocheppan gehörte, ihren einsamen Hof? Nach der gewöhnlichen Annahme soll es schon Römer beherbergt haben, und der Fund römischer Münzen in der Nähe rechtfertigt diese Hypothese. Mag die Gründung unserer Burg in die Römerzeiten oder noch weiter zurückreichen, einen Vorzug besitzt sie vor all den zahllosen Kastellen des „heiligen Landes Tirol", den Glanz poetischer Weihe, den Ruhm von der deutschen Heldensage verklärt zu sein.

Denn hier oben saß der Wilkinasage zufolge der mächtige Jarl Rüdiger mit seiner Tochter, dem wohl-edlen Fräulein Hildeswid, welche sich rühmen konnte, die schönste und geschickteste aller Jungfrauen zu sein, und an diesen Tugenden alle Salurnerinnen weit über-

strahlte. Hier oben weilte ihr Onkel Brunstein und der Ritter Samson, der stark wie ein Riese, weise und sehr vorbedächtig war, was auch bei unsern Rittern sehr wünschenswerth wäre. Und siehe, der Liebe Pfeil traf auch den klugen, starken Samson, und eines schönen Tages entführte er die reizende Hildeswid in einen tagelangen, dunkeln Wald, wo er in stiller, beschaulicher Einsamkeit die Flitterwochen begieng. Allein Rüdiger störte die süße Minneruhe des einzigen Paares und büßte sein unberufenes Einschreiten mit dem Leben. Da nahm des Gefallenen Bruder Brunstein Besitz von Land und Leuten und setzte die Fehde gegen Samson fort, bis auch er von dem mächtigen Recken erschlagen wurde. Nun beschloß Samson die Waldhütte zu verlassen und ritt mit seiner blühenden Gattin durch den dunkeln Tann, wo ihm bald sein Vaterbruder Dietmar mit seinen zwei Söhnen und Mannen begegnete, der aus weiter Ferne gekommen war, um seinem Brudersohn in der Fehde Hilfe zu bringen. Burg ergab sich nun auf Burg, und sein Gefolge nahm dergestalt zu, daß er zwanzighundert Ritter und eine große Menge Leute hatte, als er vor Salurn rückte. Da ritten ihm die Einwohner mit all ihren Fahnen und ihrem besten Geräthe, mit Harfen, Geigen und Trommeln entgegen und empfiengen ihn als ihren Herrn. Unter ungeheurem Jubel und den Klängen stürmischer Musik führten sie Samson hinauf zur Burg, setzten ihn dort auf den Hochsitz und gaben ihm den Königsnamen. Dies war wohl der festlichste

Tag, den das alte Salurnusa gesehen hat, und es ist nur zu bedauern, daß kein Hofhistoriograph uns jenen herrlichen Einzug, die pompöse Krönungsfeierlichkeit und die brillante Beleuchtung, bei der die Titschbach-kaskade im bengalischem Feuer wahrhaft zauberisch geglänzt haben soll, ausführlich geschildert hat, und daß kein alttirolisches Blatt über diese erhebende Feier Bericht zu erstatten in der Lage war. Wäre uns ein solches Aktenstück erhalten, würden wir über das damalige Ceremoniell, den Zuschnitt der rothen Frack's, die Haltung der offiziellen Ansprachen und der gnädigen Erwiderungen weit besser unterrichtet sein, als es bei solcher mangelhaften Ueberlieferung der Fall ist.

Weit wichtiger, als dies glänzende Fest ist aber für den Ruhm der ehemaligen Stadt Salurnis, was uns die alte Sage weiter berichtet. König Samson erfreute sich von seiner geliebten Gemahlin Hildeswid eines Sohnes, der Ermenrich hieß, und damit nicht zufrieden, zeugte er mit einem hübschen Kebsweibe, — vermuthlich einer flotten Curtatscherin oder einer stattlichen Brünette aus Aichholz, das unsere offizielle Sprache nun Rovere della luna nennt, einen großen, schwarzbraunen Knaben, welcher seines Onkels Namen Dietmar erhielt. Dieser Dietmar ehelichte aber Odilia, Jarls Elsungs Tochter und setzte jenen feuerschnaubenden Dietrich von Bern ans Licht, der als Amelungentrost in Liedern und Sagen fortlebt, und als Theodorich der Große in der Geschichte unsterblichen Namen führt. Salurn kann sich somit rühmen, daß

es die Wiege eines der größten deutschen Helden und Könige sei, und Niemand kann ohne fromme Rührung dies alte Castell betrachten, wo Ritter Samson die blonde Hildeswid heimlich liebte und endlich entführte, er als siegreicher Held einzog, als mächtiger König waltete, weißen Salurner und Traminer trank 2c. Der bedächtige König Samson ist längst zu seinen Vätern heimgegangen; denn als er in seinen alten Tagen gegen Süden auf Rom zog, ereilte ihn der Tod. Von all seiner Herrlichkeit wissen selbst die Salurner keine Silbe, und weder ein Jahrestag noch ein Säkulum wird ihm zu Ehren begangen. Er hatte somit wohl Recht, als er einst bei einem Festmahle sprach: „Und wenn ich todt bin, so ist auch unsere Herrlichkeit todt, welche uns unser Wohlleben gewährt." Aber auch eine andere Stelle aus einer Proklamation, die er vor dem Feldzuge nach Bern an seine Völker in Laag, Curtinig, Curtatsch, Margreit und Fennberg zu erlassen geruhte, kommt mir oft in den Sinn. „Unsere Schwerter", schrieb Seine Majestät von Salurn, „waren geröthet von Blut und schartig von Hieben, jetzt aber scheinen sie mir roth und schartig von Rost; unsere Helme sind verrostet und unsere Schilde zerborsten. Wo sind unsere Hengste, welche durchs Feuer laufen mochten, wenn man sie darauf lenkte? aber nun will jeder Ritter einen Paßgänger reiten, und nicht dünkt er ihm gut, er gehe denn so gemächlich, daß, wenn er auch am schnellsten rennt, er ihm doch nicht eine Feder von seinem Helmbusche schüttele."

Das klingt wie eine Prophetie, denn die gemüthlichen Paßgänger haben unsern Adel herrlich weit gebracht, die stolzen Schilder sind zerborsten, und viele der festesten Burgen liegen in Trümmern. Wir denken hier nur an die weithin schauende Leuchtenburg und das mächtige Kaldiff, das an der Trudener Schlucht so elegisch über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzusinnen scheint.

„Vanitas vanitatum" dachte ich mir, als ich Salurn, die einstige Residenz des höchst seligen Königs Samson, betrat, denn es war so still und öde, so schaurig schweigend, als ob selbst der „unsinnige Donnerstag" schon im Schooße Abraham's läge. Kein Sang und Klang, kein Jodler und Juchzer, kein lallender Freudenschrei eines in unsinniger Seligkeit taumelnden Bacchanten! Selbst der Aschermittwoch könnte nicht nüchterner und geräuschloser begangen werden, als der „Unsinnige" hier an der Grenze Italiens, wo doch das Carneval seine freiesten Feste begeht.

Im Gasthause hörte ich nur italienisch sprechen, flotte Bursche mit braunen Lederhosen und herausfordernden Geierfedern auf den Käppis gingen ab und zu. Es waren deutsche Gestalten mit blonden Haaren und blauen Augen, ihre Rede klang aber fremd. „Soweit", dachte ich mir, „ist es mit Salurn, der gepriesenen Vorwacht deutscher Zunge, gekommen!" —

Bald nahte der Wirth mit einem ächt deutschen Gesichte und fragte in wälscher Sprache nach meinem

Begehr. Auch du mein Brutus! Als ich ihm aber deutsch erwiderte, verzog sich sein Antlitz zum freundlichsten Lächeln, und seinen Lippen entflohen die geflügelten Worte: „Ach, sind Sie ein Deutscher! Das ist fein." — Diese Erklärung konnte mich nur auf's angenehmste berühren, obwohl es mich insgeheim ärgerte, daß er trotz der prononzierten Nationalfarbe meines germanischen Vollbartes gegen meine deutsche Abstammung den leisesten Zweifel aufsteigen lassen konnte. Doch der preiswürdige goldene Salurner, wie ihn der Gastgeber zum schwarzen Adler schenkte, ließ auch dies vergessen, und bald drehte sich das Gespräch um die Merkwürdigkeiten des uralten Ortes.

„Sonst gibt es hier nichts besonders Nennwerthes, als den Hofkeller. Das soll noch ein heidnischer Keller sein," sprach der aufmerksame Wirth.

„Ein heidnischer Keller!" Welcher Zauber lag in diesen Worten! Wenn schon die katholischen Keller in Girlan, Kaltern und Missian bei frommen Seelen eine unnennbare Sehnsucht erregen, um wie viel mehr muß ein heidnischer Keller mit seinem mystischen Dunkel die Neugierde wecken! Liest man ja auf den Schulbänken schon von dem göttlichen Naß des Falerners, des Cäcubers und anderer edlen Sorten und vom gemeinen Sabiner, vile Sabinum. Oder war dieser heidnische Keller vielleicht gar eine Ansetze Seiner weiland Majestät des Kaisers Augustus, der bekanntlich gern altrhätische Weine trank und bei Bozen den „gescheibten Thurm" als feste Saltnerhütte gebaut haben

soll? Die Sohlen brannten mir, ich mußte das seltsame Bauwerk sehen. Auf meinem Gange begleitete mich ein liebenswürdiger Herr, der Land und Leute hier kennt und über Alles freundlichen Bescheid weiß. Das Thor des alten Gebäudes, das hart am Berge liegt, flog endlich knarrend auf, und wir traten in ein zweigetheiltes Gebäude, dessen linke Hälfte einer riesigen „Ansetze" täuschend ähnlich sieht, dessen rechte Hälfte einer dreischiffigen romanischen Kirche wie ein Ei dem andern gleicht. Ja dieser ernste massive Bau mit seinen Rundgewölben, seinen romanischen, von Staub und Alter geschwärzten Säulen und seinen Emporen müßte fromme Sammlung und Andacht erwecken, wenn nicht statt der Altäre und Heiligenstatuen nur Ständer und Ständer die entweihten Hallen füllten.

Der heidnische Keller ist nach dem berühmten Trient'ner Dome das werthvollste romanische Bauwerk des ganzen Etschlandes und verdient den Besuch jedes Kunstfreundes, selbst wenn er von den jetzigen Standbildern, die sich dort befinden, nicht besonders erbaut wird. Eines ist gewiß, daß der heidnische Keller an architektonischem Werthe und kirchlicher Würde die moderne St. Andreas-Pfarrkirche weit übertrifft, und daß es nur vom guten Geschmacke der Salurner zeigt, wenn viele derselben lieber den altehrwürdigen Keller, als die heitere Pfarrkirche besuchen und dort ihrer brünstigen Andacht obliegen möchten. Der Sage nach soll ein unterirdischer Gang von hier zum Schlosse emporführen, was um so wahrscheinlicher klingt, da

öfters die aus Burgen niedergehenden Gänge in einer Kirche ausmünden. —

Als wir aus dem alten, düstern Baue getreten waren, sah Samsons graue Doppelburg so malerisch von der steilen Felsenklippe rechts nieder, daß es mich gewaltig hinaufzog, um das alte Gemäuer zu besichtigen. Allein die Versicherung meines freundlichen Führers, daß um diese Jahreszeit, wo der schmale Pfad theilweise noch beeist sei, ein solcher Gang selbst von Einheimischen nicht gewagt werde, hielt mich von meinem Vorhaben ab, so gerne ich die classische Heimat der schneearmigen Hildeswid betreten hätte. Die Burg wurde schon im Kampfe Ludwig des Brandenburgers mit den Luxenburgern gebrochen und scheint nicht mehr vollends hergestellt worden zu sein, während ihr Zugehör im raschen Wechsel an verschiedene edle Geschlechter kam. 1349 erhielt die „gebrochene Burg" mit allen Rechten und Gütern Herzog Konrad von Teck, 1497 besaß sie Leonhard Colonna von Völs, 1577 kam sie in den Besitz der zartkehligen Philippine Welser, später gehörte sie den Lichtensteinern, Wolkensteinern, den Grafen von Thun, den Grafen von Zenobio und zuletzt den Zenobio-Albrizzi. Nun dient die zerbröckelnde Veste, die selbst in ihrem Zerfalle noch so trotzig, stolz und majestätisch wie ein gothischer Recke niederblickt, als Standpunkt der krachenden Pöller an festlichen Tagen. Im Glanze magischer Verklärung strahlt aber die prächtige Höhenburg am St. Josephiabend, an dem sie mit bengalischem Feuer beleuchtet

wird. Dann sollen die mächtigen Mauern, Thurm und Zinnen einen feenhaften Anblick gewähren, und die alte Burg wie ein Zauberschloß in glänzender, unbeschreiblicher Märchenpracht strahlen.

Allein Märchen und Sagen verklären auch in gewöhnlichen Tagen diese Ruine mit ihrer Poesie. Wer kennt nicht die Erzählung vom Christof Platzebner, der im Jahre 1688 in dem Keller der Ruine Fässer voll köstlichen Weines fand und von diesem uralten edlen Safte, der stark wie Feuer und milde wie Oel war, mit Bewilligung der drei alten geisterhaften Männer nach Belieben holen durfte. Als er aber das süße Geheimniß ausgeplaudert hatte, war der Keller in die Tiefe gesunken, doch einer der drei Männer gab ihm dreißig uralte Thaler, vermuthlich aus Rüdigers oder König Samsons versunkenem Schatze. Allein der arme Platzebner konnte sich der Gabe nicht mehr lange freuen, denn nach zehen Tagen bezahlte er seine Weinzeche und das Brechen des Geheimnisses mit seinem Leben. Die zwei alten riesigen Flaschen, die er aus der Burg geholt hatte, wurden lange auf dem Rathhause aufbewahrt, sind aber seit längerer Zeit schon spurlos verschwunden. Diese Sage, die zuerst in den „Nachrichten von Geistern, Frankfurt 1737“ erschien, hat durch ganz Deutschland die Runde gemacht und der selige Christof Platzebner spukt noch in allen deutschen Mythologien.

Wir sagten dem kühnen Gemäuer auf schwindelnder Höhe Lebewohl und schlugen den Weg zur Linken ein,

wo wir alsbald zur gefrorenen Cascade des Titschbaches kamen, der sonst zwischen dem Buchholzer- und Geierberg mächtig niederrauscht. Heute hüllte er sich aber trotz des „Unsinnigen" in vornehmes, kaltes Schweigen, nur seine aristokratische Höhe und der vornehme Faltenwurf seiner glänzenden Kleidung waren imponirend. Welchen mächtigen Eindruck muß der edle Titschbach machen, wenn er schäumend und donnernd in eilenden Wellen aus einer Höhe von nahezu 200 Fuß zwischen den malerischen Felswänden niederstürzt und schäumt und kocht und zischt! Seinen Namen verdankt er wohl dem rollenden Donner seines Sturzes. „Er gewinnt", sagt Staffler, „bei größerem Wasserreichthum eine Majestät, wie sie nur wenigen Sturzbächen des Landes eigen sind", und wir fanden diese Behauptung bei näherer Betrachtung so bestätigt, daß wir unsern edlen Titschbachfall zu den Aristokraten seiner klangvollen Sippe zählen müssen. Mit den Stuibenfällen bei Reutte und bei Umhausen nimmt er jedenfalls die Wette an, und wenn die lieben Salurner das Spekulationstalent der Schweizer besäßen, wäre diese unbekannte Größe längst von Naturfreunden aus Nah und Fern belagert.

An diesem Punkte haftet auch eine höchst merkwürdige Sage, die mir seiner Zeit von Joh. Bapst. Schöpf, dem fleißigen Erforscher der tirolischen Mundarten, übersandt wurde. Sie lautet: „Einmal wollten zwei Knaben in den Wald gehen, um dort Holz und Reisig zu sammeln. Als sie am Schlunde, der sich

hinter dem Wasserfalle befindet, vorübergiengen, steckte am Rande desselben ein großes Schwert mit goldenem Griffe. Die Knaben traten hinzu und zogen die alte Waffe mit Mühe halb aus dem Boden. Da sie aber gute Kinder waren, ließen sie das Schwert stehen und giengen weiter. Als sie am folgenden Tage wieder waldwärts giengen und am Schlunde vorüberkamen, stieg plötzlich ein großer Mann in reicher, altmodischer Kleidung herauf, erhaschte den ältern Knaben, der entfliehen wollte, und nahm ihn mit in die Tiefe, wo ein prächtiges Schloß stand, in das der fremde Mann den Knaben führte. Sie traten in einen großen Saal, in dessen Mitte ein mächtiges Feuer flammte. Nun sprach der majestätische Mann: „Hättest du das Schwert, das dir bestimmt war, ganz herausgezogen, so hätte dir Niemand widerstehen können, und ich wäre erlöst. Jetzt muß ich aber wieder ins Feuer zurück.“ Flugs stürzte er sich in die prasselnden Flammen; der erschrockene Knabe eilte aus dem Schlosse und befand sich plötzlich wieder oben am Rande des Schlundes.“ Wer erinnert sich hier nicht an Sigmunds Schwert, das ihm Odhin verlieh? Der Gott trat mit einem Schwerte in der Hand an den Kinderstamm, der mitten in Wölsungs-Halle stund, und stieß es in den Stamm, daß es bis ans Heft hineinfuhr. Niemand wagte es, den fremden Mann anzureden. Er aber sprach: „Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, dem soll es gehören, und wird er selber gestehen, daß er nie ein besseres Schwert in den Händen trug.“

Darauf schritt er aus der Halle und verschwand. Nun versuchten Alle, das Schwert herauszuziehen, allein keinem gelang es, bis Sigmund, König Wölsungs Sohn, hinzutrat. Der zog es heraus, und es war, als wenn es los da vor ihm läge. Mit diesem Schwerte gewann Sigmund viele Schlachten, und nur am Ende des Lebens versagte es ihm. Die Beziehung zwischen unserer Sage und dieser Erzählung der Wölsungensage ist unbestreitbar. Wunderbar ist es aber, wie ein Rest dieser altgermanischen Mythe sich gerade hier am äußersten Saume deutscher Zunge bis auf den heutigen Tag forterhalten hat. Man überläßt sich hier um so lieber dem Eindrucke alter Mähren, die von deutscher Macht und Herrlichkeit erzählen, als die Gegenwart hier nicht dazu angethan ist, ein deutsches Herz mit Hochgefühlen zu schwellen.

Ueber dem Titschbachfalle zieht sich das liebliche Mittelgebirge hin mit sonnigen Feldern, zerstreuten malerischen Gehöften und dunkeln Baumgruppen, bis der höhere Wald dies bunte Bild abschließt. Terassenförmig zieht sich das gesegnete Gelände hinauf in nordöstlicher Richtung bis zum hochgelegenen Gfrill, das in wiesenreicher Bergmulde liegt, durch die ein Weg nach Fleims hinüberführt. Buchholz, das so licht und freundlich herablickt, dies ganz deutsch klingende „Buchholz“ ist durch den romanischen Hang des Klerus schon beinahe ganz verwälscht, hatte seit Jahren nur eine wälsche Schule, und selbst die deutsche Jugend mußte dem fremden Idiome als Opfer sich beugen.

Erst vor kurzem drang endlich die Regierung darauf, daß wieder, wie einst, die deutsche Sprache zu Ehren komme; jedenfalls ist es auch Pflicht der deutschen Presse, ein wachsames Auge auf solche Vorgänge an der deutschen Sprachgrenze zu haben und energisch für die bedrohte deutsche Sache einzustehen.

Wir wandten uns zurück gegen Salurn. Uns gegenüber ragte im Westen der kahle Felsenkoloß des Fennberges, der im Sommer den guten Salurnern so tüchtig einheizt; gegen Süden ziehen sich die Gebirge beiderseits näher zusammen und bilden den seit alter Zeit berühmten und viel umkämpften Engpaß von Salurn. Nach alten Chronisten erschlug der römische Feldherr Marius hier 140,000 Germanen und nahm 60,000 gefangen. Da waffneten sich die Frauen mit der todten Männer Rüstungen, drangen zornmuthig auf die Römer ein, und es erhob sich eine blutige Schlacht. Als sie sich aber dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen sahen, stürzten sie sich mit ihren Kindern in die gerötheten Fluthen der Athesis (Etsch). Am meisten und blutigsten wurde hier zwischen Langobarden und Bajuwaren gerauft. Hier wurden auch die im Jahre 575 unter Cramnichis' Führung anstürmenden Franken von den Langobarden vollständig geschlagen, und ihr Führer blieb auf dem blutigen Walfelde. In den Jahren 1796, 1797 und 1809 war dieser Paß der Schauplatz heißer Kämpfe zwischen Oesterreichern und Franzosen. Wie still und ruhig lag nun die Gegend vor uns, — selbst das leise

Rauschen der nicht fernen Etsch drang nicht zu uns herüber!

Wir betraten bald wieder das Mittelzimmer im Gasthause, und im innern Gemache führten die früher genannten Burschen lautes, wälsches Gespräch. Auf mein Befremden darüber theilte mir mein ortskundiger Begleiter mit, daß dies Sänger aus dem 1½ Stunde entfernten Dorfe Mezzotedesco seien. Wie in Deutschtirol beinahe jedes größere Dorf eine Musikbande besitze, so erfreue sich manche italienische Gemeinde einer Sängergesellschaft von jungen Burschen. Die anwesenden schmucken Mezzotedeschen bildeten eine Art Liedertafel und seien so gute Patrioten, daß sie manchen Herren im fabelhaften Trentino keine Freude machen. „Diese brave Sängerzunft“, schloß er, „ist nun heraufgezogen, den Giovedi crasso hier zu feiern, und wir können uns auf ihren Gesang nur freuen. Sie ist tüchtig geschult und hat ausgezeichnete Stimmkräfte.“ Kaum war diese Bemerkung gemacht, als im gewaltigen Chore die Kaiserhymne erklang, so voll und mächtig, wie ich sie nie vernahm. Man mußte über die Fülle und Macht dieser mezzotedeschischen Kehlen mit Fug und Recht sich verwundern. Es klang wie Orgelton und Glockenklang. Und als die Hymne verklungen war, klirrten die Gläser, gefüllt mit goldenem Salurner, und stürmische Evviva's wurden auf den Imperatore Giuseppe Francesco ausgebracht. Und nun folgte Lied auf Lied, Chor auf Chor im raschen, entzückenden Wechsel. Und all die Piècen wurden mit einer Vir-

tuosität und Präcision, mit so vielem Gefühl und Geschmack vorgetragen, daß selbst die Liedertafeln mancher deutschen Stadt die Sängerzunft von Mezzotedesco darum beneiden möchten.

Während einer Pause erklang plötzlich ein deutsches Lied, von Knaben gesungen, im Vorderzimmer. Wir traten hinaus und fanden fünf kleine Bürschlein, die lustig in die Wette sangen. Dieselben waren gut geschult und schmetterten ihre Lieder, wie fröhliche Lerchen. Selbst die Vetreter der italienischen Sangeskunst, welche neugierig herbeigeeilt waren, bewunderten die wackern Sänger, die über ein reiches Repertoir geboten und ein Lied nach dem andern in unermüdlichster Weise anschlugen. „Evvivano i fratelli“ rief der mezzotedeschische Chorführer, und die wälschen und deutschen Nachtigallen ließen sich hochleben und zogen sich bald in brüderlichem Vereine in das große Zimmer zurück, wo nun Lieder beider Zungen abwechselnd ertönten. Ja, die deutschen Knaben begleiteten die italienischen Weisen mit ihren hellen Glockenstimmen, und die Wälschen versuchten sich in deutschen Liedern. Möchte doch ein solches Band liebenswürdigster Eintracht ganz Deutsch- und Wälschtirol verbinden, und möchte man in solcher Harmonie das Gute und Schöne und die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes pflegen!

Bis tief in die Nacht saßen wir bei dem goldenblinkenden Weine und bei reger belehrender und erheiternder Wechselrede, während im anstoßenden

Zimmer deutsche und wälsche Lieder in die Wette erklangen.

Als ich am lauen, feuchten Morgen über den Pfarrplatz gieng, fragte mich ein Geistlicher:

„Haben Sie sich gestern gut unterhalten? Es ist ja auch gesungen worden?“

„Ja, sehr angenehm gieng der Abend vorüber, und ich werde zeitlebens an den „„Unsinnigen““ in diesem Dorfe denken“, entgegnete ich. „Die Deutschmeßer scheinen auch sehr gute Oesterreicher zu sein, denn sie eröffneten ihren Sängerkrieg mit einem begeisterten Vortrage des Kaiserliedes.“

„So, so“ — erwiderte der Hochwürdige, und seine Brauen zogen sich düster zusammen — „so und nicht mit der Piushymne?“

„Nein, mit dem Kaiserliede“, war meine gemessene Antwort.

„Aber dann werden sie doch das Papstlied secundo loco gesungen haben?“ —

„Wüßte nicht“, versetzte ich. „Ich habe die Pius-hymne meines Wissens nie gehört.“

„So, seltsam, seltsam — nicht einmal secundo loco!“ — murmelte der Priester im tiefen Nachsinnen.

Ich dachte mir aber, soll es in Tirol noch soweit kommen, daß eine Sängergesellschaft in Acht und Bann gethan werden sollte, wenn sie ihren Liederreihen nicht mit der Piushymne eröffnet? —

„Also Sie kennen das Papstlied nicht? Wird es

bei Ihnen nicht gesungen?“ forschte der Diener des Herrn weiter.

„Nein, bei meiner Ehre, ich kenne das Lied nicht, — denn bei uns Hyperboräern wird außer andern Liedern meist nur die Kaiserhymne gesungen, die jedem Kinde geläufig ist.“

„Das ist seltsam, seltsam,“ murmelte er fort.

Mir kam aber noch seltsamer vor, daß man seine päpstliche Heiligkeit in eine profane Unterhaltung der Fastnacht hereinziehen und dieselbe mit dem Piusliede eröffnen sollte.

Giengen die Wünsche mancher Herren in Erfüllung, würde freilich selbst „am Unsinnigen“ beim schwarzen Adler in Salurn die lauretanische Litanei oder ein Glaubenseinheitsbittgangslied gesungen. Jedoch die Nachkömmlinge der Mannen des fröhlichen Königs Samson, welche hier an der Grenzwarte deutsche Sprache und Sitte pflegen, werden auch das frische, freie, deutsche Lied hochhalten, und wir hoffen, daß das Carneval in Zukunft nach deutscher Weise noch lauteres, bunteres Leben entwickeln werde, als dies im Jahre des Heil's 1868 der Fall war.

---



